H. Lit. P. Birch-Hirschfeld
61 ge - 1

GESCHICHTE

DER

FRANZÖSISCHEN LITTERATUR

SEIT

ANFANG DES XVI. JAHRHUNDERTS.

VON

ADOLF BIRCH-HIRSCHFELD.

ERSTER BAND.

DAS ZEITALTER DER RENAISSANCE.

STUTTGART 1889.
VERLAG DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG
NACHFOLGER.

31 D

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Erstes Buch.

Das Zeitalter Ludwig's XII. und Franz' I.

Le Maire. Marot. Margarete von Navarra. Rabelais.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1. Kapitel.

Humanismus und Reformation.

1.

In Wissenschaft und Dichtung, in Kunst und Leben gelangt die Kultur der Renaissance zu voller Blüte und reichem Fruchtansatz unter der Herrschaft des Königs Franz I. und seines Sohnes und Nachfolgers, aber vorbereitet und empfänglich für die Aussaat der neuen Bildung wird der Boden schon durch die vorläufigen Versuche während der letzten Jahre des 15. und der ersten Dezennien des 16. Jahrhunderts [1]). Vor allem gewinnt seit dem Regierungsantritt Ludwig's XII. das Studium der alten Sprachen und Litteraturen an Umfang. Selbst am königlichen Hofe gab es eine Anzahl einflussreicher Männer, die sich im Besitz der neuen Bildung fühlten und ihrer Beförderung geneigt waren. Der König, noch in mittelalterlicher Ueberlieferung aufgewachsen, ein Freund der Spässe der Bazoche und der „sorgenfreien Kinder“ [2]) ist doch von dem neuen Strom, der in das geistige Leben seines Volkes eintritt, nicht unerfasst geblieben. Der Ehrenname „Vater des Volkes“, den ihm die Stände zu Tours im Jahre 1506 verliehen haben, ist schon ein merkwürdiges Zeichen, wie sich allmählich ein Gefallen daran einfand, selbst im öffentlichen Leben klassische Erinnerungen zu verwerten [3]). Ludwig hatte bald nach seiner Thronbesteigung, als Urenkel Galeazzo's III., von Mailand Besitz ergriffen, er war mit Ferdinand von Aragon zur Eroberung Neapels in Verbindung getreten und hatte somit die

italienische Politik seines Vorgängers aufgenommen und blieb seine ganze Regierung hindurch in die Angelegenheiten Italiens verwickelt; kein Wunder, dass die politischen Händel auch eine lebhafte Berührung mit der in diesem Lande einheimischen Kultur zur Folge hatten, und dass besonders die klassischen Studien beim französischen König und in seiner Umgebung Berücksichtigung und freundliche Aufnahme finden. Schon Karl VIII. hatte den Veroneser *Paulus Aemilius* mit einem Jahrgehalt bedacht, damit er seine Thaten der Nachwelt überlieferte, unter seinem Nachfolger bleibt Paulus „orateur et chroniqueur du roi" und macht den Versuch, als der erste nichtgeistliche Geschichtschreiber Frankreichs, die mittelalterliche Geschichte des Landes im Stile des Thukydides und des Livius zu behandeln[4]). Ein anderer, der Piemontese *Claude de Seyssel*, erst Rechtslehrer in Pavia und Turin, folgt der Einladung Ludwig's XII. nach Frankreich, wird sein Biograph und überträgt, unter dem Beistand des Griechen *Laskaris, Diodor, Xenophon*, *Thukydides*, *Justin* und *Appian* ins Französische[5]). *Octavien de Saint-Gelais* widmet um 1500 Ludwig XII. eine Uebersetzung der *Aeneis* und der Episteln *Ovid's*. Zahlreiche kostbare Handschriften wurden nach der Einnahme von Mailand nach Paris geschafft — multarum Italicarum spoliis superbam — nennt später Casaubonus die königliche Bibliothek[6]). Nachdem im Jahre 1507 schon das erste griechische Buch in Frankreich gedruckt worden, berief Ludwig Hieronymus Aleander als Lehrer der griechischen Sprache an die Pariser Universität; dieser liess ein griechisch-lateinisches Wörterbuch und eine griechische Grammatik in den Jahren 1512 und 1513 in Paris erscheinen[7]).

In hohem Grade persönlich interessiert und befähigt, für die Einbürgerung der klassischen Studien in Frankreich zu wirken, war Ludwigs zweite Gemahlin, *Anna von Bretagne*, welche die Ausbildung der gesellschaftlichen Sitten wirksam zu befördern unternahm, indem sie zuerst am französischen Hofe sich mit einem Kreis von jungen Mädchen vornehmer Herkunft umgab[8]), weshalb sie *Jean Marot* „la soustenance aux

demoiselles“ nennt; aber sie wird auch gerühmt als Gönnerin und Freundin von wissenschaftlich gebildeten Männern, „de toutes gens de sçavoir, tous beaulx esprits par povreté batuz“. Anna von Bretagne ist die erste Frau aus fürstlichem Geschlecht in Frankreich, die eine gelehrte Erziehung im Geiste der Renaissance genossen und Griechisch und Lateinisch getrieben hat. Sie schrieb an ihren Gemahl nach Mailand lateinische Briefe in Versen, wohl unter Beihilfe ihres Sekretärs, des neulateinischen Poeten *Publius Faustus Andrelinus*, des preisgekrönten Mitgliedes der römischen Akademie, worauf die Antworten *Jean d'Auton*, einer der Historiographen des Königs, zu verfassen hatte. Ihre Bibliothek zu Blois bestand an gedruckten Büchern und Manuskripten (die grösstenteils aus Neapel mitgenommen waren) aus 1140 Bänden[9]), Männer von Bildung und von gelehrter Erziehung wurden an ihrem Hofe bevorzugt; der Ehrenritter der Königin, *de Grignaux*, war in den europäischen Sprachen bewandert und galt für sehr gelehrt und weise; einen anderen einflussreichen Edelmann ihrer Umgebung, *Guillaume de Bissipat*, schildert ein Zeitgenosse als „vollendet“ in der Kriegskunst und in der „lateinischen, griechischen und gemeinen Beredsamkeit“[10]).

Ein alter Diener des bretonischen Hofes schon vor der Verbindung Anna's mit Ludwig XII. war der Verskünstler *Jean Meschinot*, der Verfasser der vielgelesenen „Lunettes des Princes“, der älteste, im Jahre 1509 aus diesem Kreise ausscheidende der Hofpoeten, zu denen man rechnen darf: Crétin, Kaplan des Königs, Jean le Maire aus Belges, seit 1513 königlicher Historiograph, Jean d'Auton, Abt von Aigle, Jean Marot, Vater Clément's, Jacques de Bigne, Kammerdiener und Poet, Macé de Villebresme, der dem König in gleicher Eigenschaft diente, André de la Vigne, Verfasser des „Ehrengartens“, Meister Guillaume de Lauzay, Bibliothekar, und Jean Bouchet[11]), Prokurator zu Poitiers. Diese Vertreter der „hohen Beredsamkeit“, rhetoriqueurs oder orateurs, wie sie sich selber nennen, pflegen am französischen Hofe die verschiedenen Gattungen der Litteratur im Geiste der *burgundischen* Schule[12]),

in deren Ueberlieferung sie gebildet und erzogen sind, und als deren Fortsetzer sie einerseits das ererbte Inventar von poetischen Gedanken und Formen übernehmen und weiter bearbeiten, andererseits aber auch Berührungen mit dem aus den klassischen Studien hervorgehenden Geiste nicht unzugänglich bleiben. Diese Schule bestimmt und beherrscht in den Jahren Ludwig's XII. und noch unter König Franz bis in das zweite Drittel des Jahrhunderts hinein Urteil und Geschmack in litterarischen Dingen, erst Clément Marot gelingt es, dem pedantischen Ernst und schwerfälligen Witz der burgundischen Poeten und ihrer Nachfolger thatsächlich mit Erfolg die Spitze zu bieten. Unterdessen verbreitet sich der Humanismus so schnell in Frankreich, und ihm wird so grosse Anerkennung zu teil, dass ein heranwachsendes Geschlecht sich in seine Schule begibt: die älteren Humanisten, die entweder ihre Bildung sich selbst verdanken, oder erst im Mannesalter für die klassischen Studien gewonnen waren, werden die Lehrer einer Jugend, die nun schon in der Ueberlieferung einer klassischen Erziehung aufwächst und von Anfang an in der Welt der neuen Bildung heimisch ist. Dieser Jugend konnte es erst bestimmt sein, für die nationale Dichtung und Litteratur die Folgerungen aus den durch das Studium der Antike gewonnenen Ideen und Anschauungen zu ziehen.

Unter Franz I. ist dies aus den Kollegien der Humanisten hervorgehende, ins Leben eintretende Geschlecht noch nicht vorhanden. Die Männer, deren Namen die schöne Litteratur vertreten, sind noch in der älteren Weise erzogen worden, und sie finden sich von der neuen Bildung nur berührt, nicht durch dieselbe von Jugend auf erfüllt. So begnügt man sich denn in diesem Zeitalter, das doch vor allem schon als das Zeitalter der Renaissance gilt, vorläufig damit, in der Nationallitteratur der vorhandenen alten Ueberlieferung zu folgen, und nur in Einzelheiten schon hie und da die aus den alten Sprachen und Litteraturen gewonnene Wissenschaft und Erkenntnis zu verwerten.

Während der Regierung Ludwigs XII. war dem Huma-

nismus Anerkennung und Förderung nicht versagt worden; unter seinem Nachfolger aber erfüllt alle bevorzugten Geister der Nation eine innige Ehrfurcht und begeisterte Bewunderung für das Wirken und Schaffen des Altertums und siegreich bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass allein die klassischen Studien jeder höheren Erziehung Grundlage zu bilden hätten; und die Rücksicht auf die Praxis, auf „die Erziehung fürs Leben“ wird in dieser Forderung durchaus vorangestellt.

So wenig wie seine sonstigen Regierungshandlungen in der inneren und äusseren Politik, sind die aus dem Bildungseifer König Franz' I. hervorgehenden Ergebnisse Wirkungen eines stetigen, zu überlegter That fortschreitenden, zielbewussten Willens gewesen. Er streifte selbst ausserordentlich nahe die Gefahr, geradezu bildungsfeindliche Massregeln gutzuheissen, als er einmal auf Antrag der Sorbonne (1534/35) „bei Strafe des Strickes“ den Neudruck und Wiederabdruck jeglichen Werkes von besonderer Genehmigung abhängig zu machen gedachte[13]); aber gleichwohl, von Jugend auf erfüllte den König ehrfürchtige Achtung für die „guten Wissenschaften“ — quae et re sunt ipsa et appellantur bonae*) — und *Arthur Gouffier*, seit 1506 sein Erzieher[14]), der auf seinen Kriegszügen in Italien die dortige Kultur schätzen gelernt hatte, hat ohne Zweifel seine eigene Begeisterung für die Bildung der Renaissance auch in der Seele seines Zöglings zu erwecken gewusst. Waren die Kenntnisse des jungen Fürsten auch lückenhaft geblieben, und hatte er sich durch das Lesen von Ritterromanen eine eigene Art von Lebensideal gebildet, so war doch seine Hochschätzung der neuen Bildung aufrichtig, und er bezeugte sie auch damit, dass er später den eigenen Kindern durch berufene Lehrer eine humanistische Erziehung geben liess[15]). In Italien gefiel man sich frühzeitig in dem Gedanken, Franz als den künftigen Beförderer der neuen Kultur und Wissenschaft zu betrachten und ihn im voraus als den Fürsten zu preisen, der die

*) Leo X. an Erasmus. (Erasmus, Epist. Opus. Bas. 1538. S. 73.)

italienische Bildung in Frankreich einführen, und das Vorurteil des französischen Adels gegen dieselbe siegreich bekämpfen würde. „Man hat mir berichtet," erzählt Giuliano de' Medici bei Castiglione, „dass er die Wissenschaften aufs höchste liebe und achte, und dass er die Gelehrten ausserordentlich schätze und seine eigenen Franzosen tadelt, weil sie selbst diesem Beruf so abgeneigt wären"[16]. Die auf Franz gesetzten Hoffnungen schienen sich bald zu erfüllen.

Zuerst führte die Politik den jungen König in das Heimatland der Renaissance; auch er macht die französischen Ansprüche auf Mailand wieder geltend, und bei seinem Aufenthalt in Italien bildet sich Sinn und Geschmack für die Werke der Wissenschaft und Kunst bei ihm aus, und es entsteht in ihm in höherem Grade als bei seinem Vorgänger die Neigung, durch die neue Bildung das Leben zu verschönern. Siegreich bei Marignano, auf dem Schlachtfelde von Bayard zum Ritter geschlagen, Herzog von Mailand, in Frieden mit den Schweizern, mit Venedig, Karl von Spanien und Leo X., wetteifert er mit den Fürsten Italiens in Beflissenheit, Künstler und Gelehrte an seinen Hof zu ziehen und zu unterstützen, so dass von seinen neuen Unterthanen schon einer äussern konnte: „Es ist nur ein Italiener mehr!" Seine rege Empfänglichkeit für die Interessen des Humanismus bestimmte seine Zeitgenossen, die nach langer „gotischer" Finsternis „den Wissenschaften Licht und Würde wieder verliehen" sahen, König Franz als den „Vater" und Wiederhersteller der wahren Bildung zu feiern. Gelehrte und Dichter wiederholen dies Lob; ein Erasmus, ein Budé, ein Héroet, ein Marot, ein Robert Estienne verkünden es in lateinischer, französischer und griechischer Sprache. „O roy heureux," ruft Marot aus, „soubz lequel sont entrez (presque periz) les lettres et lettrez," und Estienne Pasquier, der Franz I. „den Wiederhersteller der guten Wissenschaften" nennt, „dessen Beispiel eine Fülle guter Köpfe auf den guten Weg brachte", fasst später nur in wenigen Worten zusammen, was die älteren Zeugen der Regierung des Königs überall ausgesprochen hatten. Selbst

Gaspard de Tavannes rechnet unter die drei „ehrenvollen Handlungen", die Franz den Namen des Grossen verschafft, „die Wiederherstellung der Wissenschaften"[17]).

In der That ist diese ehrende Anerkennung nicht allein erworben durch blosse Empfänglichkeit und huldvolles Entgegenkommen, sondern durch Regierungshandlungen, deren geistiger Urheber der König vielleicht nicht immer war, zu deren Vollziehung er sich jedoch durch den Rat von Männern bewogen fühlte, die er selbst erst in seine Nähe gerufen hatte.

Dies Bestreben Franz' I., die Sache der „guten Wissenschaften" zu fördern, bethätigt sich nach verschiedenen Richtungen. Fähige Lehrer der alten Sprachen werden berufen und angestellt, bedeutende Gelehrte werden vom König befördert und begünstigt, Einrichtungen treten ins Leben, die eine klassische Erziehung der Jugend ermöglichen und der Ausbreitung der humanistischen Studien und Kenntnis der alten Schriftsteller dienen sollen.

So wird *Janus Laskaris*, der einst im Gefolge Karl's VIII. nach Frankreich gekommen war, neuerdings (1518) aus Rom als Lehrer des Griechischen berufen. Zugleich wirkt ein anderer Grieche, *Angelus Vegetius* aus Kreta[18]), als Kalligraph und Hersteller zahlreicher griechischen Handschriften (1535—1565), ist Lehrer des Henri Estienne und liefert die Vorlage zu jenen griechischen Typen, von denen gesagt ist, dass die mit ihnen gedruckten Bücher „non invitant tantum sed etiam aliquo modo rapiunt ad se legendos"*).

Bald nach seiner Thronbesteigung hatte Franz I. versucht, das anerkannte Haupt des Humanismus für Frankreich zu gewinnen, *Erasmus von Rotterdam*. Die wiederholten Bemühungen blieben erfolglos. In einem Schreiben an Poncher entschuldigt Erasmus die Nichtannahme der Berufung durch sein Alter und durch seine Verpflichtungen gegen seinen angestammten Fürsten Karl**). Gelang es dem König nicht,

*) Vettori, bei Bayle. Dict. hist. et crit. (Basle 1741) II, 506, Anm.

**) Erasmi Epist. Corpus (Bas. 1538) S. 11, Februar 1518; u. S. 42 f.

diese Grösse ersten Ranges zu gewinnen, so fehlte es doch nicht an einem Kreis gelehrter und verdienstvoller Männer, die den Eifer des Königs für die Wissenschaften rege zu erhalten verstanden. *Pierre Duchastel* (Castellanus) war unter diesen Männern einer der einflussreichsten. In bescheidenen Verhältnissen geboren, im Griechischen sein eigener Lehrer, eine Zeitlang als Korrektor bei Froben in Basel fungierend, war er an Franz empfohlen und von diesem zum Vorleser ernannt worden, nacheinander wurde er Bischof von Tulle, Mâcon, Orléans und fand wiederholt Veranlassung, den König zu bestimmen, sich der Vertreter des Humanismus, eines *Robert Estienne*, eines *François Rabelais* gegen die Anfeindungen der Sorbonne anzunehmen[19]). *Guillaume Pellicier* (1490—1568), Bischof von Maguelonne, vielfach im diplomatischen Dienste verwendet, sammelte in besonderem Auftrage des Königs als Gesandter in *Venedig* wichtige Handschriften und berichtet (in einem Schreiben vom 14. August 1540), dass er zum Zwecke der Vervielfältigung allein acht Schreiber in seine Dienste genommen habe[20]). *Georges de Selves*, Bischof von Lavaur, der Sohn des gelehrten Parlamentspräsidenten Jean de Selves, übersetzte eine Auswahl aus den Lebensbeschreibungen von *Plutarch*[21]); der Leibarzt des Königs, *Wilhelm Cop* aus Basel (gestorben 1532), ist der gelehrte Herausgeber der griechischen medizinischen Schriftsteller und Uebersetzer von *Hippokrates*[22]). Auch sein Berater in geistlichen Fragen, *Guillaume Petit* (Parvi), der Beichtvater des Königs und Bischof von Senlis, ein eifriger Büchersammler, ist ein warmer Freund der humanistischen Studien, er und François de Rochefort, einer der Erzieher Franz' I., haben diesen vornehmlich darauf gebracht[23]), Erasmus nach Frankreich zu berufen, wenn sie auch ebenso wenig wie der bildungsfreundliche Bischof von Paris, *Estienne Poncher*, es erreichten, das Haupt des Humanismus zur Aufgabe seines Baseler Wohnsitzes zu bestimmen.

Zu der Zahl dieser humanistischen Prälaten am Hofe Franz' I., die in der That keine unbeträchliche ist, und von

denen ein Teil dank ihrer Bildung und Gelehrsamkeit in einflussreiche und einträgliche Stellungen aufrückte, kommen noch einige Männer, die gleichfalls im öffentlichen Dienst des Königs verwendet, Inhaber hervorragender Aemter in Staat und Kirche waren und der Beförderung der klassischen Studien die lebendigste Teilnahme widmeten. Da sind die drei Brüder *Du Bellay*, *Jean*, Bischof von Paris, Kardinal der römischen Kirche und zuletzt Erzbischof von Bordeaux (1492—1560), der Gönner *Rabelais'*, *Guillaume*, Seigneur *de Langey*, Krieger, Staatsmann und Gelehrter (gestorben 1543), von dem die Grabinschrift im Geschmack seiner Zeit rühmt, dass er „mit der Feder und dem Schwerte Cicero und Pompeius übertroffen habe", und endlich *Martin du Bellay*, Fürst von *Yvetot*, wie sein Bruder dem Könige mit dem Schwerte dienend und in seinen Denkwürdigkeiten mit der Feder das Gedächtnis der Regierung Franz' I. verteidigend*). Ein anderer hoher kirchlicher Würdenträger, wie Jean und Guillaume du Bellay, Beschützer Rabelais' und Freund der „guten Wissenschaften" ist *Odet*, Kardinal von *Chastillon*, Bruder des Admirals Coligny.

Vor allem aber erhält die grosse Bildungserneuerung, die von dem Zeitalter Franz' I. ausgeht, ihren Ausdruck durch den Namen *Guillaume Budé*[24]), den ersten grossen Humanisten Frankreichs, den von seinen Zeitgenossen an Reichtum und Tiefe der Gelehrsamkeit keiner übertroffen hat. Kurz nach dem Regierungsantritt des Königs hatte *Budé* seine Abhandlung „De asse" (1514) veröffentlicht und in diesem Werke zugleich dem französischen Humanismus das Merkmal bestimmt, das ihn vom italienischen unterscheidet: bei den Italienern das vorwiegende aus einer künstlerischen Lebensauffassung hervorgehende Interesse für die ästhetische und philosophische Seite der klassischen Studien, bei den Franzosen die Teilnahme für den geschichtlichen und sprachlichen Stoff und das Streben nach einer auf Durchdringung der Realien

*) C'est iciy plustost un plaidoyer pour le roy Françoys, contre l'empereur Charles cinquiesme, qu'une histoire. (Mont. Essais II. Kap. 10.)

beruhenden encyklopädischen Bildung (orbicularis disciplina*). Budé fand bei dem Könige Verständnis für seine Bestrebungen. „Hellenist, ehe es in Frankreich griechische Bücher und Lehrer gab, Latinist und Romanist vor *Cujas*, Antiquar, als man noch allein in Italien mit Münzen und Inschriften sich beschäftigte," ist Budé der echte Vertreter des älteren, durch Selbstunterricht auf die Höhe der Bildung gelangten Humanistengeschlechtes, wie er auch nie bei seinem ausgebreiteten Wissen und der Fülle seines Wortreichtums und seiner Sachkenntnis zu einer stilistischen Beherrschung der alten Sprachen in seinen zahlreichen lateinischen Schriften und griechischen Briefen durchgedrungen ist.

Während Budé sich unter Karl VIII. und Ludwig XII. vom Hofe fern gehalten hatte, gelang es König Franz, ihn heranzuziehen; 1520 ist Budé Zeuge der Zusammenkunft des französischen und des englischen Herrschers auf dem Felde des Drap d'or, 1522 wird er zum Requetenmeister ernannt, er erhält das Amt eines königlichen Bibliothekars (Maître de Librairie) und stellt in den folgenden Jahren (1522—1527) in an Franz I. und dessen Söhne gerichteten Schriften: „De studio litterarum recte et commode instituendo" und „De Philologia" gleichsam das Programm des französischen Humanismus unter Teilnahme des Königs auf; und auch in seiner 1534 erschienenen Abhandlung *De Transitu Hellenismi ad Christianismum* wendet er sich wieder an Franz I., um das Griechische gegen den Vorwurf der Religionsfeindlichkeit in Schutz zu nehmen und eine Verbindung zwischen Humanismus und Christentum herzustellen, die vielen der edleren Geister der Nation am Herzen lag.

Diese Schriften suchen Begeisterung für die edle Menschlichkeit der Werke des Altertums zu erwecken und eine nutzbringende Verwertung derselben anzubahnen. Die Wissen-

*) Ex elementis doctrinarum discendique cunabulis progredi ad summum oportet disciplinae orbicularis. (De stud. Litt., Bud. Opp. 1557, S. 10.)

schaft gelangt zum Bewusstsein ihrer Aufgaben, ihrer Pflichten und ihrer hohen Bestimmung.

Indessen findet Budé Zeit, in seinen *Commentarii Linguae Graecae* (1529) ein Werk zu vollenden, das mehr als irgend ein anderes das Studium des Griechischen in Frankreich begründet hat, während einige Jahre später der Buchdrucker und Latinist *Estienne Dolet*[25]) in seinen *Commentariae Linguae Latinae* (1536) Aehnliches für die lateinischen Studien leistet. „Hier tritt uns die grossartige Ausdauer und Geduld siegreich entgegen, der keine Mühe zu gross ist, um die Wissenschaft von den Worten und Dingen sicher zu begründen.“ Aus der Schule Budé's ging jener Hellenist hervor, der der heranwachsenden Generation, den Amyot, Barnabé Brisson, Dorat, Henry Estienne die Wege gewiesen hat: *Petrus Danesius*[26]) (Pierre Danès) aus Paris, der spätere Gesandte Franz' I. auf dem Tridentiner Konzil und Lehrer des Griechischen am königlichen Kolleg.

Budé war es vornehmlich, auf dessen Rat der König den Plan endlich zur Ausführung brachte, nach dem Vorbilde des Collegium Busleidanum (1518) zu Löwen eine Anstalt in *Paris* ins Leben zu rufen (1529), die der Wissenschaft neben der Universität eine Freistätte gewähren sollte: das *Collegium Trilingue* (das spätere Collège Royal). Diese Gründung war zuerst allerdings nur mit bescheidenen Mitteln ausgestattet, ohne eigene Hörsäle und Professorenwohnungen; gleichwohl gehört die Einrichtung dieser humanistischen Hochschule, die den Vertretern der alten Wissenschaft und Methode Trotz bot, und zuerst für den lateinischen, griechischen und hebräischen Unterricht bestimmt war, zu den bedeutungsvollsten Kulturschöpfungen Franz' I. Bemerkenswert ist auch, dass an dieser Anstalt der Unterricht unentgeltlich erteilt wurde[27]).

Eine andere, der Beförderung der neuen Bildung geltende That des Königs war die Einrichtung der königlichen Druckerei (1539) in demselben Jahre[28]), in dem durch die denkwürdige Ordonnanz von *Villers Cotterets* das Französische zur amtlichen Geschäfts- und Gerichtssprache erhoben worden war. Bestimmt

zur Erleichterung der Drucklegung griechischer Werke, wurde diese Druckerei der Leitung *Konrad Neobar's* unterstellt und die Formen der dort zu verwendenden Schrifttypen von *Garamond* nach den Vorlagen des Angelus Vegetius geschnitten. Das bei dieser Stiftung verliehene Privileg ist eine denkwürdige Urkunde über den Geist, der den französischen Humanismus damals beseelte. Warme Freudigkeit, unerschütterliche Zuversicht zu dem Bildungswert der guten Wissenschaften beseelt in diesem königlichen Erlass den Ausdruck der Ueberzeugung, dass diese Wissenschaft vom Altertum zugleich eine Wissenschaft fürs Leben sei, deren Früchte dem Allgemeinwohl zu gute kommen und dem Staate tüchtige Geistliche, gewissenhafte Beamte und gerechte Richter heranbilden sollten[29]).

Gleichzeitig mit der Ernennung eines königlichen Druckers für das Griechische wurde ein anderer Schützling des Königs, der Herausgeber des *Thesaurus linguae latinae* (1531), *Robert Estienne* (1503—1559), den wegen seiner *lateinischen Bibel* (1523, 1529) wiederholt die Sorbonne verfolgte, und der Schlimmeres erfahren hätte, wenn der König nicht seine Hand über ihm gehalten, „Typographus regius“ für das Lateinische und Hebräische (24. Juni 1539), um später auch das Privileg *Neobar's*, nach dessen 1540 erfolgtem Tode zu erhalten. Robert Estienne hat oft in dankbarer Gesinnung mit beredten Worten des Schutzes gedacht, den ihm der König in dem Kampfe wider die bildungsfeindliche Sorbonne zu teil werden liess[30]).

Allerdings sorgte Franz I. nicht immer nachhaltig und wirksam für seine Schützlinge, nicht immer fanden sich in seinen leeren Kassen die Mittel, um seinen Gelehrten ihre Besoldungen regelmässig zukommen zu lassen.

Eine verständnisvollere Begünstigung musste die Sache der neuen Bildung ohne Zweifel finden durch *Margarete von Angoulême* (1492—1549), die Schwester des Königs. Ihre natürliche Begabung war durch eine ausgezeichnete Erziehung entwickelt worden, sie hatte die alten Sprachen erlernt, verstand Italienisch, Spanisch, Englisch, studierte selbst He-

bräisch und war eine Freundin der alten Dichter und Philosophen[31].

Ihr Oheim, Ludwig XII., gab ihr 1509 Karl III., Herzog von *Alençon*, zum Gatten; diese Ehe war nicht glücklich; als kinderlose Witwe begab Margarete sich 1525 nach Madrid, um ihren Bruder, den sie zärtlich liebte, in seiner Gefangenschaft zu trösten und seine Freilassung zu vermitteln. Zwei Jahre später vermählte sie sich mit Henri d'Albret, dem Könige von Navarra, aus welcher Ehe *Jeanne*, die Mutter Heinrich's IV., entsprossen ist. Margaretens kleiner Hof zu *Nérac* wurde eine Heimstätte der neuen Bildung. Du Moulin, Gruget, Bonaventure Despériers, Clément Marot, François Habert, die lateinischen Dichter *Guillaume du Maine* und *Nicolas Bourbon*[32], Victor Brodeau gehörten ihrem Kreise an. Sie hat nicht immer ihren Begünstigten wirksamen Schutz gewähren können, in ihren häuslichen Verhältnissen blieben ihr leidvolle Erfahrungen nicht erspart; aber sie blieb ihr Leben lang der Sache der neuen Bildung getreu, liess an ihre Hochschule *Bourges* hervorragende Vertreter derselben berufen und hinterliess die Ueberlieferung einer Begünstigung des Humanismus durch erlauchte Frauen ihrer gleichnamigen Nichte, der Tochter Franz' I.

Durften sowohl am Hofe des Königs wie in der Umgebung seiner Schwester die eigentlichen gelehrten Humanisten den Vorrang der Berücksichtigung beanspruchen und vorzugsweise erwarten, durch Bistümer und Pfründen belohnt zu werden, so fanden doch auch die Vertreter der „schönen Wissenschaften" Anerkennung bei Hofe, wenn sie auch hinter denen der „guten" zurücktreten mussten. Denn die königlichen Geschwister liebten es, ihren Erlebnissen und Stimmungen in dichterischer Form Ausdruck zu geben[33]. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn man den Poeten eine Stelle im Hofhalt gewährte, und wenn diese sich beeiferten, auch in ihren litterarischen Arbeiten der bei Hofe geltenden Hochschätzung der klassischen Studien ihren Tribut darzubringen. Es bleibt dabei der alte Gebrauch bestehen, als Kammerdiener (valets de chambre) oder Sekretäre Männer

an den Hof zu fesseln, welche als Dichter sich einen Namen machten. So trat *Clément Marot* in die Stellung seines Vaters *Jean* ein, und gleichfalls erhielten Despériers, Salel, Brodeau, Du Moulin und andere Poeten derartige Versorgungen. Doch auch Pfründen, Abteien und Bistümer wurden Dichtern und Uebersetzern nicht vorenthalten. Hatte *Rabelais* sein Gelehrten- und Schriftstellerruhm zum Kanonikat und zur Pfarre verholfen, so wurde der galante Hofdichter *Mellin de Saint-Gelais*, der Nachfolger Marot's, Abt von Notre Dame de Reclus, *Amyot* wurde für die Uebersetzung eines griechischen Romans mit der Abtei Bellozane belohnt, deren früherer Inhaber der Hebraist Vatable gewesen, *Jacques Colin* endlich, der Uebersetzer von Castiglione's Hofmann, wird zum Abt von Saint-Ambroise ernannt[34]).

Die Bevorzugung des Humanismus und die Begeisterung für das Altertum, welche am Hofe herrschte, bestimmte ja oft in jener Epoche der französischen Litteratur die Träger der hervorragendsten Namen, durch Uebersetzung eines klassischen Autors die Gunst der Höheren sich zu sichern. Auf Befehl des Königs übertrug *Georges de Selves* die acht Biographien *Plutarch's* (gedruckt 1547), übersetzte *Philibert du Val*, Bischof von Séez, Platon's *Kriton*, für den König bestimmte *Marot* seine Uebersetzung von *Ovid's* Metamorphosen; wird doch in der zweiten Hälfte der Regierung Franz' I. die Thätigkeit des Uebersetzers nach Angabe *Sibilet's* höher geschätzt als die selbständige Erfindung![35])

In der That sind etwa bis zum Jahre 1550 beinahe alle wichtigeren alten Schriftsteller und Dichter ins Französische übertragen[36]). Der den Späteren als der klassische Prosaiker des Zeitalters geltende *Amyot* stützt seine litterarischen Ansprüche ausschliesslich auf Uebersetzungen; sein Erstlingswerk: *Theogenes und Chariclée*, erscheint noch gegen Ende der Regierung Franz' I. (1546); während, was sonst die auf diesem Gebiete so fruchtbare Zeit hervorbringt, mehr von Eifer und Begeisterung, als von Geschick und Begabung zeugt. Diese Uebertragungen sind meist gut gemeinte, in ihrer Art

vielleicht nützliche, weil einem vorhandenen Bedürfnisse entgegenkommende, aber im ganzen unbehilfliche Arbeiten, wie der *Homer Jean Samxon's* (verfasst 1519, gedruckt 1529), wo der Mäonide noch nach mittelalterlicher Auffassung als geschichtlicher Berichterstatter in nüchterner Prosa auf eine Linie mit *Dictys* und *Dares* gestellt wird. Mit nicht glücklicherer Hand sind die zehn ersten Gesänge der *Ilias* von *Hugues Salel* in zehnsilbigen Versen übertragen (1545).

Auch vor der schwierigen Aufgabe, die Hervorbringungen der antiken Bühne sich anzueignen, schreckte man nicht zurück: *Lazare de Baïf* übertrug Sophokles' *Elektra* (1537), Euripides' *Hecuba* (1549); *Sibilet* im gleichen Jahre *Iphigenie in Aulis*, Charles Estienne die *Andria* des *Terenz* (1542).

Unter den Uebertragungen alter Geschichtschreiber verdient nur *Pierre Saliat's* Herodot mit Auszeichnung erwähnt zu werden. Allerdings wurde der Thukydides des *Claude de Seyssel* wiederholt gedruckt und galt für eine treffliche Arbeit, aber der Uebersetzer hatte sich doch einer Aufgabe unterzogen, die über seine Kräfte und die Mittel der französischen Sprache hinaus ging.

2.

Seit Mitte des 15. Jahrhunderts war die Sprache unter gelehrte Beeinflussung geraten; später wurde sie von fremden Beimischungen gereinigt und ihr das Gepräge sauberer Einheitlichkeit verliehen, aber dies geschieht hier auf Kosten der alten naturwüchsigen Frische, Freiheit und Fülle. Denn es war ein Verhängnis für die Entwickelung und Festsetzung der französischen Schriftsprache, dass Frankreich in dem Zeitalter der Aufnahme neuer Bildungsbestandteile nicht gleich Deutschland oder England ein Buch erhielt, dessen Sprache, von der Würde des Inhalts getragen, dauernde Geltung und Wirkung erlangte: ein Buch, das auch über die Jahre der Assimilation der neuen Bildung hinaus der älteren

Sprache einen Teil ihres Reichtums, ihrer Frische und Ungebundenheit bewahrte und, akademischen Regeln und gesellschaftlichen Rücksichten entgegen, lebendig erhielt.

Die *französische Bibel* hat die Aufgabe, durch ihre geheiligte Autorität dem französischen Sprachgebrauch eine Fülle von Wendungen und Ausdrücken zu bewahren und die Berechtigung einer nicht von Akademie und Gesellschaft abhängigen Redeweise zu stützen, *nicht* erfüllen können; einmal weil der Gang der geschichtlichen Entwickelung dies Buch nicht zu einer allgemein gültigen, anerkannten Autorität hat werden lassen, ausserdem aber, weil die Aufgabe, ein nationales Werk zu schaffen, nicht gelöst wurde durch die am meisten dazu berufenen, sondern durch untergeordnete Geister.

Fast gleichzeitig wie den Deutschen wird den Franzosen eine neue Bibel in der Muttersprache geboten.

Eine Unterstützung findet das Unternehmen durch den französischen Hof. *Lefèvre d'Estaple* (Faber Stapulensis[37]), der erste Bibelübersetzer des 16. Jahrhunderts, erfreute sich der Gunst des Königs, der Königin-Mutter, und war eine Zeitlang Gewissensrat Margaretens. Schon 1523 erschien bei *Simon de Colines* das *Neue Testament*, nach der Vulgata übertragen mit Anlehnung an eine sogenannte *Bible historiale* von *Jean de Rély* aus der Zeit *Karl's VIII.*, weshalb in der Vorrede *Lefèvre* auch das Lob jenes Königs anstimmt und dann fortfährt: „Gegenwärtig hat es der göttlichen Güte gefallen, die edlen Herzen und christlichen Wünsche der höchsten und mächtigsten Frauen und Fürstinnen des Königreichs zu bestimmen, aufs neue das Neue Testament zu ihrer Erbauung drucken zu lassen, damit es nicht nur mit dem Namen das allerchristlichste Königreich heisse, sondern dies auch der That nach sei“[38]).

Die Erwähnung der beiden Fürstinnen, der Schwester und Mutter des Königs, als Veranlasserinnen des Werkes ist nicht ohne weiteres als Zeichen einer der religiösen Reformation geneigten Stimmung des Hofes zu betrachten. Im Hause Frankreich bestand die mehrhundertjährige Gewohn-

heit, prächtig ausgestattete Bibeln in französischer Sprache anfertigen zu lassen, Kunstwerke mittelalterlicher Schreiber und Illuminatoren, die noch eine Zierde der Sammlungen bilden. So blieb man nur der Ueberlieferung treu, wenn vom Hofe aus das Unternehmen Lefèvre's begünstigt wurde, und die erste Bibelübersetzung ist nicht eigentlich „ein Werk der Reformation selbst, kaum ein ihr dienendes" zu nennen. Auf die Evangelien folgte 1525 der *Psalter*, 1528 die übrigen Teile des *Alten Testaments* (zusammen in sieben Teilen) und die vollständige Lefèvre'sche Bibel im Jahre 1530 bei *Martin Lempereur* (Antwerpen[39]).

Diese Bibel, eine Uebersetzung des lateinischen Textes, von „ängstlicher Buchstäblichkeit", war kein Buch der Zukunft. Im Jahre 1536 auf den Index gebracht, wurde die Bibel Lefèvre's als die „Antwerpener Bibel" in der Revision der Löwener Theologen *Nikolaus de Leuze* und *Franz van Garben*, bei welcher man sich jedoch vornehmlich auf Entfernung der Randbemerkungen zum Texte und anderen verdächtigen Beiwerks beschränkte, von katholischer Seite autorisiert und mit kaiserlichem Privileg gedruckt (1550).

Eine ungleich grössere Bedeutung erhielt die Uebersetzung der heiligen Schrift, welche zum erstenmale von *Pierre de Wingle* in *Serrières* bei *Neuchâtel* gedruckt worden ist (1535). *Peter Robert* (Olivetanus) aus *Noyon*, ein Vetter Calvin's, der als Hauslehrer in Genf gelebt und mit den Waldensern in Verbindung getreten war, hatte es unternommen, innerhalb Jahresfrist die Bibel nach dem Grundtext ins Französische zu übertragen. Olivetan war des Hebräischen nicht unkundig, aber er benutzte doch auch Hilfsmittel, wie die lateinische Uebersetzung des Urtextes von *Santes Pagninus* (1528), und im Neuen Testament schrieb er wesentlich Lefèvre's Uebersetzung ab, ohne seines Vorgängers Erwähnung zu thun; die Apokryphen des Alten Testaments wurden sogar nicht neu übersetzt, sondern mit geringen Nachbesserungen aus der Antwerpener Bibel abgeschrieben[40])

So wurde die französische Protestantenbibel viel unvoll-

kommener als irgend ein sonstiges Werk derselben Gattung. Da auch in der nächstfolgenden Zeit sich der rechte Mann nicht fand, und weder *Calvin* noch *Beza* durch eine vollkommenere Schöpfung die ältere Uebersetzung zu verdrängen versuchten, begnügte man sich mit Revisionen der letzteren, es veränderte von Ausgabe zu Ausgabe irgend eine gelehrte Hand den Text (an welchen Nachbesserungen ohne Zweifel Calvin sich auch bedeutend beteiligt hat), bis endlich die Revision der „Vénérable Compagnie" in der Genfer Ausgabe vom Jahre 1588 für eine geraume Zeit die Ueberarbeitungen zum Stillstand brachte.

Der Enderfolg dieser Unternehmung ist der gewesen, dass heute „die Franzosen — die denkbar schlechteste Kirchenversion haben, oder richtiger es nicht einmal zu einer solchen haben bringen können". Für die Sprache des höheren schriftlichen und mündlichen Verkehrs und der Dichtung ist mithin ein so bedeutendes Unternehmen, wie die Uebertragung der heiligen Schrift in die Muttersprache, in Frankreich nicht so fruchtbringend geworden, wie unter anderen Umständen wohl zu erwarten gewesen wäre.

War Lefèvre's Werk nicht eigentlich im Dienste der Reformation unternommen worden, so wurde dasselbe dennoch von der ersten theologischen Körperschaft des Landes, von der *Sorbonne*, der Ketzerei verdächtigt (1523) und *Lefèvre* selbst musste gegen diese Angriffe vom König geschützt werden; denn bald erhob sich der Streit über die Frage, ob es heilsam sei, dem Ungelehrten den heiligen Text in allgemein verständlicher Sprache zugänglich zu machen und in Versen und Abhandlungen wurde das Für und Wider der Frage erörtert[41]).

Während neben der *Sorbonne* auch die andere einflussreiche Körperschaft des Reiches, der Pariser *Parlamentshof*, jeglicher Verbesserung und Neuerung in Glauben und Bildung meist feindlich entgegentrat, reichen in den beiden ersten Jahrzehnten der Regierung *Franz' I.* humanistische und evangelisch-reformfreundliche Gesinnung einander die Hand; und

da der König so gut wie seine Mutter von echt humanistischem Abscheu gegen Mönchstum und „Sophisten“ beseelt war[42], hat der erstere die Männer, die durch Wissen und Gelehrsamkeit seiner Regierung zur Zierde gereichten, nachdrücklich beschützt, wenn ihre Rechtgläubigkeit verdächtigt wurde. Die Gelehrten und hohen Würdenträger in der Umgebung des Königs, wie Budé, Danès, Du Bellay, Odet de Chastillon, Jean de Montluc, Guillaume Cop, selbst Guillaume Petit (Parvi), Franz' I. Beichtvater, verschlossen sich nicht der Ueberzeugung von der Berechtigung der geforderten Kirchenreformation und standen mit Lefèvre, Berquin, Roussel, Dolet auf gemeinsamen Boden. Margaretens evangelische Gesinnung war aber allgemein bekannt und trat besonders zu Anfang der zwanziger Jahre aus ihren Beziehungen zu *Briçonnet,* Bischof von Meaux, zu Tage[43].

Als aber nach dem Unglück von Pavia die Regentin *Luise von Savoyen* Rückhalt beim Klerus und beim Papste suchte, erhielten Parlament und Sorbonne freie Hand, gegen die Neuerer aufzutreten. Während Margarete nach wie vor sich mit evangelisch gesinnten Männern umgibt und ihrem Bruder das Lieblingsbuch der Evangelischen, die Briefe *Paul's*, nach *Madrid* sendet, wird die Bibelübersetzung verboten (1525). Lefèvre flieht nach Strassburg, *Berquin* und *Clément Marot* werden als der Ketzerei verdächtig verhaftet, *Erasmus* wegen seiner *Colloquia* von *Beda* denunziert, *Briçonnet*, der reformfreundliche Bischof von *Meaux*, vors Parlament berufen und die ersten Opfer des Glaubensfanatismus (Jacques Pavannes, Latour in Paris, du Blet, Moulin in Lyon) dem Feuertode überliefert[44].

Nachdem *Franz I.* aus der Gefangenschaft befreit ist, leben die Hoffnungen der Humanisten und der Freunde kirchlicher Reform wieder auf. Von Bayonne aus befiehlt der König die Freilassung *Marot's;* er verbietet die Vollziehung des über Berquin verhängten Todesurteils, zieht die Sache vor sein Forum und nimmt den Angeschuldigten in seine Dienste; es wird *Beda* untersagt, gegen *Erasmus* zu schreiben und

der Drucker *Simon de Colines* beauftragt, die *Colloquia* in 24000 Exemplaren zu drucken.

Auf der anderen Seite vereinigen sich *Luise von Savoyen*, der Kanzler *Duprat* und des Königs Günstling, *Anne de Montmorency*, gegen die reformfreundliche Partei, sie suchen den König davon zu überzeugen, dass die „Neuerungen durchaus auf den Umsturz der göttlichen und menschlichen Monarchie zielten". Als Margarete im Jahre 1527 durch ihre Vermählung mit Henri d'Albret Königin von *Navarra* wird, vermindert sich, infolge ihrer häufigen Abwesenheit, ihr Einfluss bei Hofe. Die Verstümmelung eines Standbildes der Jungfrau Maria zu *Paris* erregt den Zorn des Volkes, durch eine feierliche Prozession, an welcher der König selbst sich beteiligt, wird diese Unthat gesühnt, das Parlament wagt es, *Berquin* zum Feuertode zu verurteilen und während des Aufenthalts des Königs zu *Blois* das Urteil in aller Eile vollziehen zu lassen (17. April 1529[45]).

Als Franz I. von dieser That Kunde erhielt, war er im höchsten Grade erzürnt, während seine Schwester von tiefer Trauer erfüllt war. Nachdem Papst und Kaiser sich ausgesöhnt, zog auch die Politik den König zu den Gegnern Karl's V. hinüber. Die Partei der Duldung, die Brüder *Du Bellay*, der Grossadmiral *Chabot de Brion*, selbst des Königs Geliebte, die Herzogin von Estampes, suchen bei Franz I. eine freundlichere Gesinnung gegen die Evangelischen zu unterhalten. Der Hass der Fanatiker wird heimlich gegen den König geschürt*), öffentlich gegen seine Schwester gezeigt. Oeffentlich auf der Kanzel wurde es ausgesprochen, dass man *Margarete* in einen Sack nähen und ins Wasser werfen müsse (1532). Die Königin von *Navarra* hatte indessen ihren „Seelenspiegel" (Miroir de l'ame pecheresse) zuerst 1531 zu *Alençon*, dann

*) Ein fanatischer Jakobiner scheut sich nicht, es auszusprechen, dass, wenn der König die Ketzerei stütze', man den Kreuzzug gegen ihn predigen und ihn aus seinem Königreiche vertreiben werde. (Farel an den Herzog von Lothringen, bei Martin a. a. O. VIII, 150.)

1533 zu *Paris,* unter ihrem Namen drucken lassen[46]) und in diesen mystisch-erbaulichen, poetischen Betrachtungen mit Absicht vom Verdienst der guten Werke, der Anrufung der Heiligen, dem Fegefeuer u. s. w. geschwiegen; *Beda* liess das Buch durch die Sorbonne verdammen und veranlasste den Prinzipal des Kollegs *Navarra,* eine *Moralität* spielen zu lassen, in der ein Weib ihre Spindel gegen ein *französisches* Evangelienbuch umtauscht, das eine Furie ihr darbietet. Der Prinzipal und die Spieler wurden verhaftet; *Nikolaus Cop,* der Sohn des königlichen Leibarztes, liess als *Rektor* der Universität die vereinigten Fakultäten die Zensur der Sorbonne aufheben.

Der König, der in der zweiten Hälfte des Oktobers (1533) eine Zusammenkunft mit *Clemens VII.* zu *Marseille* gehabt hatte, nahm das Vorgehen der Sorbonne gegen seine Schwester übel auf, denn er hatte sich seinerseits so duldsam gezeigt, dass Margarete ihren Almosenier *Gérard Roussel* in *Paris* das Evangelium frei predigen lassen durfte. Zu Allerheiligen desselben Jahres (1533) fand dann der Aufsehen erregende Vortrag des Rektors *Cop* statt. Seit kurzem war der junge *Calvin* während seines Aufenthaltes in *Paris* vollständig reformatorischen Grundsätzen gewonnen und trotz seiner Jugend der geistige Mittelpunkt der evangelisch Gesinnten in Paris geworden[47]). Bei den damals für die neue Lehre sich günstig gestaltenden Verhältnissen hatte er mit dem Feuereifer des Neubekehrten den Plan gefasst, vor ganz Frankreich bei feierlicher Gelegenheit das „reine Gotteswort“ verkünden zu lassen. Am Allerheiligentage verlas *Nikolaus Cop* vor festlicher und zahlreicher Versammlung eine Rede „über die christliche Philosophie“, die von *Calvin* ausgearbeitet war und ziemlich offen die Grundlehren der Reformation aussprach, die Gegenüberstellung von Gesetz und Evangelium enthielt, die „Sophisten“ nicht schonte und aufforderte, die Ketzerei derselben nicht länger zu dulden.

Die Entrüstung der *Sorbonne* und des *Parlaments* über diese Herausforderung führte zur Einleitung einer strengen

Untersuchung. *Cop* entzog sich den Folgen seiner Kühnheit durch die Flucht nach Basel; auch *Calvin* musste die Hauptstadt verlassen und gelangte nach verschiedenen Irrfahrten ebenfalls in der deutschen Reichsstadt an.

Unterdes nahm die Sache der Reformation in Frankreich eine üble Wendung. Der König sah sich genötigt, dem Parlament einzuschärfen, die „Luthererie" zu überwachen, und als nun gar im Oktober des folgenden Jahres (1534) an den Mauern von Paris und selbst an der Thür des königlichen Schlafgemaches zu *Blois* in Neuchâtel gedruckte Plakate gefunden wurden, die sich gegen den „Götzendienst der Messe" wandten, liess *Franz I.* selbst die Verdächtigen verhaften, und ein „immerwährendes und unwiderrufliches" Edikt wurde verkündigt gegen „die Nachahmer der lutherischen Sekte und die Hehler derselben", und zur „Aufrechterhaltung und Vermehrung des katholischen Glaubens" als Belohnung ein Viertel der beschlagnahmten Güter dem Angeber verheissen (29. Januar 1535[48]). Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Ketzern wurde zu Anfang des Jahres dem Feuertode überliefert, eine öffentliche Prozession, an der der König sich wieder beteiligte, zur Sühnung der gegen die Messe begangenen Frevel veranstaltet.

Gleichwohl scheute der König noch die Vorstellungen und Vorwürfe der deutschen Protestanten, und er liess seinen Verbündeten, den deutschen Fürsten, amtlich erklären, nur aufrührerische Wiedertäufer und Umstürzler der politischen und kirchlichen Ordnung sollten die Strafen treffen[49]).

Unterdes nahm die Verfolgung in Paris und den grossen Städten Frankreichs ihren Fortgang, eine grosse Anzahl von Verdächtigten und Verfolgten suchte Zuflucht jenseits der Grenze, in Strassburg und Basel.

Diese Verfolgungen und die Annahme, dass der König nur übel beraten sei und im Herzen immer noch zur neuen Lehre neige, machten das Erscheinen einer Bekenntnisschrift zur unabweislichen Notwendigkeit, die eine vollständige Darlegung der Grundlagen des christlichen Glaubens im Sinne

der Evangelischen darbot. Zur Ausarbeitung einer solchen „Glaubenslehre" war aber keiner berufen wie *Calvin.* Hatte man zuerst die Kenntnis der reinen Lehre ausreichend schöpfen können aus *Luther's* Schriften, aus den *Loci theologici Melanchthon's* (1521) und den *Commentarii de vera et falsa religione Zwingli's* (1525), so war doch schon früh das Verlangen nach eigenen Bekenntnisschriften aufgetreten; *Louis Maigret* hatte als Gesandter in Zürich *Ulrich Zwingli* um eine kurze Darstellung der christlichen Glaubenslehre gebeten, und die Abschrift derselben kurz vor Zwingli's Tode an den französischen Hof gebracht; sie ist dann von *Bullinger* unter dem Titel „Brevis et clara fidei expositio" veröffentlicht worden. Während diese lateinisch geschriebenen Werke durch Methode und Darstellung sich vornehmlich an Gelehrte und Studierende wandten, erschien nicht lange vor 1535 eine französische volkstümliche Bekenntnisschrift, „die summarische kurze Erklärung einiger Stellen, die jedem Christen höchst nötig sind, um sein Vertrauen auf Gott zu setzen und seinem Nächsten zu helfen", von *Guillaume Farel*, eine Arbeit, die durch Einfachheit der Sprache und „echt biblische Volkstümlichkeit" und durch das Streben, alles auf fromme Gesinnung und christlichen Wandel zu beziehen, schon der Erwähnung wert, und das erste Werk ist, das derartige Gegenstände in französischer Sprache behandelt[50]).

Durch die Ereignisse des Jahres 1534 genötigt, *Paris* zu verlassen, hatte *Johann Calvin* vorläufig in *Angoulême* ein Unterkommen gefunden, hier den Plan zu einer vollständigen Glaubenslehre gefasst, und den ersten Entwurf dazu mit nach *Basel* (1534) genommen, wo er in Musse der Ausarbeitung der Schrift sich widmen konnte. Die Vorrede ist vom 23. August (1535) datiert, und das Werk im März des folgenden Jahres (1536) aus der Druckerei *Thomas Platter's* in die Welt hinausgegangen[51]).

Die *Institutio Religionis Christianae* war bestimmt, die eigentliche Bekenntnisschrift und zugleich eine Schutz- und Trutzwaffe der französischen Reformierten zu werden. Calvin

selbst hat unablässig an seinem Werke gebessert und nachgearbeitet, so dass erst die Ausgabe des Jahres 1559 dasselbe in seiner endgültigen Gestalt bietet. Die „Glaubenslehre" sollte als Verteidigungsschrift für die „armen, verfolgten Gläubigen" zuerst nur ein Glaubensbekenntnis der gebildeten Welt, ein Handbuch für Studierende und Gelehrte sein. Sie war darum in *lateinischer* Sprache geschrieben und, um ihre apologetische Bedeutung zu kennzeichnen, durch ein, gleichfalls lateinisches, an Franz I. gerichtetes Sendschreiben eingeführt worden. Bald aber trat an den Verfasser die Forderung heran, sein Werk jedem Leser französischer Zunge zugänglich zu machen. Calvin übersetzte nun das Buch und veröffentlichte die Uebersetzung 1541 zu *Genf*. Diese französische Bearbeitung, durch die das Werk erst berechtigt wird, die *Bibel Calvin's* genannt zu werden, ist auf Grund der lateinischen Ausgabe der Institutio vom Jahre 1539 verfasst.

Später folgte die französische Uebersetzung den Veränderungen und Erweiterungen der nach 1539 erscheinenden lateinischen Ausgaben, so dass der französische Druck von 1560 der letzten lateinischen Uebersetzung von 1559 entspricht; doch nur der Druck von 1541 darf in seiner französischen Sprachform als *eigene* Arbeit Calvin's betrachtet werden[52]).

In ihrer endgültigen Gestalt behandelt die Institution ihren Gegenstand in vier Büchern: „Gott", „Jesus der Mittler", „die Wirkungen des Mittleramtes", „die äusseren Formen der Kirche".

Calvin errichtet das Gebäude seiner Lehre auf den Grundlagen, die von den deutschen Reformatoren gelegt sind; aber wenn ihm auch hauptsächlich Luther'sche Gedanken den Baustoff liefern, so gibt doch seine ordnende Hand dem Ganzen ein anderes Gepräge, so dass es einem völlig neuen Werke gleich wird.

Widersprüche, Inkonsequenzen werden gehoben und ausgeglichen, Dunkelheiten aufgehellt, gegen die katholische Kirche ein rücksichtsloser Kampf geführt. „So wird das calvinische System nicht bloss klarer, logischer, konsequenter

als das lutherische; es wird von vornherein auch antikatholischer und radikaler als dieses"*).

Calvin gilt allein die durch das Zeugnis des heiligen Geistes im Innern des Menschen beglaubigte heilige Schrift als die Glaubensregel. Er verlangt deshalb die strengste Unterordnung des gesamten Lebens unter den Buchstaben der Bibel. Kirchliche Ueberlieferung, apostolische Succession sind leere Worte und für den Gläubigen völlig gleichgültig.

So wenig als das „auf den Buchstaben der Bibel gegründete Christentum" der Hilfe der Ueberlieferung bedarf, fordert es den Beistand und die Unterstützung der menschlichen Vernunft und Philosophie.

Geht hier Calvin schon in der unvermittelten Aufstellung eines Prinzipes über *Luther* hinaus, so führt er auch in der Rechtfertigungslehre den Gedanken seines Vorgängers mit grösserer Folgerichtigkeit durch und „gelangt infolgedessen zu einer wesentlich abweichenden Auffassung und Gestaltung der Grundgedanken der christlichen Glaubenslehre". Ist nach der heiligen Schrift der Mensch gänzlich unfähig, sein Heil zu wirken, „so folgt dem Verfasser der Institution mit logischer Notwendigkeit, dass Bekehrung und Nichtbekehrung des Menschen lediglich vom göttlichen Willen abhängen". Durch ein „ewiges Dekret" hat Gott „bei sich festgesetzt, was aus jedem Menschen werden soll", er hat die einen zum ewigen Leben, die anderen zum Tod bestimmt: die *Prädestination*.

Diese Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung, die von jeglichem Thun und Lassen der Menschen unabhängig, eine „freie That" Gottes ist, spricht den das ganze calvinische System beherrschenden Grundgedanken aus.

Allerdings will Calvin aus jenem „Schauder erregenden" Ratschluss, der Gott selbst zum Urheber der Sünde macht, *nicht* zum Fatalismus gelangen, der, streng genommen, aus

*) Kampschulte: Johann Calvin, I. Bd., S. 258. Leipzig 1869. Oben sind die Hauptideen der Institutio wesentlich nach Kampschulte's trefflicher Darstellung wiedergegeben.

der Prädestinationslehre sich ergibt; Zweifel an der Wirklichkeit seiner Berufung soll der Mensch eben nicht hegen, oder als eine gefährliche Versuchung zurückweisen: „das praktisch-sittliche Bewusstsein des Reformators trägt den Sieg davon über die Theorie“. Die Möglichkeit einer äusseren Kirche ist damit gewonnen.

Die Vereinigung der Erwählten, der unsichtbaren Kirche, und der Nichterwählten bildet die *sichtbare Kirche*. Die Teilnahme an derselben ist zur Erlangung des Heils durchaus erforderlich. „Ausser ihrem Schosse gibt es keine Vergebung der Sünden, gibt es kein Heil.“

Der Prädestinationsgedanke gewinnt auch wieder auf die Gestaltung und den ganzen Geist der neuen Kirche hervorragenden Einfluss. „Bilden die Erwählten den eigentlichen Kern der Kirche,“ so müssen die Wirkungen des göttlichen Ratschlusses auch in ihr sich offenbaren, die Verherrlichung Gottes durch die Herrschaft seines Wortes muss Wahrheit werden, das Leben der kirchlichen Gemeinde in der Form „vollendeter Sittlichkeit“ erscheinen. Ist aber die Strenge der Sittenzucht „wie die Lehre die Seele der Kirche, so ist die Disziplin gleichsam der Nerv, wodurch die Glieder des Leibes verbunden werden“ (IV, 12, 1). Inhaber und Träger der Kirchengewalt sind folgerichtigerweise, nachdem die jedem Gläubigen durch den heiligen Geist zugängliche Bibel als die *einzige* Autorität hingestellt ist, alle Mitglieder der Kirche selbst; das allgemeine Priestertum bildet nach Calvin das oberste Prinzip der Verfassung. Das gesamte Kirchenregiment beruht durchaus auf demokratischer Grundlage: die Kirche Calvin's erscheint als „eine nach streng demokratischen Grundsätzen organisierte, von dem Geiste strenger Zucht durchdrungene Vereinigung von Gläubigen, die in dem Buchstaben der heiligen Schrift die einzige Autorität erkennen und diesem alle gottesdienstlichen Formen und das gesamte äussere Leben unterordnen“.

Was die Beziehungen der kirchlichen Gemeinschaft zum Staate angeht, so wird die Notwendigkeit einer mächtigen,

strengen obrigkeitlichen Gewalt anerkannt, aber der Staatsgewalt kein Recht über das Gewissen zugestanden, die Machtsphäre des Staates auf das Gebiet des äusseren Lebens beschränkt. Andererseits hat der Staat die Pflicht, die Wirksamkeit der Kirche nach Kräften zu unterstützen, mitzuarbeiten an der Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden. Religion und Gottesfurcht bilden durchaus die Grundlagen des Staatslebens. Wenn die Obrigkeit diese ihre Pflicht missachtet, soll gegen dieselbe dennoch Gehorsam beobachtet werden. „Eine Ausnahme ist nur gestattet, wenn durch die Befolgung der Befehle der bürgerlichen Obrigkeit jener Gehorsam verletzt wird, den wir Gott, unserer höchsten Obrigkeit, schulden." Nie aber besitzt der einzelne Unterthan das Recht, die Majestät des Thrones, den Gott aufgerichtet, anzutasten. Gott wird, wenn die Zeit sich erfüllt hat, den bedrängten Unterthanen Rettung bringen aus ihrer Trübsal. „Der Herr vollführte sein Werk, indem er die Zepter übermütiger Könige zerbrach und die unerträglichen Herrschaften umstiess; die Könige sollen es hören und erzittern!" (1541, S. 781.)

„Die Ausführung des Satzes, dass niemals ein Befehl der weltlichen Gewalt gegen das Wort Gottes verpflichten könne, und dass in einem solchen Falle der Gehorsam sofort aufhören müsse, bildet den Schluss des Werkes."

Calvin's Lehrbuch der christlichen Religion ist das bedeutendste Erzeugnis der reformatorischen Litteratur des 16. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Dogmatik. Es ist ein wohlgegliedertes, durchgebildetes System aus Calvin's Hand hervorgegangen, das „in allen seinen Teilen die leitenden Grundgedanken widerspiegelt". Die Methode lichtvoll und klar, der Gedankengang logisch, überall durchsichtig; die Darstellung ernst und gemessen, mehr auf den Verstand als auf das Gemüt berechnet, aber doch zuweilen von höherem Schwung.

Trotz des dogmatischen Charakters des Buches ist die Polemik nicht ausgeschlossen, und dieselbe ist scharf und bitter, von evangelischer Milde weit entfernt; denn die Gegner

sind Calvin Widersacher der göttlichen Wahrheit. Der Erfolg des Werkes war ein ausserordentlicher; er ergriff zunächst freilich nur die gebildeten und gelehrten Kreise, wirkte hier aber um so nachhaltiger und von Jahr zu Jahr wurde die Bedeutung des Buches eine volkstümlichere; es wurde gewissermassen das kanonische Buch des französischen Protestantismus und hätte annähernd für die französische Litteratur eine ähnliche Bedeutung wie Luther's Bibelübersetzung für die deutsche erlangen können.

Aber wie aus den oben berührten Gründen die französische Bibel eine allgemein grundlegende Bedeutung für die Ausbildung der Schrift- und Umgangssprache nicht erhalten konnte, ebenso wurde der Einfluss von Calvin's Werk kein allgemeingültiger. Die weiteren Geschicke liessen den französischen Protestantismus und seine Kultureinflüsse nicht zu vorherrschenden Bestandteilen der nationalen Bildung Frankreichs werden. Die Institution konnte doch immer nur für einen geringeren Teil der Nation als Muster französischer Prosa gelten. Dies ist in Anschlag zu bringen bei dem uneingeschränkten Lobe und bei der hohen litterarischen Schätzung, die dem Buche *Calvin's* sonst von allen Seiten zu teil geworden ist. Gewiss ist die Institution eines der hervorragendsten Denkmäler französischer Prosa, welche das 16. Jahrhundert aufzuweisen hat, und der Verfasser derselben einer der ersten Schriftsteller seines Zeitalters geworden. Aber auch er schöpft hier nicht immer unmittelbar aus dem unverfälschten Quell des französischen Sprachtums; sein Stil ist voller Kraft, Klarheit, Nüchternheit und Durchsichtigkeit und sein Gegenstand erhebt ihn bisweilen auf poetische Höhen; dennoch beherrscht Calvin die Sprache nicht mit vollkommener Freiheit und nicht selten ordnet er sich dem lateinischen Ausdruck unter. Frei von dem Schwulst und der absonderlichen Sprachgelehrsamkeit der Rhetoriker, ist sein Werk das erste Denkmal, das auch in der Sprache die Fortschritte aufweist, die die zweite Generation der Renaissance über die erste hinaus in Bildung ihres Geschmacks für einen nationalen Stil gemacht hat, ohne

darum schon alle Fesseln der Beeinflussung durch die klassischen Sprachen abgestreift zu haben.

Calvin hatte seinem Werke jene kraftvolle Vorrede vorausgeschickt, welche die Form einer Widmung an den König Franz I. erhalten hat. Sie sollte neben der Abwehr und Widerlegung von Verleumdungen der Widersacher der „reinen Lehre" mit eindringlicher Einschärfung die königliche Pflicht hervorheben, unbefangen und gewissenhaft zu prüfen, was als der Inhalt dieser Lehre bezeichnet wird. „Dein Herz ist uns entfremdet," schliesst Calvin seine Rede an den König, „und feindselig gestimmt, aber ich hege die Zuversicht, dass wir Deine Huld wiedergewinnen werden, wenn es Dir gefällt, diese unsere Bekenntnisschrift, die ich Deiner Majestät hiermit überreiche und welche unsere Verteidigung sein soll, ruhig und unbefangen zu lesen. Wenn aber im Gegenteil die Verleumdungen der Böswilligen derart Deine Ohren verschliessen, dass den Angeklagten keine Möglichkeit der Verteidigung bleibt, und wenn weiter jene stürmenden Furien fortfahren, ohne dass Du ihnen Einhalt gebietest, durch Kerker, Geissel, Folter, Schwert und Feuer ihre Grausamkeit auszuüben — gewiss so werden wir, wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt wurden, dem Aeussersten überliefert sein; gleichwohl werden wir unsere Seele in Geduld fassen und auf die starke Hand des Herrn harren, die ohne Zweifel sich zu ihrer Zeit zeigen und in ihrer Rüstung erscheinen wird, sowohl um die Elenden aus ihrer Trübsal zu erlösen, als um die Verächter zu strafen, die jetzt so keck frohlocken. Der Herr, der König der Könige, möge Deinen Thron aufrichten in Gerechtigkeit und Deinen Sitz in Billigkeit, mächtiger und erlauchter König!"

Es ist fraglich, ob diese Worte überhaupt zu den Ohren des Königs gedrungen sind. Wenn der französische Protestantismus damals noch einige Hoffnungen auf Franz I. setzte, sie erwiesen sich bald als trügerische. Das Edikt von *Fontainebleau* (vom 1. Juni 1540) liess keinen Zweifel darüber, dass das Königtum der Reformation fürder feindliche Gesinnung entgegenbrachte; denn in den schärfsten Ausdrücken

wurde hier allen Richtern die strengste Bestrafung der Ketzerei als eines nicht allein religiösen, sondern auch staatsgefährlichen Verbrechens zur Pflicht gemacht. Bald auch belehrten die abscheulichen Verfolgungen der harmlosen *Waldenser* des südöstlichen Frankreich, dass von *Franz I.* der französische Protestantismus nichts mehr für sich erwarten durfte.

Indessen blieb des Königs Schwester, Margarete von Navarra, der evangelischen Sache im Innersten treu. War mehr eine Reformation innerhalb der Kirche ihr Wunsch, welche die Einheit derselben nicht aufhob, so gewährte sie doch an ihrem Hofe zu *Nérac* den verfolgten und vertriebenen Bekennern der evangelischen Lehre vielfach eine Zufluchtsstätte; und wie sie schon früher den dem Scheiterhaufen entronnenen Poeten *Charles de Sainte-Marthe* aufgenommen und auf Bitten des Strassburger Rates die verfolgten Waldenser der Milde ihres Bruders empfohlen, hat sie sich im Jahre 1543 für *Estienne Dolet*, 1544 für *Andreas Melanchthon*, den Neffen des Reformators verwandt. Sie hat allerdings weder *Dolet* vom Feuertod erretten, noch *Clément Marot* vor der Verbannung schützen können; auch ihren Sekretär *Despériers* musste sie zuletzt seinem eigenen traurigen Geschick überlassen; aber die Verbindung von Humanismus und Reformation ist wenigstens im Bereiche ihrer Herrschaft nicht auseinandergerissen worden.

Ein Wunder war es nun auch nicht, dass in dem gärenden Zustande, in welchem die Gemüter sich befanden, aus dem Humanismus heraus von einzelnen schon eine Weltanschauung ausgebildet wurde, die zweifelnd und gleichgültig dem geschichtlichen und dogmatischen Christentum sich gegenüberstellte. Denn nachdem auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften und Künste die Ansichten und Urteile der Alten massgebende Geltung erhalten, und man ihre Entscheidung selbst im politischen und bürgerlichen Leben anzurufen begonnen, konnte es nicht ausbleiben, dass auch die alte Philosophie nicht bloss als Gegenstand des Wissens behandelt, sondern durch ihren Lehrinhalt als bestimmend für das Ver-

halten des Einzelnen betrachtet wurde. Diese Philosophie beantwortete aber die höchsten Fragen des menschlichen Daseins, deren Beantwortung sonst der christlichen Glaubenslehre allein vorbehalten war. Konnte die Philosophie der Heiden den Menschen auch über seine Bestimmung aufklären, ihm seine Pflichten anweisen und zur Erfüllung derselben durch ihre Lehren erziehen, so führte sie ihn aus dem Christentum hinaus. Am gefährlichsten war entschieden der Platonismus, gerade wegen seiner Verwandtschaft mit der christlichen Lehre. Aber selbst Aristoteles lieferte unter Vermittelung seines arabischen Erklärers Averroës dem Italiener Cardano die Grundlage zu einer Lehre, die, von Vanini später ausgebildet, für ketzerisch erklärt wurde. Vanini, als ihr Urheber, ist infolge Verurteilung durch das Parlament von *Toulouse* noch im Jahre 1619 lebendig verbrannt worden.

Die Lehre *Platon's* hatte man in *Italien* zuerst wieder an das Christentum anzunähern versucht. Wie ja überhaupt die philosophische Arbeit der Renaissance wenig schöpferisch gewesen ist, sondern, gemäss ihrem alles Wissen umfassen wollenden Geiste, darauf ausgeht, alle philosophischen Systeme zu begreifen und zu verschmelzen. Einer Verschmelzung von Platonismus und Christentum stand demnach nichts im Wege, und des *Marsilius Ficinus* „platonische Theologie“ (1482) fand auch in Frankreich Beifall, wurde am Hofe Margaretens von Navarra gelesen und Ficinus' Kommentar zu Platon ins Französische übertragen. Ein eifriger Platoniker war auch *Pierre de la Ramée* (Petrus Ramus), der wenigstens durch die Dialektik Platon's die Logik der Schule zu verbessern unternahm.

Von Parlament und Universität verurteilt und auf königlichen Befehl (1543) des Rechtes beraubt, durch Wort und Schrift für seine Lehre öffentlich zu wirken, hat er erst im Jahre 1555, nachdem Heinrich II. ihn in seine Rechte wieder eingesetzt (1547), seine *Dialektik*, das erste französisch geschriebene philosophische Buch, veröffentlicht. De la Ramée, der Platon in seinen *Animadversiones Aristotelicae* (1543) „das Heil und den rettenden Hafen“ genannt hatte, war darum

kein lauer Christ geworden, sondern blieb ein rechtgläubiger Calvinist[53]). Bedenken stiegen dagegen den Zeitgenossen auf über die christliche Gesinnung von zwei anderen Humanisten, *Estienne Dolet* und *Bonaventure Despériers*. Beide stehen, der erste in ferneren, der andere in näheren Beziehungen zum Hofe Margaretens von Navarra; beide sind Uebersetzer Platon's: Despériers widmet seinen *Lysis* (1543) der Königin, Dolet überträgt den *Hipparch* und den pseudoplatonischen *Axiochos* (1544) ins Französische. Der letztgenannte Dialog wurde Dolet's Verhängnis.

Dolet, 1509 zu *Orléans* geboren, galt schon früh als Vertreter des humanistischen Indifferentismus; seine Gegner machten ihn zum Verächter des Evangeliums, zum Gotteslästerer, und behaupteten, er leugne die Unsterblichkeit der Seele. Er hatte in Paris und Padua studiert, und war einer der unermüdlichsten und wissensdurstigsten Gelehrten seines Zeitalters, ein eifriger Ciceroverehrer, wie die Italiener Bembo und Sadolet, und als solcher Gegner von Erasmus. Nachdem seine „Commentarii Linguae Latinae“ (1536—1538) zu Lyon bei *Sebastian Gryphius* erschienen waren, ein Denkmal unermesslichen Sammelfleisses, das *Dolet* König *Franz I.* selber zu Moulins darbringen durfte, war er, mit einem ungewöhnlich weitgehenden Privileg ausgestattet, in Lyon als Buchhändler ansässig geworden. Im Jahre 1538 druckte er eine Schrift, die eine Versöhnung heidnischer Philosophie mit der christlichen Glaubenslehre anbahnen sollte, zugleich sein Glaubensbekenntnis, das den Vorwurf der Böswilligen und Gegner, „Dolet sei ein Mann ohne Religion“, zu widerlegen hatte, den „Cato Christianus“. In der an *Sadolet* gerichteten Vorrede spricht sich Dolet über die Absicht seines Cato aus: „durch ihn werde ich wenigstens beweisen, dass nicht allein meine Handlungen und das Beispiel meines Lebens, sondern dass auch meine Werke meinen religiösen Glauben bezeugen.“ In dem für seinen 1539 geborenen Sohn geschriebenen „Genethliacum Claudii Doleti“ ferner bekennt er sich ausdrücklich zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Gleichwohl ent-

ging er nicht der Beschuldigung, Bücher, die ketzerischen Inhaltes waren, verbreitet zu haben; fünfzehn Monate musste er in der Conciergerie zu Paris sitzen, bis er durch die Verwendung Duchastels wieder frei kam; doch wurden am 14. Februar 1543 dreizehn von Dolet geschriebene oder gedruckte Werke den Flammen überliefert. Er liess sich nicht warnen, blieb in Frankreich, als *Robert Estienne* und *Marot* ihrem Vaterlande den Rücken wandten, und kehrte nach Lyon zurück. In seiner „zweiten Hölle, in dieser Welt am 1. Mai 1544 veröffentlicht“, erzählt Dolet seinen Freunden, für die diese Gedichtsammlung bestimmt ist, dass er im Januar 1544 von neuem in Lyon verhaftet wurde, und berichtet, wie er die Wachsamkeit seiner Gefangenwärter getäuscht und nach Piemont geflohen sei. Von hier aus schreibt er an König Franz: „Meine Feinde,“ nicht zufrieden damit:

„De m'avoir ja tourmenté quinze mois
Se sont remys a leurs premiers aboys,
Pour me remettre en ma peine premiere;
Suyvant ce but, ilz font dresser deux balles
De mesme marque et en grandeur esgalles,
Et les envoyent a Paris par charroy.
Ces deux fardeaux furent remplis de livres,
Les ungs maulvais et les autres delivres
De ce blazon que l'on nomme heretique.“

Man hoffte durch diese mit dem Namen Dolet's gezeichneten Bücherballen seine Verurteilung durch das Parlament herbeiführen zu können. Auf den Erfolg seiner Episteln vertrauend, die an das Pariser Parlament und an die „einzige Pallas“ Frankreichs, an die Königin von Navarra, gerichtet waren, kam er nach Lyon zurück. Schon durch seine Rabelaisausgabe hatte Dolet Anstoss gegeben; die eigentliche Veranlassung, ihm den Prozess zu machen, war aber die Uebersetzung des *Axiochus*. Einige Worte, die von Sokrates gesprochen werden, waren so wiedergegeben, dass sie als Leugnung der Unsterblichkeit der Seele aufgefasst werden konnten. „Pour ce qu'il est certain que la mort n'est point aux vivants,

et quant aux defunctz, ilz ne sont plus: doncques la mort les attouche encore moins. Pourquoy elle ne peut rien sur toy, car tu n'es pas encore si prest a deceder; et quand tu seras decedé, elle n'y pourra rien aussy, attendu que ne seras *plus rien du tout.*" Die letzten Worte erklärte die Sorbonne (4. Nov. 1544) für ketzerisch, Dolet wurde von neuem der Prozess gemacht, er wurde als „rückfälliger" Atheist zum Tode verurteilt und am 3. August 1546 zu Paris auf dem Platz *Maubert* gefoltert, erdrosselt und verbrannt[54]).

Despériers[55]), Sekretär Margaretens von Navarra, scheint zuerst ganz der evangelischen Sache gewonnen zu sein. Seine der Königin gewidmete „Prognostications des Prognostications" (1537) zeigt ihn als einen Feind abergläubischer Kalenderweissagung und überzeugten Anhänger des reinen, nur auf den Erlöser seine Zuversicht setzenden Glaubens*). Aber nachdem er aus der Gefangenschaft der katholischen Ueberlieferung durch das reine Evangelium zur „christlichen Freiheit" gelangt war, stand es ihm so wenig an, wie manchem anderen humanistisch gebildeten Geiste, unter die Zuchtrute der „Predestinateurs" und „des ewigen Ratschlusses" sich zu begeben. Die Unduldsamkeit und Engherzigkeit der calvinischen Glaubenslehre entfernte Despériers von der evangelischen Partei; als die neue Kirche feste Formen annahm, wandte er sich von ihr ab, und da er sich weder auf das Bekenntnis der einen Partei, noch auf das der anderen verpflichtet, wird ihm seine duldsame Gleichgültigkeit als Atheismus gedeutet. Wenige Monate nach Calvin's „Christenlehre" erscheint die „Weltglocke" (Cymbalum Mundi, Paris 1537), eine religiöse Satire in Gesprächsform und mythologischer Ver-

*) Or, vois tu la, Jesus-Christ en ce lieu
Qui est assis à la dextre de Dieu,
Lequel doit estre et est ton esperance
Ton *seul appuy et ta ferme asseurance?*
Cestuy te soit pour horoscope unique.

(La Prognostications des Prognostications, 1537, par maistre Sarcomoros), Anc. Poés. V, S. 231 f.

kleidung. Für die Form und Darstellungsweise dieser vier Gespräche ist der Spötter *Lukian* das klassische Vorbild. Die Schrift ist vorgeblich von Thomas du Clevier *(Incredule)* an Pierre Tryocan (Croyant), seinen Freund, gerichtet und enthält unter mehr oder weniger durchsichtiger mythologischer Verschleierung spöttische Bemerkungen über den Glaubensstreit und leichtfertige Parodien christlicher Einrichtungen und Lehren. Das Evangelium erscheint unter dem Namen des „Schicksalsbuches“ (fatorum praescriptum), Christus als Merkur, und der Kampf der Bekenntnisse als das erfolglose Suchen nach dem Stein der Weisen. Im ersten Gespräch ist Merkur auf die Erde gesandt, um das auseinanderfallende „Buch der Geschicke“ neu binden zu lassen. Im folgenden wird der Glaubensstreit verhöhnt in einem Kampfgespräch zwischen Rhetulus (Lutherus), Cubercus (Bucerus) und Drarig. Während die Menschen im Staube wühlen, um die einzelnen Teilchen des zu Pulver verstäubten Steines der Weisen zu finden, steht der Spötter *Trigabus* beiseite und ruft: „Potz Wetter, ich wollte, du hättest einmal den Spass gehabt, zu sehen, wie sie sich auf der Erde untereinander schlagen, und wie sie einander die gefundenen Sandkörnchen aus den Händen reissen, wie sie sich die Zähne weisen, wenn sie zusammenkommen und ihren Fund gegenseitig vergleichen. Einer rühmt sich mehr als sein Geselle zu haben; der andere sagt, das sei nicht das richtige Stück — — einer behauptet, um die Stücke zu finden, müsse man sich rot und grün kleiden, wieder ein anderer will lieber sich gelb und blau anziehen; einer meint, man dürfe nur sechsmal des Tages nach bestimmter Vorschrift essen*).“ — *Despériers* betrachtete die erbitterten Streiter

*) „Sambieu, je voudroie que tu eusses veu un peu le deduit comment ilz s'entrebattent par terre, et comment ilz ostent des mains l'un de l'autre les mies d'areine qu'ilz treuuent, comment ilz rechignent entre eux, quand ilz viennent a confronter ce qu'ilz en ont trouué. L'un se vante qu'il en a plus que son compagnon; l'autre luy dit que ce n'est pas de la vraie — — l'un dit que pour en trouuer des pieces, il se fault vestir de rouge et vert, l'autre dit qu'il vaudroit mieux estre

als „geschwätzige Cikaden“, als „schmähsüchtige Papageien“, als eigensinnige Esel, zum Lasttragen und Erdulden von Schlägen bestimmt. Merkur, der in einer Schenke eingekehrt ist, wird sein Buch von zwei Gaunern vertauscht; das untergeschobene enthält die Liebschaften Jupiters; er entdeckt den Betrug, indes die Diebe das echte Buch zu allerlei Unfug missbrauchen. Das letzte Gespräch steht mit der Erfindung der vorhergehenden in keinem Zusammenhang, es ist eine Unterhaltung zwischen Pamphagus (Rabelais?) und Hylaktor (Dolet?), zwei Hunden, die beide nicht zufrieden sind; aber Hylaktor gibt seiner Missstimmung offen Ausdruck; indes Pamphagus vorsichtig ermahnt, zur Jagd zurückzukehren und „mit offenem Maul und hervorhängender Zunge“ den Glauben zu erwecken, sie wären mitgerannt!

Man hat überflüssigerweise in der Weltglocke, die dürftig in der Erfindung ist, und in der Ausführung im ganzen witzlos und unzusammenhängend, das Glaubensbekenntnis einer neuen Weltanschauung erkennen wollen. Thatsächlich fehlt ein auf innerer Ueberzeugung ruhender sittlicher Grundgedanke, es ist eine reine Spottschrift, eine Hervorbringung bitterer Laune, die den Verfasser zu der Erklärung veranlasst, dass der Streit umsonst sei und den Kampfpreis nicht lohne; es wird nicht die Forderung gegenseitiger Duldung aufgestellt, sondern nur die Nichtigkeit der religiösen Meinungsverschiedenheiten belächelt und damit zugleich unausgesprochen ein Vorwurf gegen diejenigen erhoben, welche eine Auflehnung als notwendig und eine Verbesserung der kirchlichen Zustände als Lebensfrage betrachteten. War es ein Kampf „de lana caprina“, so konnte man beim alten bleiben. Der Unwille über diese Schrift war deshalb im protestantischen Lager viel grösser und nachhaltiger als bei den Katholiken. Der Drucker wird allerdings bald nach Erscheinen des Buches auf königlichen Befehl festgenommen, und dasselbe von der *Sorbonne* am

vestu de jaune et bleu, l'un est d'opinion qu'il ne faut manger six que fois le jour avec certaine ditte.“

19. Juli 1538 als „verderbenbringend" der Vernichtung überliefert, ohne dass dabei etwa darin enthaltener Glaubensirrtümer mit einem Worte gedacht ist. Man fahndet auch nicht auf den Verfasser, der sogar das Herz hat, die Satire im folgenden Jahre noch einmal (zu Lyon) drucken zu lassen. Undenkbar ist es nicht, dass der Anstoss zur Unterdrückung der Schrift auch von evangelischer Seite mit ausgegangen ist. Die späteren Auslassungen Calvin's, Henri Estienne's verdammen Despériers ebenso lebhaft wie Guillaume Postel[54]). Und wie man am Hofe Margaretens urteilte, bezeugt ein an Antoine du Moulin und Claude Galland gerichtetes Epigramm Clément Marot's, dass mit unbilliger Schärfe und mit deutlicher Anspielung auf den Namen *Bonaventura* vor der Gemeinschaft des Frevlers warnt (1543):

„Fuyez, fuyez (ce conseil je vous donne),
Fuyez le fol qui à tout mal s'adonne,
Et dont la mere *en mal jour* fut enceinte;
Fuyez l'infame inhumaine personne
De qui le nom si mal *cymbale* et sonne
Qu'aborrhé est de toute oreille sainte;
Fuyez celui qui sans honte ne crainte
Conte tout haut son vice horz d'usance,
Et en fait gloire et y prend sa plaisance;
Qui s'aymera ne le frequente donc.
O malheureux de perverse naissance;
Bien heureux est qui fuit sa cognoissance
Et plus heureux qui ne le congneut onc!"

2. Kapitel.

Die dramatische Dichtung.

1.

Der Geist der Renaissance und der Reformation hat der volkstümlichen Bühne Frankreichs nach ihrer mehrhundertjährigen Blüte das Ende bereitet. *Evangelische* Bedenken gegen die Verweltlichung des geistlichen Stoffes im mittelalterlichen Schauspiel, die dann, um den religiösen Gegnern den Boden ihrer Ausstellungen zu entziehen, auch bei den Anhängern der alten Kirche Berücksichtigung fanden, führten zum Verbot der geistlichen Spiele; ein aus dem *Studium der Alten* geschöpftes Bewusstsein der Verwerflichkeit der bestehenden dramatischen Formen ruft bei den Gebildeten den Wunsch hervor, idealeren Forderungen der Kunst genugthuende Bühnenschöpfungen entstehen zu sehen. So reichen allgemeine *religiöse* Bedenken gegen den Stoff und *ästhetische* Einwendungen gegen die Form einander die Hand, um dem *Volksschauspiel* das Leben zu entziehen und die Umwandlung zu beschleunigen, die an Stelle der volksmässigen Liebhaberbühne das kunstmässige Berufstheater treten lässt.

Die Geschichte des französischen Dramas im 16. Jahrhundert ist die Geschichte dieses Uebergangs[1]). Im ersten Drittel des Jahrhunderts herrschen noch allgemein die aus dem *Mittelalter* überlieferten dramatischen Stoffe und Formen. Noch sind in der Hauptstadt des Landes und in den Provinzen die Gesellschaften vorhanden, welche die Aufführung

von Bühnenspielen bei besonderen Gelegenheiten und Festen als die Aufgabe ihrer Vereinigung betrachten.

In Paris pflegten die *Passionsbrüder* das geistliche Schauspiel. Die *Confrerie de la Passion* kann beim Regierungsantritt Ludwig's XII. schon auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Denn bereits 1402 hatte Karl VI. einem Vereine Pariser Bürger das Vorrecht verliehen „de faire jouer quelque mystere que ce soit, soit de la Passion et Resurrection ou autre quelconque tant de saincts comme de sainctes qu'ilz voudront eslire et mettre suz toutes et quantes fois il leur plaira“ [2]). Ein erstes stehendes Theater der Gesellschaft wurde errichtet im Hospitale der Dreieinigkeit neben dem Thore von Saint-Denis, Die Passionsbruderschaft, welche für Paris allein im Besitze des Vorrechtes war, ernste, vornehmlich geistliche Aufführungen zu veranstalten, erhielt wenige Jahre nach dem Regierungsantritt (1518) Franz' I. die Bestätigung ihres Privilegs, aber an den Angriffen, die teils von der Kanzel, teils aus dem Parlament heraus, teils von den Evangelischgesinnten bald gegen sie gerichtet wurden, konnte sie erkennen, dass ihr Ansehen ins Wanken geriet und ihr Dasein nicht mehr ein unbestrittenes bleiben sollte. Da der König den Abbruch des Dreieinigkeitshospitales angeordnet hatte, um dasselbe seiner ursprünglichen Bestimmung (1539) wieder zurückzugeben, so begab sich die Gesellschaft zunächst in das „*Hôtel de Flandre*“, errichtete hier ihre Bühne, spielte vor Franz I. „Das Opfer Abraham's“ (1539) und feierte in den beiden folgenden Jahren mit den beiden Mysterien „Apostelgeschichte“ (Actes des Apôtres, 1541) und „Altes Testament“ (Vieil Testament, 1542) ihre letzten grossen Erfolge. Aber schon während der Vorbereitungen für das „Alte Testament“ traf man auf lebhaften Widerstand von seiten des Pariser Parlaments.

Der Generalprokurator verfasste eine heftige Anklageschrift, durch welche er die Aufführung zu verhindern suchte und die Schädlichkeit des Schauspiels aus kirchlichen und sittenpolizeilichen Gesichtspunkten, aus moralischen und ästhetischen Gründen darzulegen unternahm. Die in dieser Akte

enthaltene schonungslose Kritik der Bruderschaft und ihrer Aufführungen steht in engstem Zusammenhange mit der religiösen Bewegung und den Errungenschaften der humanistischen Bildung. Denn neben der Störung der öffentlichen Ordnung und des Gottesdienstes, welche diese durch Monate sich hinziehenden Vorstellungen zur Folge haben sollten, wird ein Hauptgewicht gelegt: einmal auf Bedenklichkeit der Vermischung des Heiligen und des Profanen und der Hereinziehung von apokryphen Thatsachen in die Darstellung, andererseits wird die vollständige Unwissenheit und ungebildete Unfähigkeit der Veranstalter und Spieler, die keine Ahnung hätten von dramatischen Spielen, gegen die Zulässigkeit des Ganzen ins Feld geführt[3]). „So lange wie die besagten Spiele gedauert haben,“ heisst es in dieser Vorstellung, „verlässt das gemeine Volk seit acht und neun Uhr morgens an den Feiertagen die Messe seines Kirchspiels, Predigten und Vesper, um zu diesen Spielen zu gehen, um seinen Platz zu belegen und dort zu bleiben bis fünf Uhr abends; so dass die Predigten aufgehört haben, denn die Prediger hätten keine Zuhörer mehr. Und wenn sie von diesen Spielen zurückkamen, machten sie sich laut und öffentlich auf der Strasse über dieselben lustig, äfften irgend eine unpassende Sprechweise nach, die sie in den besagten Spielen gehört, oder irgend eine andere schlecht ausgeführte Sache, indem sie spottend riefen, der heilige Geist hätte nicht herabkommen wollen, und andere Lächerlichkeiten vorbrachten. Und sehr häufig haben die Priester der Kirchspiele, um auch der Unterhaltung besagter Spiele zu geniessen, es unterlassen, Vespergottesdienst zu halten, oder haben ihn gleich zur ungewohnten Mittagsstunde abgehalten; und selbst die Kantoren und Kaplane der heiligen Kapelle des Justizpalastes haben, solange die Spiele dauerten, an den Festtagen Vesper zur Mittagsstunde gehalten und dazu in aller Eile und leichtfertig, um zu den Vorstellungen gehen zu können.“

Diese, die Stimmung der Gebildeten, der geistlichen und richterlichen Autoritäten zum Ausdruck bringende Schrift hatte zunächst kein Verbot zur Folge. Die Passionsbrüder fanden

den Hof ihnen diesmal noch günstig gesinnt; aber ein im Jahre 1543 eintretender Zwischenfall wurde dem volksmässigen geistlichen Schauspiel verhängnisvoll. Franz I. befahl den Abbruch und Verkauf verschiedener Baulichkeiten, darunter des „Hôtel de Flandre“. Aufs neue sah sich die Bruderschaft aus ihrem Hause vertrieben. Die Aufführungen mussten längere Zeit ausgesetzt werden, bis man am 30. August 1548 aus dem ebenfalls zum Abbruch bestimmten „Hôtel de Bourgogne“ (Rue Mauconseil) eine Parzelle erwarb und einen Theatersaal auf derselben zu erbauen unternahm. Indes sah sich nunmehr die Bruderschaft genötigt, von dem Parlament die Erlaubnis zu erwerben, an dem neuen Orte die Vorstellungen wieder aufnehmen und fortsetzen zu dürfen. Die Aufhebung eines „seit unvordenklichen Zeiten bestehenden und durch die Könige von Frankreich gewährten und bestätigten“ Vorrechtes erreichten die *Gegner* des mittelalterlichen Schauspiels, das zur „Erbauung und Ergötzung des gemeinen Volkes“ bestanden hatte, damals beim Parlamente *nicht;* aber die religiösen Bedenken und Einwendungen schlugen doch durch, die „Confrerie“ erhielt nach wie vor das Recht, im Pariser Weichbild „Spiele und Mysterien“ allein zu veranstalten oder veranstalten zu lassen, aber unter dem ausdrücklichen Verbote, das „Mysterium der Passion unseres Heilandes und andere heilige Mysterien“ aufzuführen, wurde ihnen nur das Recht zugestanden, „de pouvoir jouer ou representer autres mysteres profanes, honnestes et licites sans offenser ne injurier aucune personne“[4]).

Die Bruderschaft konnte nun noch lange Zeit aus ihrem Spielmonopol Vorteil ziehen; sicher aber war ihren eigenen Aufführungen der Lebensnerv durchschnitten, nachdem ihnen das religiöse Gebiet verschlossen worden. Denn in der lebendigen Beziehung zu Religion und Glaubensgeschichte wurzelt die Volkstümlichkeit des ernsten mittelalterlichen Schauspiels. Sobald es sich von diesem historischen Boden ablöst, geht es seinem Ende entgegen. Allerdings galt das Verbot zuerst nur für die Hauptstadt, und unausgesprochenerweise wohl auch für den ganzen Gerichtsbezirk des Pariser Parlaments, so dass

thatsächlich in den Provinzen das geistliche Schauspiel sein Dasein weiter fristen konnte, ohne jedoch für das geistige Leben der Nation grössere Bedeutung bewahren zu können. Eine Statistik der bekannt gewordenen Aufführungen des 16. Jahrhunders zeigt, wie die Volksbühne in Abnahme kommt. Bis zu 1535, dem für die Geschichte des französischen Protestantismus so bedeutungsvollen Jahre, sind etwa dreiundsiebzig verschiedene Aufführungen nachgewiesen, bis zum Jahre 1570 etwa einundvierzig, zwischen 1570 und 1605 etwa dreizehn. Und zwar werden seit 1550 eigentlich nur noch in den von der Hauptstadt entfernteren Provinzen Mysterien und Mirakel gespielt, und meist in Ortschaften von geringerer Bedeutung. Im Jahre 1556 erscheint noch die „Empfängnis Mariens“ zu Le Mans und „Hiob“ zu Rouen, dann vernehmen wir aber nur noch von Aufführungen derartiger Spiele in der Picardie (Amiens, zuletzt 1581), Provence (Draguignan, Aix), Lothringen (Remiremont 1603), Savoyen (Modane 1580) und in unbedeutenden Ortschaften von Poitou (Parthenay 1571) und von Maine (Neuillé sur Vicoin 1598).

Auch die *komische* Bühne wurde von dieser Entscheidung betroffen, als der bisher beobachtete Brauch einer Verbindung des heiteren mit dem geistlichen Schauspiel unterbleiben musste und die gegenseitige Unterstützung der geistlichen und komischen Spielgesellschaften aufhörte. Denn gleichzeitig mit der Passionsbruderschaft gab es in Paris wie auch in den Provinzialstädten Gesellschaften, die sich zusammengefunden hatten, entweder nur zu dem Zweck komischer Aufzüge und Aufführungen, oder um zu bestimmten Zeiten in regelmässiger Wiederkehr theatralische Spiele zu veranstalten. Zu der letzteren Klasse gehört in Paris die Innung der Parlaments- und Advokatenschreiber, *Bazoche* genannt, die seit Philipp dem Schönen (1285—1314) eine Genossenschaft mit eigenen Vorrechten, Satzungen und selbständiger Gerichtsordnung bildete und schon in den ersten zwanzig Jahren des 15. Jahrhunderts den Brauch angenommen und das Recht erhalten hatte, an bestimmten Tagen des Jahres bei Privatpersonen oder auf

eigener Bühne im Châtelet, Spiele zu veranstalten von possenhaftem Charakter (Farcen) oder von satirischem Gehalt und allegorischer Form (Moralitäten[5]).

Um dieselbe Zeit bildete sich eine andere Gesellschaft aus Pariser Bürgersöhnen, so berichtet wenigstens die Ueberlieferung[6]), die an den Bühnenspielen der Bazoche teilzunehmen wünschten, unter dem Namen „Société des Enfants sans souci". Wenn dies ursprünglich eine Karnevalsgesellschaft war, deren Mitglieder dem Bürgerstande angehörten, so hat es doch, nach Andeutungen, die in den von ihnen gespielten Stücken selbst vorkommen, und nach anderen Zeugnissen den Anschein, als ob später Spielleute, Possenreisser und Luftspringer von Beruf die Bestandteile der Gesellschaft gebildet hätten. Die „Kinder ohne Sorge" erfanden eine dramatische Form, welche „Sottie" genannt wurde. Beide Gesellschaften, die „Bazoche" und die „Enfants sans souci", standen aber in einem gewissen Verhältnis zu einander, vielleicht hatten sie einzelne Mitglieder gemeinsam, oder rekrutierte sich die letztgenannte Vereinigung aus dem Anhang der Bazoche[7]); jedenfalls spielten beide sowohl „Farcen" wie „Sottien" und „Moralitäten". Auch mit der Passionsbruderschaft stand die Gesellschaft der Sorgenlosen in engerer Verbindung (wie dies auch noch klar aus dem im Jahre 1545 abgeschlossenen Kaufvertrag der Passionsbrüder hervorgeht) und diese lieferte jenen Stücke und Spieler für den heiteren Teil ihrer Aufführungen[8]). Es ist natürlich abzusehen von den ausserordentlichen Vorstellungen, die von bürgerlichen Laien und Geistlichen als Liebhabern oft mit grossem Aufwand, nicht aber zu regelmässig wiederkehrender Zeit veranstaltet wurden; auch sie nahmen den Charakter von Volksfesten an, doch hatten die wirklichen Spielgesellschaften allein einen festen Brauch in den Bestandteilen des Spieltages und deren Aufeinanderfolge herausgebildet, da es galt, dem Publikum einen Wechsel von ernsten und heiteren Szenen zu bieten. Eine solche Aufführung der „Enfants sans souci" und anderer Gesellschaften bestand aus vier Teilen: *Narrenspiel* (Sottie),

lustige Predigt (Sermon joyeux), *Moralität, Farce.* Spielte man gemeinsam mit den Passionsbrüdern, so nahm das Mystère die Stelle der Moralität ein[9]).

Von den komischen Bestandteilen solcher Aufführungen ist sonder Zweifel die „Sottie" die jüngste Schöpfung unter den dramatischen Formen, die die Bühne des Mittelalters hervorgebracht hat. Sie mag zu einiger Selbständigkeit schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und zu vollständiger Ausbildung erst im 16. Jahrhundert gelangt sein. Keine der überlieferten Sottien geht über das Jahr 1450 hinauf und die überwiegende Zahl derselben (etwa fünfundzwanzig auf neunundzwanzig) ist seit 1500 entstanden. In ihrer äusseren Form knüpft die „Sottie" an die „Fatras" oder „Fatrasies" an, poetische Scherze, die aus einer Aneinanderreihung von Einfällen und zusammenhangslosen Worten bestanden, deren Verbindung nicht durch den Sinn, sondern allein durch den Reim hergestellt wurde. Hieraus geht die dramatische Sottie hervor (auch „jeu des pois pilez" genannt), eine in einzelne Abschnitte geteilte Fratrasie, die von „Narren" (Sots) vorgetragen wird, vor Beginn der eigentlichen Aufführung als eine Art Zugstück (Parade) zur Anlockung der Zuschauer dienend. Wenn nun mit der Zeit die „Sottie" mehr dramatische Elemente in sich aufnimmt, so bleibt sie doch hauptsächlich ein *Narrengespräch* und ist weniger ein *Narrenspiel* (Darstellung einer Handlung). Neben der ursprünglichen Bezeichnung „Sottie" findet sich auch die Benennung „Farce moralisée" und „Farce" schlechtweg, aber die Zugehörigkeit zur Gattung „Sottie" ist, ungeachtet jener mitunter unrichtig gebrauchten Bezeichnung, daran zu erkennen, dass nicht wirkliche Personen, sondern „Narren" (Sots oder Galants) und närrische Personifikationen (Welt, Zeit, Jedermann) auftreten[10]).

Ein weiteres unzweifelhaftes Merkmal der „Sottie" ist der satirische Gehalt derselben. Unter der Führung des *Narrenfürsten* (Prince des Sots) und der *Narrenmutter* (Mère sotte), die sich wohl auch in andere Rollen verkleidet (z. B. als Mère Eglise), unternehmen es die Narren, aller Welt die

Wahrheit zu sagen, mit unbegrenzter Freiheit der Sprache Missbräuche zu rügen und Lächerlichkeiten dem Spotte preiszugeben. Die Satire als das wesentliche Merkmal der „Sottie“ betrachtend, sagt deshalb J. Bouchet von ihr (Epistres mor. et fam. Poictiers 1545):

„En France elle a de *sotie* le nom,
Parce que sotz des gens de grand renom
Et des petits jouent les grands follies
Sur eschaffaux en parolles polies,
Qui est permis par les princes et roys,
A celle fin qu'ils sçachent les derroys,
De leur conseil, qu'on ne leur ause dire,
Desquelz ils sont advertiz par satire.
Le roy *Loys* douziesme desiroit
Qu'on les jouast a Paris, et disoit
Que par tels jeux ils sçavoit maintes faultes.“

Getragen wird diese Satire von der aus Karnevalslaune entsprungenen, dem späteren Mittelalter geläufigen Vorstellung von der Welt als einer Narrenwelt. Im Zeitalter des Narrenschiffs und des Narrenlobs ist die „Sottie“ eine beliebte Form der volksmässigen Bühne geworden, die in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts unter Ludwig XII. ihren Höhepunkt erreicht hat. Hat es doch in dieser Zeit *Gringore* gewagt, den König selbst in der Verkleidung des Narrenfürsten auf die Bühne zu bringen.

Der zweite Teil der vollständigen Aufführung, die *lustige Predigt,* anfangs die eigentliche Einleitung bildend, ist älteren Ursprungs als das Narrenspiel und von parodischem Charakter. In älterer Zeit ein wichtiger Bestandteil der in der Kirche gefeierten Narrenfeste rettete sich diese Parodie der geistlichen Predigt später auf die Volksbühne, nahm einen grösseren Umfang und regelmässigere Form an und bestand aus einer in Versen geschriebenen scherzhaften, sinnverdrehenden Betrachtung über einen der heiligen Schrift entlehnten Text[11]. Dabei befolgte man die schulmässige Einteilung der wirklichen Predigt und gab dem Text nur eine eigentümliche Auslegung. So predigt der „Sermonneur“ in einem derartigen

Narrensermon (Viollet le Duc II, 207) über den Text aus Jesaias (5. Kap.): „Vae qui sapientes estis in oculis vestris“ und betrachtet diesen Satz in folgender Weise: „Damit ich mich nicht verwirre in meiner Rede, beschliesse ich, dreifach dieselbe einzuteilen. In prima parte wollen wir Qualitatem fatuorum betrachten, Pro secunda sprechen wir De Quantitate stultorum:

Immo, pro tertia parte,
Ut nostra reperitur in arte,
De modo eorum vivendi.

Jetzt, stille da, kein Wort mehr, hört hier zu, und ihr, die ihr dort schwatzt, meiner Treu, ich werde noch auf euch mit dem Finger weisen müssen! Seid ihr von Sinnen! Seid ihr von Verstand! Bedenkt doch den Ort, wo ihr seid!“

Neben der Predigt erscheint auch der *Monolog*, der aber oft nur eine possenhafte Erzählung ist, vorgetragen von einer lächerlichen Persönlichkeit. Die Monologe sind nicht immer für die Bühne bestimmt gewesen. Es sind meist Aufmunterungen, tüchtig zu zechen.

Ist das Narrenspiel die bevorzugte dramatische Form der „Enfants sans souci“ und ähnlicher Gesellschaften in den Provinzen[12]), so pflegen die Schreiberinnungen vornehmlich die Farce.

Die *Farce* ist in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch voller Leben, sie ist die einzige dramatische Schöpfung des Mittelalters, die der modernen Bühne erhalten bleibt, und ein schwaches Verbindungsglied bildet zwischen dem mittelalterlichen und neuzeitlichen Schauspiel. Diese litterarhistorische Thatsache erklärt sich aus dem Umstand, dass die Farce in Form und Inhalt nicht bestimmt wurde durch Bedingungen besonderer Art, wie die Mysterien, Mirakel, Moralitäten und Narrenspiele. Diese mussten aufhören zu bestehen, als die Grundlagen ihres Daseins sich veränderten, oder nicht mehr vorhanden waren. Dagegen war die Farce nur die freie Form des dramatisierten Scherzes, der zu jeder Zeit bestehen konnte; mit mehr oder weniger Kunst, mehr oder weniger Ausgelassenheit und

Ungebundenheit wird der Stoff behandelt. Man hat auf die Verwandtschaft der Farcen mit den mittelalterlichen „Fabliaux“ hingewiesen. Dieser Hinweis ist begründet: in beiden Gattungen weht gleichsam dieselbe Luft, regt sich derselbe neckische Geist (esprit gaulois) und treten dieselben Klassen der bürgerlichen Gesellschaft auf. Aber ein Zusammenhang durch stoffliche Entlehnung, so dass die Auffassung zulässig wäre, die Farcen seien dramatische Fabliaux, ist nur in ganz vereinzelten Fällen nachweisbar; obgleich es an Material nach beiden Richtungen hin nicht fehlen dürfte, da Hunderte von Fabliaux vorhanden sind und mehr denn anderthalbhundert Farcen sich erhalten haben[13]). Die Farce unterscheidet sich vom Narrenspiel schon dadurch, dass in ihr *wirkliche Personen* erscheinen und die Tendenz keine satirische ist, weil hier nur komische Charaktere und Begebenheiten um ihrer selbst willen dargestellt werden. Es wird eine Handlung vorgeführt, die als der Wirklichkeit entsprechend sich annehmen lässt, und die in der Regel innerhalb der weniger bevorzugten gesellschaftlichen Klassen spielt. Aus diesem Grunde sind die Farcen eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntnis des Volkslebens und der Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts.

Die Farce ist in der ersten Hälfte dieses Zeitraums eine durchaus lebenskräftige dramatische Gattung: eine grosse Anzahl neuer Spiele dieser Art wird in dieser Zeit verfasst. Noch im Jahre 1584 sagt Du Verdier (III, 644): „Es ist unmöglich anzugeben, wie viel Farcen verfasst und gedruckt worden sind, denn früher gab jeder sich damit ab, welche zu dichten. Und heutigen Tages werden sie noch von den ‚Enfants sans souci‘ genannten Komödianten aufgeführt.“ Dennoch hat die Farce ihren Höhepunkt schon im 15. Jahrhundert mit „*Pathelin*“ erreicht. Dieser blieb allerdings immer noch ein beliebtes Stück und rief eine Anzahl von Nachahmungen hervor, wie das „Testament Pathelin's“ (um 1520?) u. a.; Farcen des 16. Jahrhunderts sind ferner: „Der Schuhflicker Calbain“ (Le savetier Calbain), ebenfalls eine der geistvollsten Nachbildungen des Pathelin's, vielleicht aus der Zeit Ludwig's XII.,

„Der Kesselflicker“ (Le Chauldronnier) und „Der Podagrist“ (Le Goutteux), ein dramatisiertes Sprichwort:

> Il n'est point de plus mauvais sourds
> Que ceux qui ne veulent ouyr.

„Der Schulmeister“ (Le Maistre d'escole) ist eine Farce, die ausnahmsweise sich auf das religiöse Gebiet begibt und von dem glühenden Hass des pedantischen Scholasticismus gegen die religiösen Neuerer eingegeben war. „La Cornette“ und andere Stücke gehören schon ins Zeitalter Franz' I.

Während nun die komischen Gattungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich noch eines frischen Lebens erfreuten, war für das ernste Volksschauspiel die Zeit des Glanzes schon vorüber. Man spielte noch Mysterien im eigentlichen Sinne des Wortes, und zwar sehr umfängliche Darstellungen aus der Geschichte des alten und des neuen Testamentes, oder Mirakelspiele, die die Erlebnisse bestimmter Heiligen dramatisch behandeln, und endlich weltliche Mysterien, in denen sagenhafte oder geschichtliche Begebenheiten den Mittelpunkt der Handlung bilden. Aber im ganzen ist die Schöpfungskraft schon versiegt.

Nur zwei Mirakelspiele sind als Neuschöpfungen auf diesem Gebiete zu verzeichnen, die einigen Anspruch auf Beachtung machen dürfen. Es sind dies „Sankt Christoph“ von Chevalet (gedruckt zu Grenoble) und „Sankt Ludwig“ von Gringore. Die *Vie de Monseigneur Sainct Louis par personnages* (1514 oder 1527), verfasst für die „Sankt-Ludwigs-Bruderschaft“ zu *Paris,* entwirft nicht ohne Kraft und Frische das Bild des christlichen Helden.

Sein ganzes Leben wird vorgeführt, von seinen Jugendthaten bis zur Gefangenschaft des alten Kriegers im Morgenland und die Gestalt des besiegten Königs gewinnt im Vergleich mit dem siegreichen an moralischer Grösse. Endlich, nach Frankreich zurückgekehrt, erscheint Ludwig als Richter inmitten seines Volkes. Eine lebendige Episode des 7. Aktes (Buches) verdeutlicht den Unterschied zwischen Herren- und Königs-

recht. Ein Abt von Sankt Nikolaus zu Laon hat drei „junge Knaben“ in seiner Obhut, denen die Erlaubnis gegeben worden ist, in den Wald zu gehen und zu ihrer Erholung nach den Studien sich mit Bogenschiessen zu unterhalten. Ein Kaninchen erscheint, sie schiessen danach. Zwei Förster, die ihnen aufgelauert, stürzen auf sie los und rufen den Herrn Enguerrand de Coucy, den Eigentümer des Waldes, herbei. Die drei harmlosen Knaben werden zum Tode verurteilt. Der Scharfrichter von Paris geht gerade vorüber und übernimmt den Vollzug des Todesurteils. Der Abt verklagt den grausamen Grundherrn beim Könige. Messire Enguerrand, vor das königliche Gericht berufen, appelliert an die Pairs. Die Berufung wird abgewiesen, und auf den Rat von „Ritterschaft“ wirft sich der Uebelthäter dem Könige zu Füssen und fleht um Gnade. „Ritterschaft“ tritt für ihn ein, und die Todesstrafe wird in eine Geldbusse von 10000 Livres verwandelt.

Die *Moralität*, ursprünglich ein in Handlung umgewandelter moralischer Satz, der meist durch allegorische Gestalten versinnlicht wurde, kann als ernstes satirisches und der Belehrung dienendes Schauspiel betrachtet werden. Stücke dieser Gattung halten sich länger und bilden noch mehrfach die Beschäftigung der Poeten, auch ernster, gelehrter Männer. Diese Begünstigung erklärt sich aus der nachhaltigen Vorliebe des Zeitalters für das *Lehrhafte* in der Einkleidung der *Allegorie*. Da nun die Handlung der Moralität meist aus einer allegorischen, in ideeller Beziehung zur Wirklichkeit gehaltenen Fiktion besteht, deren Daseinsberechtiung allen Einsichtigen durch den belehrenden Endzweck offenbar war, so hielt sich die Gattung auch litterarisch noch in diesem Zeitalter, dem die horazische Empfehlung der Verbindung des Anmutigen mit dem Nützlichen als Aufforderung, durch Dichtung zu lehren, erschien.

Moralitäten nannten sich übrigens auch dramatisierte Gleichnisse der heiligen Schrift. Diese sollten die Einprägung einer *einzelnen* Wahrheit bezwecken. Auch gab es solche Stücke, die eine einzelne lobenswerte Handlung oder Eigenschaft darstellten.

Die *Namen* der Verfasser von Bühnenstücken sind nur in geringer Anzahl überliefert. Bühnenstücke wurden im allgemeinen nicht als litterarische Leistungen betrachtet, und ihre Autoren wurden meist nur dann bekannt, wenn sie auch in der höheren Litteratur sich fruchtbar erwiesen hatten. Eine Ausnahme war allenfalls zu machen für die Moralitäten, die durch ihren ernsten Inhalt und Zweck und ihre allegorische Form höhere Wertschätzung erzwangen und auch als „Buchdramen" auftreten konnten.

Ein solches Buchdrama ist zweifellos „La Condamnacion de Banquet" von *Nicolas de la Chesnaye* (Nicolaus de Querceto, utriusque iuris professor), geschrieben, um die schädlichen Folgen unmässigen Essens und Trinkens darzustellen, ein Stück, von dem allein fünf alte Drucke (zwei aus den Jahren 1507 und 1511) nachgewiesen werden[15]).

Bekannter ist *Pierre Gringore*[16]), ein vielseitiges Talent, der als Komponist, Geschichtsschreiber, Verfasser von politischen Flugschriften, als moralischer und dramatischer Dichter aufgetreten ist. Die Rechnungsbücher der „Prévôté" von Paris zeigen ihn, in Verbindung mit dem Zimmermeister Jean Marchand, für die Vorbereitung der Mysterien arbeitend, die in den Jahren 1512—1517 zu Ehren des Einzugs des päpstlichen Legaten, eines Erzherzogs, des Königs und der Königin veranstaltet wurden; zugleich war er Mitglied der Gesellschaft der „Enfants sans souci" und wurde, wie man mit einem etwas kühnen Vergleich gesagt hat, „der Aristophanes der Pariser Markthallen".

Zu Fastnacht des Jahres 1511 (1512) fand ein „Spiel des Narrenfürsten und der Narrenmutter" statt, wozu Gringore Sottie (Jeu du prince des Sots), Moralität (L'homme obstiné) und Farce geschrieben hat. Nachdem Gringore schon wiederholt in gereimten Flugschriften für die Unternehmungen Ludwig's XII. die öffentliche Meinung zu gewinnen und die Gegner an den Pranger zu stellen versucht hatte, unternahm er es, in diesen Stücken die Politik des Königs auf der Bühne zu vertreten. Bekanntlich hatten die Wandlungen der italieni-

schen Politik den Freund Ludwig's, Julius II., zu seinem Gegner gemacht (1510) und ihn am 11. Januar 1511 (1512) als Feind Frankreichs über die Breche in Mirandola in voller Rüstung seinen Einzug halten lassen. Ein in Tours versammeltes Konzil hatte dem König das Recht zuerkannt, gegen den heiligen Vater Krieg zu führen. Ludwig trug sich sogar mit dem Plan, die Absetzung Julius' II. zu bewirken.

Diese politischen Fragen beschäftigen den Verfasser des Narrenspiels und der Moralität. Im ersten Stücke erörtern drei Narren lebhaft die politische Lage; sie erheben Klage wider die Feinde des Narrenfürsten, der sich betrogen und getäuscht sieht, weil er zu gut ist und zu sehr den Frieden liebt und stets bereit ist, zu verzeihen. Die Stände des Reichs werden von Herrn „du Pontalais" berufen: es erscheint der Adel (Le Prince des Nattes, Le Sire de Joye, Le Sieur du Plat d'argent u. s. w.), die Geistlichkeit (Abbé de Frévaux, Abbé de Plate-bourse), endlich der dritte Stand (Sotte-Commune). Der Narrenfürst besteigt den Thron, ihm zur Seite steht der „Seigneur de Gaieté". Von allen Seiten vernimmt der Fürst Klagen; er hört Beschwerden über die Geistlichkeit und die Weissagung einer Kirchentrennung. Zuletzt erscheint die Mutter „Heilige Kirche", gestützt auf Narr-Vertrauen (Sotte-fiance) und Narr-Gelegenheit. Ihre Absicht ist, weltliche und geistliche Gewalt in ihrer Hand zu vereinigen; nachdem sie umsonst versucht hat, die Stände für ihre Pläne zu gewinnen, ruft sie die Prälaten zum Kampf auf. Der Fürst der Narren zögert, den Kampf mit Mutter Kirche aufzunehmen, die Versicherung des Adels und des dritten Standes, dass er sich nach kanonischem Rechte verteidigen dürfe, genügt ihm nicht; erst dem Herrn „de Gaieté" gelingt es, die Bedenken seines Herrn zu heben: er reisst Mutter Kirche ihr Kleid ab und zeigt die darunter verborgenen Eselsohren der Narrenmutter.

Diese „Sottie" gehört zu den besten der Gattung. Ohne dass sie eine eigentliche Handlung zeigt, ist doch der Gedanke, dass es in dem Kampfe Ludwig's mit Julius II. sich nicht um Bekämpfung einer geistlichen, sondern einer politi-

schen Macht handle, in den Masken des Narrenspiels sinnreich dargestellt. Die sich anschliessende Moralität zeigt zum Beginn Personifikationen des italienischen und des französischen Volkes, und weiter den heiligen Vater selbst in der Maske des „Verstockten Mannes“ (Homme obstiné). Zum Schluss tritt „Göttliche Strafe“ auf, vor der die beiden Gehilfinnen des „Verstockten“, Simonie und Hypokrisie, zurückweichen. Doch zögert „Göttliche Strafe“, ihre Drohungen am Verstockten zu erfüllen, bis die Sünden des „Französischen Volkes“ nicht länger ihren Rächerarm zurückhalten würden. Während in dieser Moralität keine Spur der Karnevalsausgelassenheit zu entdecken ist, besteht die den Schluss bildende Farce (Faire et Dire) aus einer Reihe grober Zweideutigkeiten, die nur einen Beleg für unzählige bilden, wie wenig man in jener Zeit davor zurückschreckte, auf öffentlicher Bühne in Worten und Handlungen Anstand und gute Sitte zu verletzen. Jedenfalls gibt diese „Trilogie“ Gringore's einen deutlichen Begriff von der Beschaffenheit jener Vorstellungen, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts von den Spielgesellschaften veranstaltet wurden. Gringore werden noch verschiedene andere Stücke zugeschrieben, die Sottie von „Welt“ (Monde) und die Moralität „Neue Welt“. Doch ist diese Attribution unsicher.

Ein dritter, ausserordentlich bekannter Name, den das Gedächtnis der folgenden Geschlechter noch lange bewahrt hat, ist der des Meister „Jean de l'Epine, sieur du Pontalais“, auch „Songe-Creux“ genannt, ein „Haupt- und Meisterspieler von Moralitäten und Farcen zu Paris“, der „verschiedene Spiele, Mysterien und Moralitäten, Satiren und Farcen“ verfasst hat, die er „öffentlich auf der Bühne in der Stadt“ aufführte [16]). Derselbe leitete die Vorbereitungen zu den öffentlichen Spielen, die die Stadt Paris der zweiten Gemahlin Franz' I., Eleonore von Oesterreich, gab (1530). Uebrigens ist keine der vorhandenen Moralitäten oder Sottien unter seinem Namen überliefert. Ausserdem sind noch aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts folgende Autorennamen überliefert: André de la Vigne (Honneur des Dames, 1504).

Simon Bourgoinc (L'homme juste et l'homme mondain, 1508), Jean Parmentier (L'Assomption, 1527), Mathieu Malingre (Maladie de Chrestienté, 1527), Margarete von Navarra (L'Inquisiteur, c. 1530), Du Val (Le Fidele, le Ministre u. s. w., um 1540), Aneau (Lyon Marchant, 1541), Guillaume des Autels (L'homme de Ciel, l'esprit, la terre u. s. w., 1549), Henry de Barran (L'homme justifié par foi, 1554). Die Zahl der während der ersten Hälfte des Jahrhunderts im *Druck* erschienenen Moralitäten ist beträchtlich, daher auch die verhältnismässig grosse Anzahl überlieferter Namen.

Auf dem Gebiete der *Mysterien* und *Mirakel* nimmt die Produktion dagegen sehr ab. Man begnügt sich in der Regel mit der Wiederaufführung alter, bewährter, aus dem vorhergehenden Jahrhundert überlieferter Stücke, die dann auch in diesem Zeitalter hier und da zum Druck befördert werden[17]. Die aus den Jahren 1500—1550 bezeugten*) (103) öffentlichen Aufführungen von geistlichen Spielen weisen nur zwanzig neue Stücke dieser Gattung auf. Drei sind gleichzeitig gedruckt worden.

Die Namen, die bereits erwähnten wiederholt, sind: Gringore (St. Louis, 1514 oder 1527?), Claude Doleson (Notre Dame de Puy, um 1518), Chevalet (St. Christoph, 1527, gedruckt 1530), Eloy du Mont (Auferstehung, 1535?), Jean Louvet (zwölf Marienspiele, 1536—1550), Aneau (Geburt Christi, gedruckt 1539), Louis Choquet (Offenbarung, gespielt und gedruckt 1541), Jean d'Abondance (Drei Könige), Loupvent (St. Stephan, Papst, 1548). Dazu kommen noch die vier Mysterien der Königin von Navarra: „Geburt Christi", „Anbetung der Könige", „Kindermord von Bethlehem" und

*) Eine nicht eigentlich litterarische Gattung sind die noch unter Heinrich II. vorkommenden stummen Spiele, mysteres mimés, entremets, die bei feierlichen Gelegenheiten, Hochzeiten, Einzügen fürstlicher Personen u. dergl. aufgeführt wurden, und die in einer Aufeinanderfolge von Bildern bestanden, zu deren Ausstattung das Handwerk und bildende Künste ihre Beihilfe dargeboten. Sie leiten zu den Maskenaufzügen der Renaissance hinüber.

„Flucht nach Aegypten“ (Désert). Letztere sind wohl nicht öffentlich aufgeführt, vielleicht nach 1535 entstanden und 1547 zuerst gedruckt worden [18]).

Von Verfassern von Sottien und Farcen sind nur wenige Namen bekannt geworden; ausser Gringore und Pontalais kann noch Roger de Collerye genannt werden, wegen einer gegen die Einwohner von Auxerre gerichteten Sottie*). Der satirisch-lehrhafte Inhalt und die allegorische Form führen zu einer litterarischen Vorliebe für Moralitäten, die sich deutlich daraus ergibt, dass von etwa sechzig vorhandenen derartigen Spielen sechsunddreissig gedruckt worden sind.

Aus denselben Gründen geniessen die Sottien desselben Vorzugs: von zweiundzwanzig Narrenspielen des 16. Jahrhunderts sind zwölf durch den Druck vervielfältigt worden [19]). Diese letzteren sind zum Teil auf eine Linie zu stellen mit den zahlreichen Liedern und Satiren in Versen, die durch die Zeitverhältnisse hervorgerufen sind. Sie befassen sich im allgemeinen und im besonderen mit politischen, sozialen und religiösen Fragen, die sie allerdings in Narrenweise, nicht mit dem sittlichen Ernst der Moralitäten behandeln. Das Gebiet der eigentlichen Politik wird in diesen seltener gestreift; auch die humanistische Bewegung spiegelt sich kaum darin**), wohl aber ist die Moralität ein Kampfmittel in den religiösen Gegensätzen und Streitigkeiten geworden. Es ergibt sich dies schon aus ihrem ursprünglichen Wesen; denn das Mysterium ist historisch, die Moralität durch ihre Personifikation abgezogener Begriffe wesentlich dogmatisch. Es wird daher diese beliebte dramatische Form benutzt, um für die evangelische Lehre, für die Verwerfung der guten Werke, für die Rechtfertigung durch die Gnade, gegen den Marien- und Heiligenkult, selbst für das „Decretum aeternum“ Calvin's in volkstümlicher Weise Propaganda zu machen. Bisweilen begnügt

*) Es ist die dreizehnte im Verzeichnis Picot's (Sottie en France).

**) Mit Ausnahme etwa des „Lyon Marchant“ des Humanisten Aneau.

sich die Moralität damit, gegen die in der kirchlichen Verwaltung eingerissenen Missbräuche die Stimme zu erheben. Man kann Spiele nennen, die mehr auf evangelischem, und solche, die mehr auf calvinischem Boden stehen.

Es sind die älteren Moralitäten: „Der Sünder“ (L'homme pécheur, 1507 in Orléans aufgeführt), „Der Wohlberatene und der Uebelberatene“ (Bien Advisé, Mal Advisé), „Der Gerechte und das Weltkind“ (L'homme juste et l'homme mondain, 1507), die auf der Grundlage korrekter katholischer Auffassung den Kampf des sündigen Menschen mit Gut und Böse zeigen und seine Errettung mit Hilfe des kirchlichen Gnadenschatzes bewirken lassen. Bereits tritt uns evangelischer Geist entgegen, zuerst in milder Form, etwa im Sinne Lefèvre's, in der Moralität „Mundus, Caro Daemonia“, in welcher derselbe Kampf zwischen Gut und Böse dargestellt wird, aber der „christliche Ritter“ allein durch den Beistand des Geistes (der Gnade) und das Evangelium erlöst wird.

„Pour tant deffens toy de ce monde
Par la parole *simple et ronde*
De la pure saincte Ecriture“

sagt Esprit zum Ritter. Evangelische Gesinnung bezeugen auch die wiederholten geistlichen Anführungen aus den paulinischen Briefen*). Ganz denselben Gedanken stellt die 1549 vor dem Kardinal von Tournon in Valence gespielte Moralität von Guillaume des Autels dar (L'homme, le ciel, l'esprit, vergl. Pet. de Jul. Rép. Nr. 71). Eine andere Reihe von allegorischen Spielen evangelischer Tendenz lässt den Sünder sein Seelenheil gewinnen durch Bekämpfung der *Unwissenheit*. Erkenntnis führte den unter dem Joch der Unwissenheit Seuf-

*) 1. Tim. 6, 9; Eph. 6, 17; Hebr. 4, 12. Ferner heisst es:

Car qui par grace a le cueur monde
Charité et ferme fiance
En son Dieu avec esperance,
Il est en paix et sans soucy. —

zenden*) zum Heile; die Wahrheit steigt vom Himmel herab, wird von Simonie, Habsucht und dem Priester misshandelt und geknechtet, „Jemand" befreit sie**). Ebenso bekämpft in einer zweiten Moralität von Des Autels die „Wahrheit" durch „Göttlichen Willen" die „Unwissenheit"***).

Von ausgesprochen calvinischem Charakter ist: der „Glaubensrichter" von Margarete von Navarra, mit seiner Polemik gegen die „guten Werke"; die „Krankheit der Christenheit", 1558 zu La Rochelle in Gegenwart des Königs und der Königin von Navarra (Jeanne d'Albret) aufgeführt; hier wird die kranke Christenheit durch den himmlischen Arzt geheilt, der ihr den Heiltrank „Rechtfertigung durch Gnade" einflösst. „Der gebrechliche Mensch" und „Der Gläubige, Geistliche, Unentschiedene, Göttliche Vorsicht und Jungfrau"[20]), wo die Lehre der Gnadenwahl nach Calvin vorgetragen wird:

Ce Seigneur, plein d'amytié
Endurcit celui qu'il veult
Et par *grace* qui tout peult
De qui luy plaist, a pitié.

Gleiches lehrt der „Im Glauben gerechtfertigte Mensch" (1552[21]).

Neben diesen zahlreichen evangelischen und ausgesprochen calvinischen Moralitäten fehlt es selbstverständlich auch nicht an solchen, die nur im allgemeinen vom Geist des Widerspruchs gegen vorhandene Missbräuche erfüllt sind und des geistlichen Standes und auch des Adels nicht schonen; zu dieser Kategorie gehört „Weltlich Gut, geistlich Ehr'"[22]) mit seiner scharfen Satire gegen die Inhaber der grossen Benefizien; „Kirche, Adel und Armut, die zusammen waschen", mit heftigen Ausfällen gegen die beiden bevorrechteten Stände; und „Der Diener der Kirche, Arbeit(er) und das gemeine Volk". Auch in „Heresie, Simonie und Kirche", obgleich diese Moralität von einem gutgesinnten Katholiken verfasst sein mag,

*) L'Affligé (1545); Aucun, Connaissance; Contemnement de Mort.
**) Verité Caché (c. 1550).
***) Vouloir Divin, Ignorance, Temps, Verité (1550).

wird unter dem Bilde der Simonie, die mit silbernem Schlüssel in die Kirche dringen will, während Ketzerei sich eines eisernen bedient, die Leichtfertigkeit, mit der die kirchlichen Stellen Unwürdigen übertragen werden, bitter gerügt. In diesen Kämpfen nimmt sich nur *eine* Moralität ausdrücklich der angegriffenen alten Kirche an, indem sie Adel und Königtum auffordert, gegen die „Verführer" einzuschreiten und den Frieden wiederherzustellen („Kirche und Gemeinde"[23]).

Hieraus ergibt sich, dass, während das eigentlich *geistliche* Schauspiel durch Reformation und Humanismus bekämpft und verworfen wird, die *Moralitäten* die Volksbühne in lebhafter Beziehung erhielten zu den Fragen, die auf dem Gebiet der Kirche, Religion und Politik das Leben der Nation erregten.

Noch in Berücksichtigung eines anderen Umstands erscheint die mittelalterliche Bühne lebensfähig in ihren letzten Hervorbringungen und die Keime einer fruchtbaren Entwickelung zu enthalten. Denn es hat die Moralität schon in einzelnen Fällen sich der allegorischen Einkleidung oder Zuthat entäussert und durch eine einfache Handlung die Darstellung eines (moralischen) Grundgedankens verfolgt und bisweilen mit Glück erreicht. Ein wirkliches dramatisches Interesse ist demnach schon in vielen Fällen vorhanden, und es hätte sich auf diesem Wege wohl ein wahres Schauspiel, ein bürgerliches Trauerspiel entwickeln können. Waren erst an Stelle der Personifikationen wirkliche Personen getreten, dann konnte schliesslich der Versuch, diese Personen durch Charakterzüge zu beleben, nicht ausbleiben. Stücke wie „Der Kaiser, der seinen Neffen tötete", wie „Die undankbaren Kinder", oder wie „Die Frau, die die Stadt Rom hat verraten wollen" (gedruckt 1548) sind Beispiele für diese verheissungsvollen Anfänge.

„Ein gealterter Kaiser hat mit Zustimmung seiner Grossen seinem Neffen und Erben die Verwaltung seines Reiches übergeben, sich aber die Oberherrschaft (segneurie) vorbehalten. Der Neffe, von Leidenschaft für eine edle Jungfrau ergriffen, benutzt seine Macht, um sich derselben wider ihren Willen zu bemächtigen. Das junge Mädchen fleht darauf den alten

Kaiser an, den ihr angethanen Schimpf am Missethäter zu rächen. Obgleich die Grossen bei dem kaiserlichen Oheim sich für Begnadigung des Neffen verwenden, tötet dieser denselben mit eigner Hand und überantwortet den Leichnam dem Feuer. Auf die zornerfüllten Vorwürfe der Grossen antwortet der Kaiser nur mit einem wiederholten: ‚J'ai faict justice, mon ami.' Als er aber selbst bald darauf sich dem Tode nahe fühlt, versagt ihm der Kaplan das Sakrament, weil er nicht die begangene Sünde des Mordes beichten will. Der Kaiser betet inbrünstig, klagt sich aller Sünden an und rühmt sich nur, dass er ein gerechter Richter gewesen. Es geschieht ein Wunder. Die Hostie kommt vom Himmel herab auf seine Lippen.“ Hier ist dramatisches Interesse vorhanden; der sittliche Grundgedanke verbürgt eine gewisse Einheit der Handlung: das „Beati qui faciunt justiciam in omni tempore“ bildet die Grundlage derselben, Ansätze zur Charakteristik zeigen sich ebenfalls schon. Gleichwohl hat auch hier humanistisches Vorurteil gegen den mittelalterlichen Ursprung der Gattung eine gesunde Weiterentwickelung unmöglich gemacht*).

Vielleicht hat auch der Verfall der Spielgesellschaften mit dazu beigetragen, die Entfaltung der in der Moralität vorhandenen Keime zu vereiteln. Denn nicht allein die Passionsbrüder wurden durch Verordnungen eingeschränkt, auch die „Kinder ohne Sorge“ und die „Bazoche“ wurden durch die Behörden, den Hof und von der Kanzel aus wiederholt bedrängt und zur Ordnung gerufen. Franz I. war gegen Ausschreitungen der Komödie empfindlicher als sein Oheim; im

*) Was die metrischen Formen aller dieser Stücke mittelalterlichen Ursprungs angeht, so herrscht zwischen den verschiedenen Gattungen eine merkwürdige Uebereinstimmung in durchgehender Anwendung des achtsilbigen Verses. In den ernsten Stücken (Mysterien, Mirakeln, Moralitäten) werden die Verszeilen vielfach nach dem Schema des Rondel gebunden, während in Farce und Sottie der paarweise Reim vorherrscht. Im zehnsilbigen (heroischen) Verse sind die Mysteres Margaretens von Navarra geschrieben.

Dezember 1516 liess der König drei Spieler verhaften und vor sich führen, Jacques, Schreiber der Bazoche, Jean Serrac (Serre) und Jean de Pontalais[25]), weil sie beschuldigt waren, die Königin-Mutter unter dem Namen der „Mère Sotte“, die den Staat nach Herzenslust plünderte und beraubte, verhöhnt zu haben. Dergleichen Massregeln verschlossen den Volksschauspielern nicht ohne weiteres den Mund; noch um 1521 wird, wahrscheinlich zu Rouen, eine Sottie gespielt, die nicht misszuverstehende Anspielungen aufs Weiberregiment enthält[26]). Der junge *Clément Marot,* der sowohl der „Bazoche“ als den „Enfants sans souci“ sich zurechnete*), richtete eine poetische Bittschrift an den König, in welcher er um gnädige Duldung der Spiele fleht und dem König in Aussicht stellt, dass, je grösser die Blüte sein würde des Reiches der Bazoche, in um so höherem Glanze werde auch Paris erstrahlen:

„Que de tant plus son regne fleurira
Vostre Paris tant plus resplendira.“

Aber man fand immer Handhaben, um die Spieler zu fassen. Bald verbot man (1516), Farcen und Sottien zu spielen, worin Fürstlichkeiten genannt waren, bald jegliche Anspielung auf Personen bei „Strafe des Gefängnisses und dauernder Verbannung aus Paris“ (1536[27]).

Endlich griff das Parlament so weit durch (1538), den Spielern aufzugeben, die Stücke in der Handschrift dem Gerichtshofe vierzehn Tage vor der Aufführung vorzulegen und die bezeichneten Stellen zu streichen unter Androhung von „Gefängnis und körperlicher Züchtigung“, wozu noch im Jahre 1540 die Verschärfung kam, dass die Zuwiderhandelnden mit dem Stricke bedroht wurden. Unter solchen Gefahren und Einschränkungen hörten allmählich die Bühnenaufführungen auf, wenn sich auch die Gesellschaften ihre Satzungen und ihr Zeremoniell bis ins 17. Jahrhundert bewahrten. Die

*) Für sie dichtete er die Ballade: „Car noble cueur ne cherche que soulas.“

„Enfants sans souci“ schwinden im Dunkel der Vergessenheit, während die Bazoche selbstverständlich als juristische Innung so lange bestehen blieb, wie das Parlament.

2.

Unterdessen hatten die Italiener, nachdem sie zuerst plautinische und terenzische Komödien zur Aufführung gebracht, dann eigene Stücke in lateinischer Sprache in Szene gesetzt, oder Werke des Altertums in italienischer Sprache gespielt, den letzten Schritt zur Selbständigkeit gethan und seit Ende des 15. Jahrhunderts damit begonnen, sich ein italienisches Schauspiel in den regelmässigen Formen der antiken dramatischen Kunst zu schaffen[28]). Diese neue, von Fürsten und Päpsten beschützte Kunst konnte in Frankreich nicht unbeachtet bleiben, und unter der doppelten Beeinflussung durch Italien und Griechenland traten nach Mitte des 16. Jahrhunderts die Jünger des Humanismus mit dem Bestreben hervor, eine dramatische Litteratur zu schaffen, die in heimischer Sprache den grossen Mustern des Altertums und Italiens nacheiferte.

Der Gang der Entwickelung ist nun zuerst in Frankreich genau derselbe wie jenseits der Alpen. Ehe man die antiken Formen mit dem Geiste eigener Erfindung erfüllt, wird dieselbe Vorschule wie in Italien durchlaufen. Es fehlte zu Anfang des Jahrhunderts nicht an Italienern, die den Franzosen Anregung geben konnten, zuerst in lateinischer Sprache die Formen des antiken Schauspiels zu erneuern. Quinzano Stoa (Conti), der Verfasser einer „Tragoedia de passione Jesu Christi“ und einer Anzahl von Stücken, deren Stoffe der römischen Geschichte entlehnt waren, hielt sich zeitweilig am Hofe Ludwig's XII. und Franz' I. auf. Julius Caesar Scaliger brachte aus Italien eine lateinische Uebersetzung des „König Oedipus“ mit nach Frankreich[29]), und *Lodovico Alamanni*, der eigentliche Vertreter der italienischen Litteratur in der Umgebung Franz' I., verfasste eine italienische „Antigone“.

Nun erscheinen auch bei feierlichen Einzügen und Hoffesten

italienische Schauspieler, und während sonst bei diesen Gelegenheiten Aufführungen von Mirakeln, Mysterien und sogenannten „Mystères mimés“ veranstaltet wurden, gibt es jetzt Aufzüge, in denen die alten Heidengötter die Träger allegorischer Begriffe werden, und Festvorstellungen in einem neuen Geschmacke. Die Stadt *Lyon*, ein früher Mittelpunkt des Humanismus in Frankreich, beruft, als Heinrich II. mit seiner Gemahlin Catharina de' Medici seinen Einzug halten sollte (1548), italienische Schauspieler aus Florenz und lässt zur Unterhaltung der fürstlichen Gäste die Calandra des Kardinals Bibbiena aufführen[30]). Man folgt Italien auch auf dem Wege der Uebersetzung: Elektra, Hekabe, Iphigenia und andere Stücke werden ins Französische übertragen (s. o. S. 17). Und auch in den Schulen regt sich der Eifer. Es bestand von alters her die Gewohnheit in den Kollegien, an bestimmten Tagen dramatische Aufführungen zu veranstalten[31]). Die Stücke waren meist in *lateinischer* Sprache geschrieben, hatten aber in Form und Inhalt durchaus den Charakter der mittelalterlichen Spielgattungen der Volksbühne. Seit dem dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts macht sich hier der Einfluss des Humanismus geltend. Die Komödien des *Ravisius Textor* (1500—1524 Professor am Kolleg Navarra[32]) sind allerdings noch Moralitäten und Sottien, aber von reiner Latinität.

Dann aber sucht man sich den antiken Mustern noch mehr zu nähern, wie im „Akolastus“ eines gewissen „Gnaphöus“ (1529) und im „Josephus, comoedia sacra“ von Cornelius Crocus. Die Bezeichnung Tragoedia erscheint in dem auch für die Bedürfnisse des Kollegs geschriebenen „Christus Xylonicus“, in vier Akten und Versen, von Barthélemy de Loches (Nicolaus Barptolomeus Lochiensis), verfasst 1537. Das Stück besteht allerdings nur aus langen Einzelreden, ohne Leben und Handlung, macht aber schon klassische Ansprüche, die auch in den vorhandenen Chören hervortreten. Vollständig auf klassischen Boden begibt sich einer der ersten Latinisten seiner Zeit, der Schotte *Georg Buchanan*, der während seiner Thätigkeit als Regent am Kolleg zu Bordeaux (um 1540[33])

verschiedene Tragödien aufführen liess, die teils von ihm selbst geschrieben waren, wie *Jephthes* und *Baptistes*, teils Bearbeitungen griechischer Werke waren, wie *Alkeste* und *Medea*, „damit durch Aufführung der Tragödien" wie er später in seiner selbstverfassten Lebensgeschichte berichtet, „er die Jugend von den Moralitäten, an denen damals Frankreich sich ausserordentlich ergötzte, abbrächte und möglichst zur Nachahmung der Alten hinzöge"*). Das Zeugnis Michel Montaigne's vervollständigt noch diese Angabe durch Hinzufügung anderer Namen: „Ich habe die ersten Rollen in lateinischen Tragödien von Buchanan, Guerento und Muret gespielt, die in unserem Kolleg Guyenne mit einiger Würde aufgeführt wurden" (um 1545, Essais I, 25).

Die beiden Originalwerke Buchanan's sind die ersten klassischen Tragödien, die auf französischem Boden entstanden sind. Sie müssen einen nicht geringen Einfluss auf die Geschmacksbildnng ausgeübt haben. Da Montaigne auch *Muret* als Verfasser von Stücken nennt, in denen er mitgespielt, ist es möglich, dass er in dessen berühmtem *Julius Caesar* aufgetreten ist, der eigentlich für die lateinische Mustertragödie des Jahrhunderts gilt. Er ist im besten Stil geschrieben und von tadelloser Regelmässigkeit, aber frostig und ohne Handlung: ein Muster des tragischen Stils für die folgende Zeit. Ein anderer dramenschreibender Regent von untergeordnetem Talent ist *Claude Rouillet*, der um 1550 dem Kolleg Burgund vorstand, und von dem drei lateinische Spiele veröffentlicht worden sind: „Philanira", „Petrus", „Aman" (Claudi Roilleti Belnensis varia poemata, 1556). Das erste Stück das früheste Beispiel einer bürgerlichen Tragikomödie; die anderen beiden regelmässige geistliche Tragödien in fünf Akten und mit Chören. Diese lateinischen Schauspiele mit ihren langen Reden, feierlichen und ermüdenden Zwiegesprächen, ihren zu Anfang jedes Aktes erscheinenden Monologen sind die Vor-

*) „ut earum actione juventutem ab *allegoriis* quibus tum Gallia vehementer se delectabat ad imitationem veterum qua posset, retraheret."

bilder geworden für die französische Tragödie des 16. Jahrhunderts; sind sie doch auch, mit Ausnahme des „Petrus“ und „Aman“, alsbald in das Französische übertragen worden[34]. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass auch im Kolleg Coqueret zu Paris, an welchem *Dorat* als Professor des Griechischen lehrte, in derselben Weise wie in anderen Schulen, das auf den Spuren der Alten gehende lateinische Schauspiel kultiviert wurde. Denn es ist sicher bezeugt, dass man auch schon einen Schritt weiter gethan hat: ist doch hier zum erstenmal ein antikes Stück in französischer Sprache, die Komödie Plutus von Aristophanes in der Bearbeitung Pierre Ronsard's (1547) durch die Studierenden aufgeführt worden[35]. Mithin gelangte man Mitte des Jahrhunderts an die Schwelle der Verwirklichung von Wünschen, welche bald darauf (1549) Du Bellay ausgesprochen hat: „Was Komödien und Tragödien angeht, wenn die Könige und die Staaten sie in ihrer alten Würde wieder herstellen wollten, die von Farcen und Moralitäten usurpiert wird, so meine ich wohl, dass, wenn du es zum Schmuck der Sprache unternehmen willst, du weisst, wo du die Originalmuster finden wirst.“

3. Kapitel.

Die „rhetorische" Schule.

1.

In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts steht, wie bemerkt, die poetische Litteratur der Franzosen durchaus unter der geistigen Herrschaft der *burgundischen* Schule. Und zwar sind die während dieser Epoche in Frankreich anerkannten Grössen, welche den Kern der älteren Generation bilden, schon durch Geburt, Erziehung und persönliche Verhältnisse auf ihre burgundischen Vorgänger angewiesen. Sie sind in Anerkennung dieser Meister aufgewachsen, oder es erhält, zumal bei dem jüngeren Geschlechte, Ehrfurcht vor litterarischer Ueberlieferung die Mustergültigkeit der poetischen Leistungen jener noch dauernd aufrecht. *Jean Meschinot*, *Jean Molinet*, *Jean le Maire*, *Guillaume Cretin*, welche von jenen Zeitgenossen als die ersten Meister der Redekunst bewundert werden[1]), verleugnen nirgends diese Beziehungen zu jenen litterarischen Berühmtheiten, die aus burgundischen Landen stammten und am Hofe ihrer Herzöge sich hohen Ansehens erfreut hatten. Meschinot, der Bretone, nennt George Chastelain, den Hofdichter Philipp's des Guten und Karl's des Kühnen, „den Meister vor anderen in der rhetorischen Wissenschaft, den vollkommenen Fürsten in der Beredsamkeit" (Lunettes 53). Er schreibt seine fünfundzwanzig Balladen über Motive desselben. Molinet heisst Chastelain „seinen Vater" und erscheint in seiner Geschichtsschreiber- und Hofdienereigenschaft als sein Fortsetzer

und Nachfolger. *Le Maire* bezeichnet sich in seinem ersten Werke als den „Schüler“ Molinet’s und bekennt, dass er einer Aufforderung Cretin’s folgend, seine Neigung der „Redekunst“ zugewandt habe. Auch *Jehan Bouchet*, der unermüdliche Sachwalter zu Poitiers, der letzte Jünger Merkur’s (denn Merkur, nicht Apollon ist der Gott dieser „Redner“), er, der nach dem Urteil, das er selbst den Pariser Gerichtsdienern in den Mund legt, und das von anderer Seite (Grognet, Louange des bons facteurs, 1533) bestätigt wird, sich in seinem Zeitalter auf den „Thron der französischen Rhetorik“ setzen darf*), Bouchet ist Zögling derselben Schule und erkennt ihre Ueberlegenheit an, zeigt sich von ihren Werken inspiriert und erhält ihre Tradition aufrecht bis zu seinem letzten Werke, das gerade 1550 als die letzte Hervorbringung der Rhetorik gedruckt ist[2]).

An diese anerkannten Grössen schliesst sich nun eine ganze Gruppe von Männern an, die durch ihre litterarische Thätigkeit grösseren oder geringeren Beifall und Anerkennung von Seiten des Hofes, der Grossen und des Bürgertums sich erwerbend, durchgängig in demselben Stile arbeiten und mit demselben Vorrat von Gedanken und Vorstellungen wirtschaften. Auch die für die breiteren Schichten des Volkes bestimmte Dichtung entzieht sich diesen Einflüssen nicht; nur das namenlose, volksmässige, eigentliche Lied lässt sich seinen leichten Flug nicht rauben. Aber Octavien de Saint-Gelais, Pierre Gringore, Jean d’Auton, Jean des Mares, Sym-

*) Die „Huissiers et Sergeants royaulx de Paris“ schreiben an Bouchet:

Te reputons publiquement esleu
De par *Mercure* en office de Maistre,
Qui dit tout hault qu’au *Trosne te fault mettre*
Des Orateurs en langage francoys
Qui par bon bruit — — —
Ont merité porter (hors pesans faix)
Le verd laurier.

(38. Ep. bei Bouchet, Epistres 1545.) Goujet a. a. O. S. 305.

phorien Champier, Eloy d'Amerval, Laurent Desmoulins, Pierre Vachot, Pontalais, der Verfasser der Contredictz de Songebreux (1531), und Charles Bourdigné sind in derselben Schule gebildet und gross geworden, als deren Meister Meschinot, Le Maire, Cretin gegolten haben. Erst in der zweiten Hälfte der Regierung Königs Franz I., als *Bouchet* noch der einzige hervorragende überlebende Vertreter der alten Ueberlieferung bleibt, im Zeitalter Margaretens von Navarra, Clément Marot's, Despériers' und Mellin's de Saint-Gelais beginnt in der Dichtung und Litteratur überhaupt ein neuer Geist und ein anderer Geschmack sich bemerklich zu machen. Kein eigentlicher Bruch mit der Vergangenheit tritt ein, wie ihn die von der Plejade unternommene Geschmacksumwälzung zu bewirken suchte. Im Gegenteil: *Marot* und die ihm befreundeten Dichter bewahren die Hochachtung und Pietät für die „alten gallischen Poeten", aber man ist unmerklich veränderten Anschauungen über den Inhalt, die Aufgabe und selbst die Formen der Dichtung näher gekommen.

Kurz drückt dies die Thatsache aus, dass *Fabri* in seiner 1521 gedruckten Poetik noch die oben genannten drei Poeten als die „vornehmsten" hinstellt; dass dagegen in der Poetik *Sibilet's* (1548) *Marot* dem Jünger der Dichtkunst zur Nacheiferung empfohlen wird. Auch nennt sich das erste Werk Rhetorik, das andere heisst schon „poetische Kunst". Denn, wie schon oben angedeutet wurde, „Redner" (Orateur, Rhetoriqueur) oder „Schriftsteller" (Compositeur, Acteur, Facteur, Fatiste) sind die Ehrennamen, welche in der alten Schule die Ausübenden der Dichtkunst für sich in Anspruch nehmen. Der *Poet* ist der Naturdichter, der *Redner* der gelehrte, formgewandte, vollständig die „Lehre" (theorique) beherrschende, „honigsüsse" Schriftsteller[3]). Die Litteratur dieser Zeit ist deshalb vorwiegend rednerisch, nicht poetisch, d. h. sie verwendet wohl dieselben Mittel, durch welche die Dichtung die ihr eigentümlichen Wirkungen zu erzielen sucht, aber sie verwendet diese Mittel nur als untergeordnete, zur Erreichung eines anderen, nicht poetischen Zweckes. Man hat oft ausge-

sprochen, dass hier auf Stil und Versform das Hauptgewicht gelegt wird. Das ist richtig, und eben diese Besonderheit erklärt sich aus Inhalt und Ziel dieser Werke der Eloquenz. Denn es wird nicht beabsichtigt, Begebenheiten, Stimmungen und Empfindungen wieder zum Leben zu erwecken, sondern es kommt darauf an, Ueberzeugungen, Kenntnisse, Lehren zu verbreiten. Oder man sucht, wo bloss die Unterhaltung Endzweck ist, die Kräfte des Verstandes spielend zu beschäftigen, nicht den schönen Schein einer Wirklichkeit hervorzurufen. Somit beschränkt sich das Schöpferische ganz auf die Form, und die spielende Ueberwindung sprachlicher Schwierigkeiten soll entweder die Lehren und Ermahnungen versüssen, oder selbst bei leichtfertigem Inhalt dem Verständigen die Lust an erfreulicher Beherrschung künstlicher Reimverschlingung gewähren.

Auf diese Weise entsteht die Genugthuung, dass nützlichem Ernste Anmut vermählt wird, dass dem leichtfertigen Spiel aber die aufgewandte Arbeitsleistung mehr Gewicht und Wert verleiht und für die Nichtigkeit des Inhalts durch die mühsame Form gleichsam entschädigt. Wird nun Dichtung als „Redekunst“ aufgefasst, so bleibt der eigentlichen „Erfindung“ nur geringer Spielraum. Ganz will man sie nicht missen, aber sie beschränkt sich auf Aeusserlichkeiten, vornehmlich auf die Einrahmung des Ganzen. Diesem Zwecke dienen die seit *Guillaume de Lorris* ein paar Jahrhunderte lang nicht wieder aus der Litteratur sich verlieren wollenden Einkleidungen in Vision und Allegorie. Der Dichter schläft ein, und im Traume erfährt, hört und sieht er allerlei Dinge; er erwacht und berichtet, was ihm geträumt.

Dies ist die stehende Einkleidung beinahe aller moralisierenden Gedichte, aber auch rein historische Berichte hüllen sich in dies Gewand; zumal die Einmischung *allegorischer* Figuren ist überall vorhanden. Ist die Vision Einrahmung, so ist die *Allegorie* überall nur Unterschrift; von Dante haben die Dichter des Mittelalters es nicht gelernt, dass wohl durch ein Symbol ein abstrakter Begriff mit lebendigem Inhalt erfüllt werden kann, dass aber nicht durch die Nennung eines

Namens eine Vorstellung verwirklicht wird; denn eine Person kann etwas bedeuten, ein Name an und für sich nichts. Ein Bilderrahmen mit Unterschrift erweckt höchtens eine Reminiszenz; ein gutes Porträt ist, selbst wenn der Name des Urbildes unbekannt bleibt, eine Wirklichkeit.

Allegorie wird nicht nur als Mittel poetischer Oekonomie verwendet, sondern auch als Mittel dichterischen Ausdrucks: und zwar in der Beschreibung, welche im einzelnen die zu Grunde liegende, schon allegorische Idee ausführt. Gegenstände, die nur dem einen von zwei Vorstellungskreisen angehören, werden unter dem Gesichtspunkt der Grundidee einander gleichgesetzt durch Beziehung auf eine sinnreich zu ermittelnde verwandte Eigenschaft, mögen auch sonst die Vorstellungen einander nach Zweck und Inhalt fremd sein.

Gilt es, den Tempel oder die Kirche des *Mars* mit Glocken auszustatten, so heisst es, indem die übereinstimmende Eigenschaft der Schallerzeugung dem Vergleich zu Grunde gelegt wird: „Die Glocken dieser Kirche sind das grobe Geschütz," ohne Rücksicht auf Wahrheit und mögliche Verwirklichung des dichterischen Grundgedankens, der hier, in lauter einzelne, des Inhalts entbehrende Vergleiche aufgelöst, nicht als ein Ganzes der Anschauung vermittelt wird. Denn in derselben Weise, wie er begonnen, fährt der „Redner" fort: „Der Gesang dieses Tempels ist der Ruf zu den Waffen, seine Glocken grobes Geschütz, das Weihwasser Blut und Thränen, Weihwedel das Ende einer Hellebarde, die Chorgewänder sind Harnisch und Eisenschienen, die Prozessionen die Avantgarden, Weihrauch Schiesspulver: ein solcher Heiliger erhält solche Darbringungen und Gaben"*). Hier sind wenigstens Gegenstände für Gegenstände gesetzt, und der Fehler besteht nur darin, dass für die Hauptvorstellung „Kirche" oder „Tempel" die einem anderen Vorstellungskreise, dem des

*) Le chant de ce Temple est alarme,
Les cloches sont grosses bombardes;
L'eau benoiste est sang et larme,
L'esperges un bout de guisarme,

Krieges, zur Ausstattung entlehnten Gerätschaften sich nicht eignen. Mehr aber noch in das Wolkenkuckucksheim der Allegorie verirrt sich der poetische Ausdruck, wenn für den Sachbegriff die abstrakte Vorstellung gesetzt wird. „Die Kapelle heisst Schmerz, die Glocke ist aus lautem Geschrei, das Weihwasser sind Jammerthränen, der Weihwedel heisst Thorheit — der Kaplan heisst Verzweiflung, die Altäre sind aus Pestilenz — Kummer ist als Diakon gekleidet"*).

Ein anderes, ausserordentlich beliebtes Mittel poetischen Ausdrucks ist die Anhäufung und Aneinanderreihung einer ganzen Anzahl auf ein Subjekt bezogener Aussagen, welche, an und für sich selbständig, das Wesen und die Eigenschaften dieses Subjekts durch Vergleich bezeichnen sollen. Auch hier sind allein Witz, Verstand und Gedächtnis thätig, meist um eine heitere Wirkung hervorzubringen, wie sie besonders die mehr volksmässige Dichtung liebt. So in den „Widersprüchen" (Contredictz) des „Songecreux":

„Femme si est larcin de vie
Femme est de l'homme doulce mort;
Femme est venin, cresme d'envie,
Femme est d'iniquité le port,

Les chappes sont harnois et bardes
Les processions avant-gardes,
Et l'encens poudre de canon:
A tel saint tel offre et tel don.

(Molinet, Faicts et Dictz, Temple de Mars.)

*) La Chapelle est par nom nommée Douleur,
Et la sonnette est faicte de haultz crys,
L'eaue benoiste de larmes de clameur
Et l'asperges si est nommé folleur,
Qui asperge tous d'honneur forbannys.
Le Chapelain a à nom Desconfort
Et les Autelz sont faits de pestilence.
Le lieu est plein de deuil; et pour renfort
Malheur y est qui suyt et foible et fort — —
Chagrin estoit revestu de Diacre.

(Demoulins, Catholicon; Goujet X, 97.)

Femme est du dyable le support,
Femme nous perdit Paradis;
Femme est de mauvaistie rapport.
Femme es l'Enfer des gens maulditz."

Ueber den *Versbau*[4]) in dieser Zeit ist zu bemerken, dass neue Formen nicht erfunden, sondern die alten weiter gepflegt werden unter Beobachtung der von den „untadeligen" belgischen Rednern"*) ausgebildeten Reimkunst. Bezeichnend ist die Aufrechterhaltung der schon im 15. Jahrhundert eingerissenen Vermischung lyrischer und epischer Versformen. Es ist nicht selten, dass Strophen von lyrischem Bau in erzählenden, betrachtenden und belehrenden Gedichten verwendet werden, wie in der „Fürstenbrille" Meschinot's und ihrer zwölfzeiligen Doppelstrophe mit künstlicher Reimverschlingung; oder dass geradezu Refrainstrophen, wie die Ballade und das Rondel, entweder das ganze Gedicht bilden (Jean Marot: „Doctrinal des Princesses"), oder mit epischen Versarten abwechseln (z. B. Gringore: „Folles Entreprises", Jean Marot: „Voyage de Venise"). Dass die erzählende und moralisierende Dichtung die verwickeltere Strophenform entschieden bevorzugt, ist nicht abzuleugnen. Der *gepaarte Reim* findet sich eigentlich nur noch in der Geschichtserzählung (Chronique, Histoire) und in der Epistel, und zwar vorzugsweise in der Bindung des alten heroischen (zehnsilbigen) Verses, seltener bei dem achtsilbigen und sechssilbigen, während für den Alexandriner (den heroischen Vers des 17. Jahrhunderts) wenig Beispiele der Verwendung zu entdecken sind. Solche selten anzutreffende Belege für den Alexandriner mit Reimpaarung sind der „Ehrenthron" Molinet's und die in Alexandrinern geschriebenen Abschnitte von Jean Marot's „Genueser Kriegszug". Der „Grüne Liebhaber" Le Maire's ist ein Beispiel der gebräuchlichsten Form der Epistel. Für die heroischen Reimpaare sind zwei durch die belgische Schule in den ersten fünfzig Jahren des 16. Jahrhunderts eingeführte

*) „irreprehensibles Orateurs Belgiques." (Bouchet, epistre à Louis d'Estissac, bei Goujet XI, 251.)

Verbesserungen wichtig, die selbstverständlich auch dem Alexandriner zu gute kommen sollten. Die eine Verbesserung betrifft die Cäsur. Die älteren Dichter erlaubten sich im heroischen Verse vielfach die Verspause nach betonter dritter (beziehungsweise unbetonter vierter) Silbe:

Ne te couvre | de ce mantel ou chappe (Anc. Poes. III, 63).

Dass bei dieser Cäsur die vierte Silbe männlich (betont) sein müsse, schreibt man jetzt vor (Fabri nur im „Chant Royal" und „Serventes").

Diese Verbesserung geht auf *Le Maire* zurück; Bouchet führt allerdings noch andere Gewährsmänner für die Einführung derselben an, aber so viel steht fest, dass die Regel von Le Maire in seinem „Grünen Liebhaber", von Bouchet in seinen späteren Episteln und später von Clément Marot und seinen Freunden streng befolgt ist[5]). Die andere Neuerung besteht in der Einführung *regelmässigen Wechsels* männlicher und weiblicher Reime im heroischen Verse. Diese Regel ist allerdings zu Ende des Zeitraums noch nicht zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Eine Anzahl der angesehensten Poeten entzieht sich ihrer Beobachtung, unter diesen auch Clément Marot; es scheint, als ob sie zuerst im Freundeskreis Bouchet's Anerkennung gefunden. *Bouchet*, der nicht müde wird, die Wichtigkeit dieser Regel einzuschärfen, kannte sie 1512 noch nicht, wie seine „Epistel Heinrich's VII. an Heinrich VIII" bezeugt[6]); er beruft sich (1538) auf die ihm im Jahre 1521 von *Louis Roussart*, dem Lehrer des Dauphin, zu teil gewordene Belehrung.

Ueber die gebräuchlichen *Strophenformen* geben uns Fabri und Sibilet Bericht. Eine Vergleichung der Angaben der beiden Kunstlehren zeigt doch einen sich vollziehenden Geschmackswechsel. Fabri führt als die wichtigsten Formen an: das Rondel in sechs Arten, die Ballade, das Champs Royal, Lai und Virelai. Sibilet kennt ebenfalls die drei erstgenannten Strophenformen, die thatsächlich auch in der Litteratur bis auf Clément Marot die bevorzugten Gattungen waren. „Aber,"

sagt er, „die feinfühligsten Poeten“ (und damit sind ohne Zweifel die jüngeren Dichter, ein Heroet, Sceve, Beza, Thyard, Pasquier und Pelletier gemeint) „überlassen die Rondelle dem Altertum“ (II, 3). Auch seine Beschreibung der *Ballade* und des *Chant Royal* entschuldigt er damit, dass er sie aus „Ehrfurcht gegen das Altertum gegeben, während sie zu seiner Zeit unter den berühmten Dichtern wenig gebräuchlich seien.“

Neue lyrische Formen sind bei Sibilet: die „Ode“ (die durch Pelletier und Despériers eingeführt worden) und das „Sonett“, das selbständig zuerst von Mellin de Saint-Gelais behandelt wird. Das „Lai“ ist aufgegeben: es war schon seit Anfang des Jahrhunderts in Abgang gekommen. Seit den dreissiger Jahren wird auch die zehnzeilige Strophe (Dizain) sehr begünstigt, die neben der zwölfzeiligen (Douzain) als das eigentliche „Epigramm“ erscheint. Neuen Benennungen, die sich nicht auf die Form, sondern auf den Charakter und Inhalt des Gedichts beziehen, begegnen wir, die besonders seit Marot sich eingebürgert haben, in der „Elegie“, „Eglogue“ (statt der älteren Complainte), dem „Coq à l'asne“ (statt Fatrasie), „Epigramm“, „Blason“. Auch werden genannt: Das „Cimetiere“, „Epitaphe“ und „Cantique“[7]). Das alte Lied *(Chanson)* bleibt natürlich immer in Geltung und tritt in frei gewählten Strophenformen auf, die auch in den erzählenden und betrachtenden Dichtungen sich antreffen lassen. Sie sind hervorgegangen aus des Verfassers eigener Erfindung, meist mit Anlehnung an die Balladen- und Rondelform gebaut, aber ohne den Refrain und das Envoy und bestehen aus acht- bis zehnsilbigen (die letztere Zahl hat den Vorzug) Zeilen. Diese treten im Wechsel gekreuzter und gepaarter Reime, ohne Rücksicht auf männlichen oder weiblichen entsprechenden Reimausgang, zu acht- bis zwölfzeiligen Stanzen zusammen.

Abschluss der Verszeile durch Sinn und Reim zugleich wird nicht verlangt, vielmehr ist das Uebergreifen des Satzes aus einer Zeile in die folgende gestattet und wird oft geradezu durch die Reimkunst herbeigeführt.

Hieraus ergibt sich, dass die aus der burgundischen

Schule hervorgegangenen Schriftsteller wirklich ein Gewicht auf die Reimkunst legten. Daher ist die Aufstellung und siegreiche Befolgung von allerlei schnurrigen Regeln, die Erzielung von in die Ohren schmetternden, die Sprache entwürdigenden Kunstreimen bei Beurteilung dieser Litteratur als ihr eigentümliches Merkmal vorzugsweise zu berücksichtigen.

Denn die Dichtung des Zeitalters schwelgt im Gleichklang und scheint keinen anderen Reichtum als den der Wort- und Klangspiele zu kennen; die bekannten Beispiele hierfür, deren Anführung, wenn von diesen Dingen die Rede ist, sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, sind unleugbar Belege sonderbarer Verirrungen. Aber es darf doch nicht der Schein erweckt werden, als ob die ganze poetische Litteratur der Zeit nach diesen Kraftleistungen der Reimkunst zu beurteilen sei. Man hat wohl bisweilen sich und die Sprache auf die Folter gespannt, um zu zeigen, welche Schwierigkeiten zur Herstellung überraschender Wort- und Lautkombinationen die „Kunst der Beredsamkeit" zu überwinden verstand. Aus solchen sieggekrönten Bemühungen ging beispielsweise *Meschinot's* Gebet von acht Zeilen hervor, das „sich zu acht oder zu sechzehn Versen lesen lässt, rückwärts und vorwärts, derartig, dass zweiunddreissig verschiedene Manieren und mehr zu lesen möglich sind, und in jeder Manier mit Sinn und Reim" (Goujet IX, 418), oder Molinet's „Gebet" an die heilige Anna:

„Ton nom est Anne et en latin Anna,
Dieu tout-puissant qui justement l'anna (auna)
Veult qu'a l'anne (aune) tu soies comparée:
Quatre quartiers une tres juste anne a,
Quatre lettres en ton nom amena,
Par quoi tu as juste et bien mesurée
Quatre vertuz sont dont tu es parée."

Oder es heisst einmal bei Cretin:

„Pour vivre en paix et concorde, qu'on corde
Guerre, et le chant qu'accord d'elle cordelle:
Qui pour chanter à sa corde s'accorde,
Mal prend son chant, amour telle est mortelle.

Guerre a toujours Dieu scait quelle sequelle,
Livres en sont de plainctz et crys escripts;
De guerre sourt beaucoup plus pleurs que ris."

Aber selbst *Cretin* und *Molinet*[8]) haben doch nicht ausschliesslich sich mit solchen Reimkünsteleien abgegeben, sondern meist so geschrieben, dass ihre Schriften auch dem Leser verständlich waren. Ihre Balladen, Rondels, Episteln, selbst die „Königslieder" sind an und für sich nicht überkünstlich, und wenn selbst die Behandlung dieser Strophen- und Versarten durch die Forderung möglichst vieler „doppelsinnigen" (Rimes equivoquées), oder wenigstens „reichen" (Rimes leonynes) Reime erschwert wurde, so gelang es noch Marot und anderen, innerhalb derselben Schranken leicht und anmutig sich zu bewegen. Die beiden genannten Reimweisen sind allerdings die gewöhnlichen: *leoninischer* Reim, bei weiblichem Ausgang mit vollständiger Gleichheit der beiden Reimsilben (pu*celle* : an*celle*), oder bei männlichem Ausgange mit Gleichklang der vor der reimtragenden stehenden Silbe („pechez" zu „entechez", „meschans" zu „mes chantz" und „mes champs"). Der „doppelsinnige" Reim dagegen, „la plus noble et excellente rithme", beruht auf vollständigem Gleichklang von Wörtern verschiedener Bedeutung und verschiedener grammatischer Funktion, wie „livre" (Substantiv) zu „livre" (Verbum), oder „sens" zu „sentz", oder „excellence" zu „excelle en ce". Für geringwertig gelten Reime von Wörtern mit betontem Ausgange, wo nur die letzte Silbe reimt („amy" auf „remy"), und ganz verwerflich sind unreine Gleichklänge (Rithme de boute-chouque; de gorêt), wie „plastre" auf „gaste" auf „ouvrage".

Hierzu kommt nun noch eine ganze Reihe von Reimarten, die nach dem Urteile der älteren Poeten den Versen zur besonderen Zierde gereichen: Kettenreime (Rithme enchainée), Schlingenreime (Rithme entrelacée), verknüpfte Reime (Rithme annexée), gekrönte Reime (Rithme couronnée), Sattelreime (Rithme bastelée), Anadiplosis, Epanalepsis u. dgl. m.[9]).

Aber im Jahre 1539 heisst es hierüber schon bei *Gratien*

du Pont: „Gewisse Poeten verachten diese hohen Stilarten und gewichtigen Ausdrücke, wie doppelsinnige, gekrönte und andere Reime, denn sie meinen, es sei mit ihnen zu viel Zwang verbunden“ *). Sibilet bespricht sie am Ende seines Buches, fügt aber hinzu, sie seien „altmodisch“ (de vieille mode [10]).

Zum Schluss die Bemerkung, dass man vor allem fürs Ohr reimt, dass ein vor auslautendem *s* stehender Konsonant für stumm gilt, dass zusammengesetzte Reimwörter sogar als eine Feinheit betrachtet werden. Der Unterschied zwischen Länge und Kürze wird nicht beobachtet, obgleich *Bouchet* dies verlangt**), und endlich sind für die Beurteilung der Reime gewisse Eigentümlichkeiten der Aussprache zu berücksichtigen, welche vielleicht zum Teil auf ostfranzösische Mundart zurückgehen, zum Teil auch aus dem allgemein herrschenden Sprachgebrauch sich erklären lassen.

Die *Sprache* der Dichter dieses Zeitalters, selbst der volkstümlicheren, ist schwerfällig und pedantisch, umständlich und anspruchsvoll, nüchtern und kraftlos. Sie ist völlig abhängig von der durch gelehrte Reflexion beherrschten Prosa. Entstanden unter gleichen Voraussetzungen, wie der höhere

*) Certaines poetes mesprisent lesdicts haulx styles et termes graves comme equivocques, coronez etc., disantz chose fort contrainte.

**) Es reimen demnach miteinander: faulxbourgs : rebours, apprentifz : gentilz (Marot), espars : parcs, fusse-je : pleige, juste ysse : justice, mis en ce : presence. Bouchet verlangt die Unterscheidung von Kürze und Länge im Reime (Lettres II, 107; September 1537):

„En bon francois ce mot cy *advertisse*
Est long sur *i* est brief ce mot *notice*“ —

vgl. Goujet XI, 324.

Reime wie: age : eige, agne : aigne (Espagne : baigne), igne : ine (cygne : ruyne), dextre : mettre : senestre (st stets mit stummem s) sind durchaus gebräuchlich; selbstverständlich ist, dass *oi* (gesprochen oué) auf *ai* (droicts : vouldrois, prevoit : avoit, sois : Francoys) und einzelne Verbalformen mit *eu* reimen, wo gegenwärtig *ou* eintritt (couleuvre : cueuvre = couvre, preuve : treuve = trouve).

Prosastil, hat die Sprache der Poeten ihre Ausbildung erhalten unter Verwertung gleicher Mittel und Verfolgung derselben Ziele.

Satzbau und Wortfolge sind daher durch dichterische Freiheiten nicht angetastet und befolgen die für die damalige Sprache geltenden syntaktischen Gesetze; Abweichungen gestattet man sich in der Regel nur der Klangwirkung zuliebe, nicht in der Nachbildung der natürlichen Ausdrucksweise affektvoller Rede, deren frische Unmittelbarkeit in veredelter Reproduktion doch das eigentliche Wesen des poetischen Sprachstils bildet. So ist denn die Sprache der damaligen Poeten französisch in ihrem Satzbau, aber nicht das Französische der lebendigen Rede, sondern das des belehrenden Vortrags, der Abhandlung, der logischen Entwickelung und Auseinandersetzung, selbst wo sie rhetorischer Mittel sich bedient. Sie geht nicht darauf aus, unmittelbare Anschauung des Gegenstandes hervorzurufen, sondern wendet sich an den Verstand, indem sie zugleich das Ohr mit Klangwirkungen zu erfüllen sucht. So bleibt jeder Satz mit dem anderen durch Konjunktionen, Partikeln und Relativpronomen verbunden, damit der logische Faden nicht abreisse. Es ordnen Versabschnitt und Versende sich den Satzgliedern unter, wenn die syntaktische Pause mit der rhythmischen nicht zusammenfällt. Nur Reim, Cäsur und Versschluss, letzterer oft durch das Enjambement seiner Wirkung beraubt, nur die musikalischen Ausdrucksmittel verleihen der Sprache der Dichtung einen Anstrich, der sie von der Prosa unterscheidet*). Dagegen bleiben die

*) *Le Maire*, unter seinen Zeitgenossen durch Begabung hervorragend, lässt seinen „Grünen Liebhaber“ erzählen: „quand mon ame eut (en tristes recordz et grand douleur) prins yssue du corpz, tantost fut prest le noble Dieu Mercure qui les espritz des deffunctz prend en cure, lequel tenant son caducee ou verge, print mon esprit tant innocent et vierge, puis en volant plus legier que le vent me mena veoir le tenebreux convent des infernaulx ou siet Rhadamanthus.“ — Nur Reim und Cäsur unterscheiden diese Erzählungsweise von der Prosa, deren umständliche Periodenbildung die poetische Sprache beibehält.

übermässig gebrauchten rhetorischen Kunstmittel in beiden Gattungen der Rede die gleichen: sie sind nicht etwa in der Poesie ungesuchte Wendungen der natürlichen Beredsamkeit, auf der die gestaltende Kraft der Sprache beruht; sondern sie sind äusserlich angebrachtes, nach schulmässigen Vorschriften herbeigeholtes, nicht durch das Wesen der Sache bedingtes Schmuckwerk, das in der Dichtung sowohl wie in der Prosa mitunter den Gegenstand überwuchert und zum Selbstzweck wird. Ihren nüchternen Ernst verleugneten die Schriftsteller im Zeitalter Ludwig's XII. auch nicht, wenn sie scherzen und unterhalten wollten; sie trieben dann mit der Sprache ein unfrohes pedantisches Spiel.

Aber die Vorliebe für überflüssige Beiwörter, die Aneinanderreihung und Wiederholung von Ausdrücken ähnlicher Bedeutung und gleichen Klangs, das Spiel mit Silben und Allitterationen, Anagramme und Akrosticha, kurz: alle Künste, denen ein spielender und meist unfruchtbarer Witz die Sprache unterwerfen kann, werden gleichmässig in den Werken gebundener wie ungebundener Rede ausgeübt[11]. In ihrer Anwendung besteht eben der „höhere" poetische oder prosaische Stil.

Um dem Bedürfnisse nach Glanz, Feierlichkeit und Erhabenheit zu genügen, greift man ferner zu anderen, ausserhalb der Sprache liegenden Mitteln. Einmal nämlich sucht man bei künstlicher Verlängerung des Atems mittels Ueber- und Nebenordnung zahlreicher Satzglieder den Satz zu unendlichen Perioden auszudehnen, die dem klaren, durchsichtigen Wesen der französischen Sprache widersprechen; andererseits befleissigt man sich der Einführung volltönender gelehrter Wörter, meist lateinischen und griechischen Ursprungs, deren Flitterglanz dem Stile ein bedeutendes Aussehen verleihen soll. Dieses rein willkürliche Schwelgen in Fremdwörtern brachte eine grosse Gefahr mit sich, weil die Kluft zwischen der Sprache der Bildung und der des Volkes sich hierdurch erweiterte, und die letztere sich selbst überlassen, hätte nicht mehr mit jener sich eins gefühlt. Denn dies ist nur der Fall,

wenn eine veredelte Schrift- und Umgangssprache Nahrung und Kraft aus dem ureigenen Schatze volkstümlicher Sprache schöpft und in demselben wurzelt.

Es kann nicht genug betont werden, dass der Humanismus diesen verderblichen Einflüssen der Fremdwörtersucht zuerst entgegen gewirkt und dem nationalen Ausdruck wieder zu seinem Rechte verholfen hat. Gerade die Männer, welche dem Altertum den besten Teil ihrer Bildung verdanken, deren Jugend in die Zeit fällt, in welcher die klassischen Studien in Frankreich wirklich erst heimisch geworden waren, hervorragende Uebersetzer, Gelehrte und Theologen, wie Robert Estienne, Amyot, Calvin, Bonaventure Despériers und Margarete sind die ersten Prosaisten ihres Zeitalters geworden. Aus den humanistischen Kreisen erhebt sich zuerst der Widerspruch gegen die Vermischung der Sprache mit lateinischen Brocken, wie sie die mittelalterliche Gelehrsamkeit der „Redner“ aufgebracht hat, und selbst Männer, die diesen Einflüssen der Sprachvermenger sich noch nicht entziehen konnten, wie Rabelais, sprechen sich wegwerfend über ihre Manier aus.

Schon im 14. Jahrhundert hatten *Bersuire* und *Oresme*, die Uebersetzer des *Titus Livius* und *Aristoteles* [12]), ihre Sprache stark mit lateinischen und griechischen Wörtern vermischt; am glänzenden Hofe der burgundischen Herzöge ist bei Chronisten und Poeten von Chastelain bis auf Molinet neben Nachahmung des lateinischen Periodenbaues schon das Streben vorhanden, der Sprache Fülle, Gewicht und Prunk durch vollklingende vornehme lateinische Wörter zu geben. Die burgundischen Geschichten der beiden genannten Schriftsteller liefern Proben hierfür. Auch *Le Maire* teilt diese Vorliebe für das volltönende Fremdwort. Die Sprache der Dichtung nimmt somit die Prosa zum Vorbild und verliert nun auch im Satzbau und Sprachgebrauch Unmittelbarkeit und Frische. Es ist übertrieben, zu sagen, dass es zu Beginn des 16. Jahrhunderts Versmacher gegeben habe, die, wie *André de la Vigne*, Verse schrieben, deren Rechtschreibung allein noch französisch blieb,

während alles übrige lateinisch war*). André de la Vigne liebt es nur, seine Verse mit lateinischen Ausdrücken zu zieren, ebenso wie die übrigen anerkannten Grössen und die minder berühmten Schriftsteller. In dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen Molinet, Cretin, Le Maire und Gringore, Jean Marot, Charles de Bourdigné und anderen. Vielleicht tritt in der feierlichen Prosa der Missbrauch der Fremdwörter stärker hervor als im Verse. Gringore beginnt allerdings seine „Folles Entreprises“ mit den Worten:

Lors que Phebus les voyes lacteanes
Ou autrement dictes gallaceanes,

aber nach diesem prunkvollen Eingange redet er weiter ohne gerade auffallende Verwendung von Fremdwörtern; Marot, der seinen Kriegszug nach Genua und Venedig der Königin Anna widmet, entschuldigt sich ob seiner „squalide et barbare squabrosité“, er ist verwundert, dass trotz der „imbecillité“ und „lourde rudesse“ des Werkes die Königin die Gnade gehabt habe, es „dedans le gazophilace de ses autres livres“ zu legen; während er in einem Gedicht auf Anna's Genesung (1511) sich als einen „lointain imitateur des meilleurs rhetoriciens“ bezeichnet; denn er besitze nur einen „rustique et tres fragile esprit“. Aber man gelangt zur Einsicht in diese Sprachverirrungen. Oeffentlich wird dies geäussert seit dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts. *Geoffroy Tory* aus Bourges im „Blütengefilde“ erhebt zuerst seine Stimme (1529) dagegen: „Wenn die Abschäumer des Lateinischen sagen: ‚Despumons la verbocination latiale et transfretons la Sequane au

*) Ein Scherzgedicht von André de la Vigne, eine beabsichtigte Kraftleistung, hat zu diesem Irrtum Veranlassung gegeben (vergl. Complaintes et Epitaphes du Roy de la Bazoche, 1501; Anc. Poes. XIII, 383 ff.):

„Au point perfis que spondille et musculle,
Sens vernacule, cartillage, auriculle
D'Iris aculle Dyana crepusculle
Et l'heure aculle pour son lustre assopir“ etc.

dilucule et crepuscule, puis deambulons par les Quadrivies et Platees de Lutece; et comme verisimiles amorabundes, captivons la benevolence de l'omnigene sexe feminin', so machen sie sich nicht allein über ihresgleichen, sondern über sich selbst lustig.“ Rabelais nimmt später diesen Scherz auf, um (1532) im Pantagruel (II, 6) in der köstlichen Begegnung seines Helden mit dem Limusiner Studenten auch seinen Spott über die Sprachvermengung auszulassen, obgleich er selbst, unter der Herrschaft dieser Manier Mann geworden, nicht in jeder Hinsicht vorwurfsfrei war. Estienne Dolet spricht von einem „fricasée de grec et de latin“ und Charles Fontaine von „escorcheurs de latin“. Auch Sibilet verlangt vom Dichter gründliche Kenntnis des Griechischen und Lateinischen, mahnt aber zu vorsichtiger Verwendung fremder Worte. So hatte eine bessere Einsicht in der letzten Hälfte der Regierung Franz' I. sich Bahn gebrochen, und es scheint daher auch ganz natürlich, dass seit *Clément Marot* und *Mellin de Saint-Gelais*, den ersten hervorragenden Dichtern, die der neuen Bildung sich aufschliessen, die poetische Sprache auf den pedantischen Prunk der Fremdwörter eher Verzicht leistet. Allerdings wird später durch andere Einflüsse ein dauerndes Fortschreiten dieser heilsamen Besserung mehrfach durchkreuzt.

Hatte nun die lateinische Gelehrsamkeit der Schriftsteller in Prosa und Vers der Sprache ein seltsames Gepräge aufgedrückt, so war andererseits schon Anlauf genommen zu einer stofflichen Ausbeutung der lateinischen Autoren. Es fand die griechisch-römische Götterlehre Aufnahme, und ihre mit persönlichem Inhalt ausgefüllten Gestalten und lebendigen Märchen wurden mit den leeren Schemen der allegorischen Schattenwelt in Verbindung gebracht.

Dieses Eindringen der griechischen Götterwelt lässt sich durch eine ganze Reihe von Werken aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts verfolgen; man bemerkt, wie in der Dichtung erst alte Göttergestalten neben den personifizierten Begriffen thätig sind, aber dann treten Visionen hervor, in

denen allein die Geschöpfe der griechisch-römischen Mythologie herrschen. Mithin wird gerade in dieser Epoche die alte Fabelwelt der poetischen Erfindung eine gern benutzte Auskunftsstelle und Vorratskammer. *Amor* und Frau *Venus* waren seit lange in der mittelalterlichen Dichtung heimisch; aber die übrigen Gestalten des alten Olymps hielten ihren Einzug in die französische Dichtung seit der burgundischen Zeit und sie erwarben daselbst im Zeitalter Franz' I. ein Bürgerrecht, dem eine lange Dauer bestimmt war und dessen Nichtanerkennung Boileau im Zeitalter Ludwig's XIV. als Thorheit, ja fast als Ruchlosigkeit erschienen wäre.

Jean le Maire hat auf Grundlage von alten mythologischen Vorstellungen bereits die ganze poetische Erfindung seines „Grünen Liebhabers“ aufgebaut: „Dieser (ein Papagei) stirbt vor Kummer über die Abwesenheit seiner Herrin (Margarete von Oesterreich). Seine Seele gelangt in die Unterwelt; Merkur führt ihn zu Minos, welcher ihn der elysäischen Felder würdig erklärt; er wird aufgenommen unter die Unsterblichen, und sendet, von dem Sitze der Seligen aus, den Bericht über seine Reise in die Unterwelt an seine Herrin. Auch eine andere Erzählung desselben Dichters beruht auf ähnlichen mythologischen Voraussetzungen: Cupido und Atropos, merkwürdig auch deshalb, weil hier eine mythologische Fiktion ersonnen ist, um die Entstehung einer Seuche poetisch zu erklären, die seit Ende des 15. Jahrhunderts, von Südeuropa sich ausbreitend, ihre Opfer suchte und fand unter Gelehrten, Dichtern, Geistlichen, Kriegern und Fürsten. Atropos hat einige Pfeile Amor's vergiftet und Venus erhebt Klage vor der Götterversammlung. Das Gedicht dient dem Zwecke, die „Leute von thörichter Liebe zurückzuhalten“. Auch bei Jean Marot ist ein Götterhimmel vorhanden, welcher die Gestalten zur allegorischen Einführung der Kriegsfahrt nach Genua und Venedig (1507 und 1508) zu liefern hat. Mars, Bellona, Neptun, Aeolus, Vulkan, die Furien greifen auf der einen Seite handelnd ein, Verrat, Ungerechtigkeit, Raub, Wucher, Habsucht dagegen haben in Venedig Wohnsitz bekommen. Aehnlich hat *Jean Bouchet* in seinem

Tempel des Ruhms, einer Lobrede auf Charles de la Tremoille (1516), mythologische Symbolik mit mittelalterlicher Allegorie vermischt. Er sucht den Leib seines Helden, der einer auf dem Schlachtfelde von *Marignano* erhaltenen tödlichen Verwundung erlegen. Er hat nach ihm bei Jupiter, Mars, Venus und anderswo geforscht, aber ihn nirgends gefunden, denn jede der mythologischen Gestalten hatte Fehler, von denen sein Held frei war, oder eine Thätigkeit, die ihm nicht ziemte. Cybele bemerkt den Dichter und tadelt ihn, weil er geglaubt, dass Tremoille einen Platz in der Hölle der Dichtung habe erhalten können, welche nur eine Erfindung sei, von den Dichtern gemacht, um die Sterblichen zu unterrichten. Darauf verkündigt sie ihm, dass der Gesuchte sich aufhalte „im Gebiet der Ehre, wo die Tugenden ihren Wohnsitz haben, umgeben vom Flusse Seligkeit, fern vom Schlosse Schmerz auf dem Felsen Moralische Evidenz“. Jetzt ist der Dichter wieder auf altheimischem Boden; kluger Rat übernimmt die Führung, man gelangt zu dem Gefilde der Tugenden, zu Religion, Devotion, Kriegszucht, Tapferkeit, Stärke, Milde u. s. w.

So war durch einzelne Glieder der burgundischen Schule die alte Fabelwelt in die Litteratur eingeführt. Die überwiegende Mehrzahl der reimenden Moralisten und Panegyristen dieser Richtung bleibt allerdings der Allegorie treu; aber die folgenden Dichterschulen: eine Anzahl von Poeten *des Hofes* und andere Autoren, die in ihrer Gesamtheit sich Schule von Lyon hätten nennen können, verwerten die gegebenen Anregungen weiter: Marot, Maurice Scève, Despériers, Louise Labé bedienen sich der mythologischen Symbolik. So ist der *Debat d'Amour et de Folie* der „schönen Seilerin“ ein Rechtshandel zwischen Göttern, von Göttern geführt vor der Götterversammlung. Despériers' Gedichte sind reich an mythologischen Namen: auch sein *Cymbalum Mundi* ist ja eine Satire, die sich verbirgt hinter den Gestalten und unter den Gewändern und Attributen hellenischer Götter.

Da das Lehrhafte in der Dichtung dieses Zeitalters über-

wiegt, so ist sie gelehrt; denn zur Begründung ihrer Ermahnungen bedarf sie des Wissens, theologischer, philosophischer, historischer, sprachlicher Kenntnisse. Es gereicht Cretin bei Marot zur Ehre, dass er „alles (oder viel?) wusste“. Es werden Autoritäten unter dem Texte wörtlich angeführt, die Bibel, Kirchenväter und weltliche lateinische Schriftsteller, wie in Chesnaye's „Verurteilung des Festschmauses“ und in Gringore's „Thörichten Unternehmungen“, und es beklagt sich auch einmal ein Poet, dass sie sein Werk gedruckt hätten und dabei die Citate ausgelassen (Cotations y ont este omises), welchen Schaden er natürlich sogleich durch eine korrektere Ausgabe gut zu machen sucht (Desmoulins, Catholicon des Maladvisez*). Nach solchen Uebungen ergibt sich der Standpunkt, von dem aus die *rhetorische Kunst* oder *Wissenschaft* zu beurteilen ist, von selbst. Jean Bouchet, der sein Hauptaugenmerk stets darauf gerichtet hatte, „par fictions, poesies et histoires tendre à la louange des vertus et à l'opprobre des vices“ (Les Triomphes, 1530), ergreift wiederholt die Gelegenheit, den Verteidiger seiner Kunst abzugeben; besonders im dreiundzwanzigsten seiner „Freundesbriefe“ lässt er seinen Freund *Pierre Gervaise*, Offizialbeisitzer zu Poitiers, die Frage über die Nützlichkeit der Kunst erörtern: *Rhetorik* erscheint selbst und sagt, „dass es allen Leuten gestattet und erlaubt sei, in Versen oder in Prosa zu schreiben, der Wahrheit gemäss die Chronik neuer Begebenheiten abzufassen, in guter Sprache dunkle Aussprüche und Worte zu erklären, um denen, die etwas schwere Begriffe hätten, das Verständnis zu erleichtern“**). Dies ist die Auffassung der Schule, deren letzter Vertreter Bouchet war: die Reimspiele und gereimten Liebesspiele sind mehr unterhaltend als notwendig (plus curieux que necessaire). Innere Berechtigung erhält die rhetorische Kunst vermittelst des Nutzens, den sie stiftet durch Verbreitung von Kenntnissen und durch Besserung der Sitten[13]).

*) Goujet X, 102.
**) Goujet XI, 331.

Eine etwas andere Auffassung gelangt später am Hofe Franz' I. zur Geltung. Marot legt jedenfalls mehr Gewicht auf den Unterhaltungszweck; wenigstens richtet die Dichtkunst keinen Schaden an, wie zuweilen das Predigtamt, die Kaufmannschaft, Ausübung der Heilkunde oder die Advokatur. „Du hast meine Begabung geerbt," lässt er sich von seinem Vater sagen (Ep. an den König), „such dir auch die Vorteile dadurch zu verschaffen, die ich erlangt habe; es ist, wie du weisst, anständig derselben sich zu bedienen:

C'est ung sçavoir tant pur et innocent
Qu'on n'en sçauroit à creature nuire."

Die Dichtung diene zuerst, um die Neigung von Freunden zu gewinnen durch „Lay oder Epistel"; dann werden aber auch Werke ernsteren Charakters, Uebersetzungen der Schriften, die aus den göttlichen Federn der alten Lateiner hervorgegangen, empfohlen, und Werke eigener Erfindung, in denen der Name des Allmächtigen angerufen wird und die glänzenden Thaten eines Fürsten beschrieben sind. Und in dem schönen Klagegedicht über Guillaume Preudhomme, in dem die alten französischen Dichter mit wärmster Verehrung gefeiert werden (1543):

Les immortelz et fleurissanz espritz
Des renommez vieulx poetes Galliques,

wird als Aufgabe der Dichtung ein höheres Ziel gefasst: nach den Mühen der Berufsarbeit suche man bei ihr die Freuden des Geistes: Frohsinn, Frieden und Wissen.

Aber wir finden ferner schon bei Marot die Ueberzeugung von der Heiligkeit des Dichterberufs, von den „sainctes Muses", deren geweihte Geheimnisse zu berühren Sakrileg ist (Ep. aus Ferrara). Ist man erst so weit gelangt, dann bedarf die Dichtung keiner Verteidigung mehr; sie ist eine Gabe Gottes, und, wie es 1548 Sibilet ausspricht: „mit der Tugend gemeinsamen Ursprungs, gleich ihr aus der hohen, himmlischen Unergründlichkeit, die der Sitz der Gottheit ist",

hervorgegangen (Sibilet I, 1). Diese Auffassung ist ausserordentlich bedeutungsvoll. Sie gibt der Dichtung eine neue Würde, aber diese Göttlichkeit ist ihr nicht von der christlichen Religion gewährt worden. Nachdem sie lange dienstbar gewesen, erfährt die Poesie eine auf antikheidnischer Anschauung beruhende Vergötterung.

2.

Die hervorragendsten Vertreter des alten Stiles, die zum Teil dem alten burgundischen Gebiete entstammten und ihre Beziehungen noch zu den Nachkommen der alten Herzöge, wie zu *Margarete* von Oesterreich, der bedeutenden Frau und Enkelin Karl's des Kühnen, aufrecht erhielten, zeigen vor allem einen auf die thatsächlichen Bedürfnisse des staatlichen und bürgerlichen Lebens gerichteten Sinn. Eine ernste Auffassung des Lebens und seiner Pflichten, eine für jene Zeit nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung, mannhafter Freimut, Festhalten an den Einrichtungen der Kirche und des rechtgläubigen Bekenntnisses, dies alles tritt in den Schriften der „Redner“ aus der „burgundischen“ Schule hervor. Ausser Gelegenheitsdichtung im alltäglichen Sinne des Wortes, Trauergedichten (Complaintes), Balladen, Königsliedern und Rondels, ausser den der Unterhaltung dienenden Reimbelustigungen, bilden moralische Abhandlungen, geschichtliche Darstellungen die breite Masse dieser poetischen Litteratur; denn der Redner steht Fürst und Volk lehrend und mahnend zur Seite, Gebrechen, Fehler, Missbräuche und Laster seines Zeitalters rügend, als Aufzeichner der geschehenen, Beurteiler der werdenden Thaten. Und dieselben Männer, die in allegorischen Lehrgedichten zur Tugend und Gottesfurcht erziehen, und die es lieben, im allgemeinen Grossen und Kleinen einen Spiegel vorzuhalten, dienen zugleich ihren Herren als poetische Publizisten. Die burgundische Dichterschule bildet, vornehmlich unter Ludwig XII., etwas wie eine amtliche Presse. Friedliebend und bürgerfreundlich, treten diese Poeten doch unbe-

dingt für die Politik ihres Fürsten ein; sie bleiben nicht bei dem blossen Bericht gegenwärtiger und vergangener Ereignisse stehen, sondern suchen in Fragen der äusseren und inneren Politik die öffentliche Meinung zu leiten und zu beeinflussen.

Jehan Meschinot (le banni de liesse) ist der älteste dieses Dichterkreises. Ein treuer Diener der vier letzten Herzöge von *Bretagne* und der Königin Anna, gilt er mit seinem Hauptwerke, der „*Fürstenbrille*" (1493), als dichterische Autorität hohen Ranges das ganze erste Drittel hindurch des 16. Jahrhunderts. Allein vierzehn Abdrücke der „Lunettes du prince" in den Jahren 1500—1539 beweisen die Beliebtheit des Gedichts. Meschinot zeigt durch seine uneingeschränkte Bewunderung für *Georges* (Chastelain) sich als treueu Schüler der „alten belgischen" Redner. Sein Lehrgedicht, in überschlagend gereimten Versen geschrieben, enthält Unterweisungen in Gestalt einer Vision über die vier Grundtugenden: der Autor liest durch die Brillengläser „Klugheit" und „Gerechtigkeit", welche mittels des Gestells „Stärke" und des Nagels „Mässigung" verbunden sind, das ihm von Vernunft dargereichte Buch „Selbsterkenntniss" (Conscience). Das Werk ist also keine „Fürstenlehre", sondern eine moralische Abhandlung, die ihren Namen bekommen hat, insofern als jeder Mensch Fürst sein kann, „da er von Gott das Amt der Seelenregierung empfangen hat" [14]).

Burgunder auch von Herkunft sind *Molinet* und *Le Maire*, während *Cretin* Pariser ist, *Gringore* aus der Normandie stammt. *Molinet*, dem als Dichter der Klang seines Namens (Moulin net) eine Quelle unendlicher Freuden gewesen sein muss, zu Desvres (im Boulonais) geboren, war ein Schüler Chastelain's, Bibliothekar Margaretens von Oesterreich. Er ist als Kanonikus zu Valenciennes und Historiograph Maximilian's I. im Jahre 1507 gestorben. Sein Hauptwerk ist der „Damenkranz" (Chapellet des Dames), den er Marie von Burgund (gest. 1482) gewunden hat aus den fünf Blumen des Namens „Marie", und der einer Frau zugedacht ist, welche dem Bilde der heiligen Jungfrau am nächsten kommt: also der Herzogin von Burgund und Ge-

mahlin Maximilian's. Molinet setzte ferner eine poetische Chronik seines Meisters Chastelain fort und feierte in Gebeten (Oraisons) und geistlichen Lehrgedichten die höchsten Triumphe der Reimkunst. Sein „Marstempel" ist eine in allegorischer Einkleidung gedichtete Ermahnung zum Frieden; seine „Belagerung Amor's" (Siege d'Amour) ein aus Strophen verschiedener Bauart bestehender Dialog zwischen Amor, dem Liebhaber und einer allegorischen Persönlichkeit, der „Hoffnung", nebst einer poetischen Vorrede und Nachrede des Verfassers (l'Acteur). Diese Dichtung ist inspiriert durch den „Rosenroman", den Molinet auch in „moralisierter" Gestalt veröffentlicht hat. Nicht gering ist die Zahl seiner geschichtlichen Gelegenheitspoesien, welche meist im Dienste des Hauses Burgund entstanden sind, und nebst den übrigen Gedichten des Verfassers noch im Jahre 1537 des Abdrucks wert gefunden wurden[15]).

Der begabteste Hofdichter von bürgerlicher Gesinnung war ohne Zweifel *Jean le Maire*, der aus *Belges* im Hennegau stammte (um 1473—1525). Ausser allen Eigenheiten der Schule offenbaren seine Werke sowohl in Erfindung als in Sprachbehandlung bisweilen ein wahrhaftes poetisches Können, das ihn über seine Lehrmeister und Zeitgenossen emporhebt. Auch haben die nachfolgenden Geschlechter ihm ihre Anerkennung nicht vorenthalten. *Du Bellay* sagt von ihm*): „Le Maire aus Belges scheint mir zuerst Gallien und die französische Sprache erleuchtet zu haben," und *Pasquier***) stellt ihn etwa dreissig Jahre später an die Eingangspforte der französischen Dichtung, ähnlich wie Boileau im folgenden Jahrhundert Malherbe dieselbe Stellung anweist: „Der erste, der unter gutem Feldzeichen unserer Poesie einen Aufschwung verliehen, war Meister Jean le Maire." Am burgundischen

*) „Jean le Maire de Belges me semble auoir premier illustré et les Gaules et la langue Françoyse" (Illustr. II, 2).

**) Pasquier (Rech. VII, Ch. 5): „Le premier qui à bonnes enseignes donna vogue à nostre Poesie, fut Maistre Jean le Maire."

Hofe ist Le Maire zuerst als Dichter aufgetreten, er schreibt lyrische Gespräche zwischen Hirten und allegorischen Personen zu Ehren des Herzogs *Peter von Bourbon* (Temple d'honneur, 1503) und auf den Tod *Ludwig's von Luxemburg* Plainte du Desiré). Er beweint im Namen Margaretens von Oesterreich in den „Klagen der unglücklichen Frau" den Tod ihres Bruders Philipp von Spanien (1506*).

Le Maire hatte sich kurze Zeit in *Venedig* und *Rom* aufgehalten, als ihn Madame de Soubise als Hofpoeten der Königin Anna empfohlen hat; zweifellos dient Le Maire von 1509 an der französischen Politik, zuerst mit drei Schriften, deren eine den Titel „Eintracht der zwei Sprachen" (Concorde des deux Langages) führt. Nebst den anderen beiden soll sie das Vorgehen des Königs gegen Venedig und den Papst rechtfertigen oder wenigstens das Glück französischer Herrschaft in verführerischen Farben ausmalen. Zunächst verfolgt die genannte Schrift freilich das Ziel, in dem Streit der italienischen und der französischen Sprache über deren beiderseitige Vorzüge einen Ausgleich herbeizuführen, aber bezeichnend bleibt die politische Wendung des Schlusses: „Frankreich und Florenz, die mit demselben Buchstaben beginnen, waren frei, blühend und verbunden; wenn man dies alles anerkennt, wäre es wohlanstehend, dass dasselbe zu unserer Zeit sich ereignete; schon deswegen, weil die Lilie von Florenz eine Gabe des grossen Kaisers Karl ist, des Königs der Franken, Gründers und Wiederherstellers von Florenz der Schönen, die nicht gegen die Franzosen aufrührerisch ist; denn der Augenschein lehrt, dass ihre Blüte nie der Freiheit der unseren seit den Zeiten, da man Italien aufsucht, schädlich gewesen ist. Verbinden wir also diese Lilien miteinander, die schon vereinigt sind; die einen Gold in blauem, die anderen Rot in silbernem Felde. Fügt diese Dinge zusammen zu einem recht guten Schilde, der verbunden und gestärkt wird durch Beharrlichkeit

*) Margarete, die den Verlobten, den Gatten und den Bruder verloren, hatte den Wahlspruch gewählt: *Infortune infortune fort une.*

und Dauerhaftigkeit: *Italien* wird auf immerdar mit *Frankreich* einig sein!"*)

Die eigentliche Grundlage von *Le Maire's* Ruf als Geschichtsschreiber und Schriftsteller bildet ein Prosawerk, die „Illustrations des Gaules et singularitez de Troye" (1509 bis 1513). Kein umfangreicheres Geschichtswerk ist während des ganzen Jahrhunderts so hochgehalten und so oft gedruckt worden wie diese „Illustrationen Galliens". Als Le Maire das dritte Buch dieser Arbeit (1513) seinem Freunde Cretin zueignete, war er am französischen Hofe „Judiciaire" und „Historiographe" der Königin *Anna* (Ludwig XII. wies seine Schützlinge gern auf den Etat seiner Gemahlin an). Er verfasste für den König ein poetisches Antwortschreiben auf eine Epistel, die *Jean d'Auton* im Namen *Hektor's* an Ludwig XII. gerichtet hatte: einen Teil des Inhalts bildet die Schilderung des französischen Siegs bei *Agnadel* (1510) und die Blossstellung der verräterischen Politik des Papstes Julius II.

Dagegen hatte Le Maire noch im Dienste Margaretens seine Briefe des „Grünen Liebhabers" verfasst, die recht auffallend die Bemühung kundbar machen, der Poesie des Altertums nicht allein Stoffliches zu entlehnen, sondern auch in Ausdruck und Darstellung nachzueifern. So beginnt mit einem Anruf an Gestalten der antiken Fabelwelt der Dichter folgendermassen:

*) „*France* et *Florence* qui s'intitulent de mesme lettre, estoient *franches, florissantes* et conjoinctes; toutes ces choses entendues et considerées, il estoit bien seant que le semblable advint en nostre temps: mesmement pour ce que la fleur de *Lyz* de Florence est procedée du don du grand empereur Charlemagne, roi des *Francz*, fondateur et restaurateur de la cité de Florence *la belle* et non *rebelle* aux *Francoys;* car on en voit l'apparence, entendu que leur *florissance* n'a oncques failly à la *franchise* des nostres depuis le temps que l'on frequente les Itales. Joignons donc ces fleurs de *lyz* ensemble, qui desia sont unies, les unes sont d'or en champ d'azur, les aultres sont de gueulles sur argent. Adjoutez ces choses ensemble en un fort bon escu colé et nerfvé de constance et durableté: *Italie* sera à jamais concordée avec *France*!" (Vergl. Rathery a. a. O. S. 59.)

„O demi-dieux, o Satires aggrestes,
Nymphes de bois et fontaines propretes,
Escoutez moy ma plainte demener;
Et tu Echo, qui faiz l'air resonner
Et les rochiers de voix repercussives."

Hier führt alles auf das Altertum, die unmittelbare Entlehnung auf Ovid und Claudian zurück. Auf demselben Boden erwachsen, wie der „Grüne Liebhaber", ist die litterargeschichtlich nicht uninteressante Erzählung „Atropos und Cupido" (1520, s. o. S. 83).

Unbedingt muss auch das umfängliche Geschichtswerk Le Maire's als ein Erzeugnis der „rhetorischen Kunst und Wissenschaft" betrachtet werden. Der Inhalt des alten „Roman von Troja" ist mit der Ueberlieferung altfranzösischer Chroniken und den Phantasien eines *Annius von Viterbo* in diesem Buche verschmolzen. Eine Mischung von Chronik und Heldendichtung, sind die „Illustrationen Galliens", ohne rechten Plan entstanden, ein Zeugnis zugleich reichen, ungesichteten Wissens und der Fruchtbarkeit von Le Maire's Einbildungskraft. Mit dichterischer Schilderung in blühender Sprache wechselt dürftiger Bericht in schmucklosem Chronikenstile, dichterischer Schwung mit schwerfälligen Auseinandersetzungen. Mitunter ist die Darstellung lebendig und bewegt und nicht ohne steife Anmut, aber die Anspannung, die den Forderungen der Redekunst genugthun will, raubt der Sprache oft die natürliche Unbefangenheit. Als Ganzes beurteilt, zeigt das Werk, welcher höchste Punkt einer begabten Feder nach den Regeln der Schule des rednerisches Stiles unter Verwendung eines aus dem Lateinischen ausgestatteten und verbrämten Wortschatzes zu erreichen möglich war. Diese umständliche, den Mund vollnehmende Grandiloquenz, die kein schmückendes Beiwort spart, daher oft nichtssagend feierlich ist und stelzenhaft altfränkisch dahinschreitet, gilt doch Zeitgenossen und Nachkommen als gewinnbringende Bereicherung und Förderung der Muttersprache[16]).

Chronist, Moralist und Gelegenheitsdichter wie Le Maire,

war *Cretin* (du Bois) — souverain poete françois (Marot) — zuletzt Kantor an der „Heiligen Kapelle“ zu Paris und „Chroniqueur des Königs“. Seine fünf Bände französischer Chronik, von der Eroberung Trojas bis auf die Kapetinger, waren kein abgeschlossenes Werk, weshalb *Bouchet*, ihn später am Wohnsitz der Musen treffend, meint, er sei:

„Ung peu fasché dont il n'auoit mis fin
A sa Cronicque, et ouvrage tant fin“ —

Cretin hatte, wie oben berichtet ist, zu Villefranche in Beaujolais in seiner Jugend (1498) Jean Le Maire für den Dienst Merkur's angeworben. In einem Briefe fordert Guillaume Cretin den alten Molinet auf, seinen schriftstellerischen Ruhm zu verteidigen; Molinet antwortet und es entspinnt sich ein Wettkampf, in dem jeder den anderen durch halsbrechende Reimkünste und vollklingende Prosa zu überbieten sucht. Molinet darf es stolz bekennen:

„Molinet n'est sans bruyt ne sans nom non,
Il a son son et comme tu vois voix,
Son double plaid plaist mieux que ne fait ton ton
Son vif art art plus cler que charbon bon,
Ses trenchans chantz perchent ses parois roidz,
Dentregent gent ont nobles franchois chois,
Se ne doibz doidtz doubter en son laict laidz,
Car souvent vent vient au *Molinet* net.“

Dieser Briefwechsel, in dem Octavien de Saint Gelais noch als blühend erwähnt wird (S. 114), fällt mithin in die Jugend Cretin's und darf allerdings als Kraftprobe, aber immerhin auch als Scherz gemeint und aufzufassen sein. Gebete von künstlichen Reimen, Königslieder zu der Jungfrau Ehren, Episteln an *Jacques de Bigne*, *Macé de Villebresme*, an König *Franz I.* und an seine Schwester *Margarete* gerichtet; moralische Betrachtungen in Versen (Quatrains sur les abuz du Monde) bilden Cretin's poetischen Nachlass, der kurz nach seinem Tode von einem seiner Schüler veröffentlicht worden

ist (1526*). Dazu kommen einzelne, durch Tagesereignisse hervorgerufene Dichtungen, entweder Klagen über Verstorbene, wie die Rondels auf Guillaume de Bissipat, 1511, wo die neun Musen den Tod dieses Mannes betrauern, oder „die Erscheinung des Herrn *Jakob* (Marschal) *von Chavannes*", der in der Schlacht bei Pavia gefallen, dem Dichter die Geisterbotschaft von der Gefangennahme des Königs bringt. Lebendig empfunden ertönt hier die Klage über das seines Hauptes beraubte Vaterland:

„Helas! Pauvre et chetif
Pays de France, ton Roy pris et captif!
Qui soubtiendra ta debile fortune,
Et pugnira *l'erreur qui ta foy blesse?*"

Nur des Königs mannhafte Tapferkeit gewährt einigen Trost:

„Toujours premier, et dernier desloger
Sachant ung Roy par presence en bataille
Valoir dix mille souldars de bonne taille!"

In einem anderen Poem erhebt Cretin's Patriotismus zornige Klage über die Feigheit der französischen Gendarmen in der berufenen Sporenschlacht (18. August 1513[17]).

Von ausgeprägt politischer Richtung ist vor allem die bürgerliche Dichtung des Normannen *Pierre Gringore,* der in der Jugend auf der Kriegsfahrt nach Italien kam, dann in Paris erschien und mehrere Jahre hindurch das Amt der „Mere Sotte" in der Gesellschaft der „Sorgenlosen" bekleidete. Nach dem Ableben Ludwig's XII. werden, so scheint es, infolge des Regierungswechsels seine Dienste entbehrlich und vom jungen König nicht gefordert; er zieht sich nach Lothringen zurück, wo er als Wappenherold (Vaudemont) im Hause Lothringen Verwendung findet. *Gringore* beginnt mit

*) Cretin heisst in dieser Ausgabe „nagueres chroniqueur du Roy"; man hält ihn gewöhnlich für den alten Dichter Raminagrobis bei Rabelais, Garg. u. Pant. III, 21 (vergl. Pasquier, VII, 12).

einer moralischen Allegorie (Chasteau de Labour, 1499), verbreitet sich im „Liebesschloss“ (Chasteau d'Amour, 1500) wieder in allegorisch bekleideter moralischer Satire über den Ehestand und betritt dann das Gebiet geschichtlich-politischer Satire in den „Thörichten Unternehmungen“ (Folles Entreprises, 1505). Unter Hervorhebung der kirchlichen Uebelstände zieht Gringore ferner in den „Missbräuchen der Welt“ (Abuz du Monde, 1504) in mittelalterlich verallgemeinernder Weise die einzelnen Stände, Geistlichkeit, Adel u. s. w. vor seinen Richterstuhl, diesmal in der beliebten Einrahmung des Traumgesichtes. Auch dies sind echte Erzeugnisse der rhetorischen Schule, geziert mit gelehrten Wörtern und Anführungen, religiös-orthodox und ernsthaft, sittenbessernde Zwecke durch Lehre, Ermahnung und Beispiel verfolgend. Daneben wird Gringore ein unermüdlicher politischer Pamphletist, er schreibt im Sinne König Ludwig's XII. gegen die Republik Venedig, gegen die Kurie und für die gallikanische Freiheit.

Gringore hatte 1500 die Einnahme von *Mailand* feiern helfen (Lettres nouvelles de Milan); in dem „Kriegszug nach Venedig“ (Entreprise de Venise) empfahl er später die Liga von *Cambrai* (1509) und in zwei anderen Schriften (1510), in „Die Friedenshoffnung“ (L'Espoir de Paix), und in der „Hirschjagd“ — mit Anspielung auf das päpstliche servus servorum — (La chasse du cerf des cerfs), hat er die öffentliche Meinung gegen Julius II. aufzureizen versucht.

Nachdem Gringore im folgenden Jahre den politischen Kampf sogar auf die Bühne gebracht hatte (s. o. S. 52), wurde er vornehmlich geistlicher Dichter und heftiger Widersacher der Ketzer (Blason des Heretiques). Er scheint, wie Le Maire, fern von der Hauptstadt des Landes gestorben zu sein, doch während Le Maire der folgenden Generation noch als Vorbild galt, bleibt Gringore unbeachtet, wenn die allgemein anerkannten Grössen aufgezählt werden; bei Cretin, Bouchet, Jean Marot, Bourdigné, Grosnet, Clément Marot begegnet man seinem Namen nicht. Ein kräftiger Geist, Wissen und Begabung spricht aus seinen Werken; es fehlte ihnen nur an

technischer Vollendung, und so hatte man keine Veranlassung, ihn als mustergültig hinzustellen[18]).

Hofdichter war auch *Jean Marot* (des Mares) aus der Normandie (poete de la reine Anne), Kammerdiener unter Ludwig XII. und dessen Nachfolger bis zu seinem 1526 erfolgten Tode. Von ihm hat sein Sohn Clément mit kindlicher Liebe ein freundliches Bild gezeichnet, das die Vorstellung eines wackeren Mannes von liebenswürdiger Bildung hervorruft, der im Dienste seiner Herrschaft, anspruchslos und bescheiden, seine Gaben verwertet. Es musste der Königin, der Beschützerin edler, weiblicher Sitte, willkommen sein, ihren Dichter im „Doctrinal des Princesses et nobles Dames" in vierundzwanzig Rondels den Frauen des Hofes ein kleines Vademekum feinen Anstands und guten Tones darbieten zu sehen, wobei, wie billig, die Forderung unbedingter Ehrbarkeit an die Spitze der Pflichtenlehre gestellt wird; denn das dreiundzwanzigste Rondel lautet:

„Un dieu, un homme, aymer doibt toute dame,
Un *Dieu* premier pour le salut de l'ame
Et l'homme apres *pour generation*.
Celle qui ayme en autre entention,
Selon la loy peché la rend infame.
En servant Dieu et l'homme sans diffame
Elle acquiert gloire au ciel et icy fame.
Mais il convient aymer sans fiction
Un Dieu, un homme.

Dieu recongnoisse, en tant qu'il l'ha faict femme
Et non pas beste: apres l'homme reclame
Qui mect son cueur en sa possession;
D'en aymer plus n'est que deception.
Il fault servir, qui ne veult avoir blasme
Un dieu, un homme."

Auch die „Kriegszüge gegen Venedig und Genua" (Les deux heureux voyages de Venise et Genes), in denen Marot Selbsterlebtes erzählt, sind der Königin gewidmet. Sie enthalten einen getreuen, ins einzelne gehenden Bericht über diese beiden Unternehmungen und ihre Vorgeschichte. Es wird zu Anfang

der Olymp in Bewegung gebracht und das Bemühen des Kriegsgottes *Mars* geschildert, der den Frieden zu stören sucht. Der „Autor“ mischt ferner in Rondels und Balladen eigene Fiktionen, Betrachtungen und nicht authentische Reden ein, aber in seiner ganzen Haltung bewahrt doch das Werk den Charakter eines geschichtlich treuen Berichtes. Später, da Franz I. nach Italien gezogen, schreibt Marot eine „Epistel der Pariser Damen“ nach der Schlacht von *Marignano* an den König und beginnt für die Königin *Claudia* eine Erzählung des italienischen Feldzugs. Als nach des Königs glücklichen Anfängen die Annäherung zwischen Karl V. und Heinrich VIII. für Frankreich bedrohlich wurde, unternahm Marot[19]) die Widerlegung der in einer Anzahl von satirischen Gedichten gegen Franz I. und seine Regierung erhobenen Vorwürfe. In dieser „Verteidigung gegen die Neider, Feinde und Verleumder Frankreichs“ sind die drei Stände des Reiches versammelt und bereit, der „teuren Mutter“ Trost zuzusprechen, ihren guten Willen zu versichern und die Lage für nicht hoffnungslos zu erklären (1523*).

Zehn Jahre vor Jean Marot hatte *Pierre Vachot* schon (1513) die drei Stände für den König reden lassen (Deploration des trois Estats de France sur l'entreprinse des Anglois

*) Den Herausgebern ist es entgangen (Anc. Poés. XII, 238 ff.), dass Jean Marot der Verfasser dieser poetischen Flugschrift ist. Aber sie findet sich auch in seinen Werken (Recueil, Anvers 1539). Wie heftig in der „kleinen Presse“ sich der Unwille über Franz' I. Verwaltung äussert, bezeugen die Satiren, welche eben jene Widerlegung Marot's hervorriefen: „Le Monde sans croix; le Monde qui n'a plus que frire; le Monde qui est crucifié“ (Anc. Poés. XII, 193 ff.), vergl. auch Journ. d'un Bourgeois de Paris S. 234. Ebenso die „Klage Venedigs“ (Complainte de Venise, Anc. Poés. V, 120 ff.), welche die öffentliche Meinung für die durch den Bund von *Cambrai* eingeleitete Politik gewinnen soll, indem sie die grosse Bedrängnis der Venetianer schildert, ist eine politische Gelegenheitsdichtung Marot's: sie zeigt dieselbe Reimart (Rime bastelée, auch von Marot in der Epistel der Pariser Damen verwendet), und dieselbe Strophe (a b a a b b c c), deren sich Marot (Voyages) wiederholt bedient und die ungemein beliebt war.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

et des Suisses); „Klugheit“ hatte sie auf ihr Schloss „gute Hoffnung“ entboten und sie ernstlich ermahnt, Gut und Blut für das Vaterland zu opfern. Vor allem äussern hier die Edelleute ihre treue Gesinnung in einer Ballade mit dem kraftvollen Refrain[20]):

„Car France est cimetiere aux Anglois.“

Die Schar der Hofdichter ist keine kleine. *André de la Vigne,* Begleiter Karl's VIII. auf seinem Zuge nach Neapel, hat hierüber ein Tagebuch geschrieben, das Marot's Vorbild für die „Kriegsfahrten“ wurde, nämlich den „Ehrengarten“ (Vergier d'Honneur), und eine „Grabschrift in Rondels“ auf Königin Anna verfasst, deren Sekretär er war[21]).

Jean d'Auton,

„Grant Orateur tant en prose qu'en rithme,“

von dessen Balladen Bouchet rühmt, dass bei ihrer Lesung „die Kranken gesund werden müssten“, war Chronist Ludwig's XII.; er wurde für seine Geschichte der Thaten des Königs mit der Abtei *Angle* belohnt[22]).

Jean Divry aus Hiencourt (Beauvoisis) suchte auch erst Hofdichter zu werden, er übersetzte Faustus Andrelinus (s. o. S. 5), dichtete über den Ursprung der Franzosen; doch scheint dieser „petit escolier des bons rhetoriqueurs“ bei Hofe kein Glück gemacht zu haben; er wird volkstümlicher Dichter[23]), schreibt „Les Estrennes des filles de Paris“ und „Les Secretz et Lois du Mariage“. *Laurens Desmoulins,* politischer Dichter in seiner „Thorheit der Engländer“ (Anc. Poés. II, 253, geschrieben 1523), war Moralist im „Catholicon der Uebelberatenen oder Kirchhof der Unglücklichen“ (1512): der Poet berichtet hier, wie er sich nachts auf einer Heide verirrte und eine Kirche fand, unter deren Portal er einschlummerte. Es ist die Kapelle der Leiden, der Friedhof die Stätte der Unseligen, die aus den Gräbern hervorkommen, um ihre Thorheiten, Fehler, Verbrechen und Laster zu verkünden (s. o. S. 71). Politischer und geistlicher Moralpoet war auch der Türkenfeind *Guillaume Michel* aus Tours (Forest de Conscience, 1516[24]).

Allmählich fühlten sich die Anhänger der alten Schule bei Hofe nicht mehr heimisch; seit dem Regierungsantritt Franz' I. gehen sie in die Provinz zurück. Der unermüdliche Prokurator von Poitiers,

Dont la fertile plume
Peut tous les mois sans peine enfanter un volume,

Jehan Bouchet, hält in seinem Kreise das Ansehen des alten Stiles aufrecht. In seiner Jugend hatte er am Hofe König Ludwig's ankommen können und im Auftrag desselben aus den elysäischen Gefilden *Heinrich VII.* eine Epistel an seinen Sohn und Nachfolger auf dem Throne Englands schreiben lassen, die noch nicht die Kunst der rechten „Quadratur“ zeigt und in ausführlichem geschichtlichen Vortrag die Nichtberechtigung aller englischen Ansprüche an Frankreich klarstellt. Auch über die Pflichten eines Königs verfasste er ein poetisches Sendschreiben, dann aber enttäuscht, gelangt Bouchet zu derselben Ansicht, wie später Maynard, und findet, dass der Hof kein erspriesslicher Aufenthalt für ein poetisches Gemüt sei. Er zieht sich in seine heimatliche Provinz zurück, widmet sich seiner Berufsthätigkeit in seiner Vaterstadt *Poitiers*, und findet täglich Zeit, bald in der Stadt, bald auf seinem Landhaus, den Drang nach schriftstellerischer Darstellung seiner Ansichten und Gefühle zu befriedigen. Er vergisst allerdings nicht ganz den Hof, bringt sich durch Widmungen an Margarete (1524) und Königin Eleonore (1536) bei den Frauen in Erinnerung, oder huldigt in den „Genealogien der Könige von Frankreich“ (1527) dem Dauphin Franz; aber vor allem bedeutet seine Persönlichkeit die in der Provinz aufrecht erhaltene alte Schule; seine Werke erscheinen meist in Poitiers, und nach dem Jahre 1555 findet sich nur noch einmal jemand in *Rouen*, der es für lohnend hält, Poesien von Bouchet zu drucken (1599). Dagegen ist Bouchet zu seinen Lebzeiten nicht ohne Anerkennung geblieben, auch über seine Heimatprovinz hinaus; *Charles de Sainte-Marthe* lässt ihn in seinem

„Französischen Tempe", wo jede der neun Musen einen Poeten beansprucht, durch Euterpe einführen:

„Là Euterpe ne s'est mis en oubly,
Ains le troupeau a tres bien ennobly
Par un *Bouchet* qui tant de beaulx dicts couche,
Tous procedants de sa dorée bouche."

Sainte-Marthe ist allerdings Bouchet's Landsmann, aber auch der Burgunder *Grosnet*[25]) gibt ihm den Vorrang vor allen Zeitgenossen (Rec. d'anc. Poés. VII, S. 8). Er bildet sich seinen Kreis und unterhält die besten Beziehungen zu den Grossen seiner Provinz, zu den Tremoille, zu Luise von Bourbon, der Aebtissin vom Heiligen Kreuz zu Poitiers, zu Louis d'Estissac und Geoffroy d'Estissac, auf dessen Schlosse zu Ligugé er auch Meister Franz Rabelais kennen lernte, der hier in heiterer, anregender und liebenswürdiger Gesellschaft eine Reihe von schönen Tagen verlebt hat. Die beiden berühmten Schlachten des Jahrhunderts, von *Marignano* und von *Pavia*, haben zwei Opfer aus dem Hause La Tremoille gefordert, Charles de La Tremoille fiel bei Marignano, und Bouchet errichtete ihm den „Tempel des Ruhmes" (Temple de bonne Renommée), *Louis de La Tremoille* ist mit den letzten echten Rittern, den *La Palisse* und *Louis d'Ars,* auf dem Felde vor Pavia den Heldentod gestorben; in einer „Lobrede auf den Ritter ohne Tadel" hat Bouchet diesem wackeren Edelmann ein Denkmal von bleibendem Werte geschaffen (1527).

Der Briefwechsel Bouchet's zeigt ihn uns inmitten einer Gesellschaft von Poeten, die als die letzten Rhetoriker genannt werden können und gleich ihm moralische und geschichtliche Unterweisung als Inhalt und Aufgabe ihrer Kunst betrachten, wie *Pierre Gervaise*, Assessor des Officials zu Poitiers, *Pierre Riviere*, der in jugendlichem Alter verstorbene Uebersetzer des Narrenschiffs, *Pierre Blanchet,* dessen Farcen gerühmt werden und der 1519 zu Poitiers gestorben ist, *Germain Aymery*, Advokat zu Poitiers, *Jean Parmentier* aus Dieppe, *Jean Marin de Rouffec* von Angoulême, *Claude Cothereau* aus

Tours, Uebersetzer des Columella, *François Thibault*, Advokat zu Poitiers, *Germain Colin Bucher* aus Anjou, erst Gegner, dann Freund Marot's, *Nicolas Petit*, ein Normanne, der in Poitiers studiert hatte, *Jacques le Lieur* zu Rouen, *Jean Breche*, Advokat zu Tours, der Verfasser des „Königlichen Handbuches" (Manuel Royal, 1541), einer fürstlichen Erziehungslehre, und *Jacques Godard*, Kanonikus von la Chastre in Berry, Verfasser eines moralischen Dialogs (Narcissus, Poitiers 1539) und einer „Klage über alle Eroberungen Roms von Romulus bis auf die letzte durch die Spanier" (Paris 1528[26]).

Auch *Jean d'Auton* hatte sich nach dem Regierungsantritt Franz' I. in seine Abtei in *Poitou* zurückgezogen, lebte den Pflichten seines Amtes und in freundlichem Verkehr mit Bouchet. Poitou und Angoumois, Touraine und Anjou im Westen und in der Mitte, Normandie im Norden Frankreichs, dies waren die Provinzen, in denen *Bouchet* mit den Seinen heimisch war, und von wo nunmehr die meisten moralischen und politisch-historischen Traktate in Versen ausgingen. Als in Paris das „Utile" gegen das „Dulce", Nutzen gegen Unterhaltung zurücktrat, als die Häupter der höfischen Schule, *Marot* und *Mellin de Saint-Gelais*, die Grössen der Provinz in den Schatten zu stellen begannen, erhob sich allerdings nicht *Bouchet* gegen die aufkommende Leichtfertigkeit, wohl aber seine Freunde in der Normandie, Sagon und Bucher nebst ihrem Anhang. Sagon wollte ihn allerdings in den Kampf hinein ziehen, aber der alte Prokurator lehnte die Beteiligung ab mit der Begründung, dass es auf der Welt einmal nichts Vollkommenes gäbe, obgleich Sagon sowohl als Marot „par art et par nature" Lobenswürdiges geschrieben hätten; bezeichnend erkennt Bouchet bei anderer Gelegenheit Marot als den „geborenen" Dichter an (wohl im Gegensatz zu dem durch die Kunst gebildeten „Orateur"), während er dessen Ketzerei beklagt. Denn Bouchet zeigt sich auch darin als der alten Schule angehörig, dass er gegen die Uebersetzung und Lektüre der heiligen Schrift in der Vulgärsprache Widerspruch erhoben hat. Dagegen war er ein eifriger Freund

der mittelalterlichen Bühne. Als der König der Bazoche von Bordeaux etwas Dramatisches von ihm verlangt, antwortet er freilich ablehnend, aber wie 1534 das Mysterium von Jesus Christus aufgeführt wurde, war er an der Einübung eifrig beteiligt, und erzählte, er habe dies Myster gesehen

Dont suys content, veu mes ans toutesfoys
Desire fort, disant mes Patenostres
De veoir jouer les Actes des Apostres.

So war es begreiflich, dass die Einwohner von *Issoudun* und die von *Bourges* sich an ihn wandten, um seine Unterstützung zur Aufführung der Passion zu erlangen; Bouchet sah sich genötigt, abzulehnen, doch sandte er seine Papiere nach Issoudun.

Bouchet konnte am Ende seiner Tage auf eine mehr als fünfzigjährige litterarische Thätigkeit zurückblicken. Nachdem er als „blöder Liebhaber ohne Hoffnung“ (L'Amoreux transi sans espoir) begonnen, und 1498 schon „einige leichte gereimte Erfindungen“ Karl VIII. dargeboten, hatte er ein Gegengift gegen die möglicherweise schädliche Wirkung dieser Dichtung in seinen „Heilmitteln der Liebe“ geschaffen (Angoysses et remedes d'amours du Traverseur) und sich in seinem frühesten moralischen Werke, den „Füchsen, gefährliche Wege durchwandelnd“ (Regnars traversant les perilleuses voies, 1501), den verschiedenen Ständen und Klassen der Gesellschaft einen Spiegel vorgehalten, damit ganz in das Fahrwasser des Moralisten und politisch-historischen Schriftstellers gelangend.

Eine Klage über den Kriegszug nach Neapel, eine Chronik Karl's VIII., eine Klage über den Tod dieses Königs, der Brief Heinrich's VII. an seinen Sohn, die Totenklagen und Lobgedichte auf Staatsmänner und Feldherren zeigen ihn in dieser Thätigkeit. An die Juristen, um sie über ihre Pflichten aufzuklären, richtete Bouchet eine „Epistel von der Gerechtigkeit“ (1526); der „Fürstenkranz“ war eine Prinzenunterweisung, wie er einst auch Ludwig XII., von diesem selbst aufgefordert, über die Pflichten des Monarchen belehrt hatte.

Im Labyrinth des Geschickes (1524) lässt Bouchet „Glück“ und „Unglück“ über die Wechselfälle des Schicksals sich unterhalten, bis die „wahre (göttliche) Lehre“, im Gegensatz zu der vom „Autor“ gepflegten Wissenschaft den Weg zur wahren Glückseligkeit weist. Der zweite Teil des Buches, „der Aufenthalt der drei edlen Frauen“, worunter Glaube, Liebe und Hoffnung zu verstehen sind, behandelt diese drei Eigenschaften und ihre Gegensätze. Gleichfalls eine moralische Elegie sind die „Triumphe der edlen und verliebten Frau“ (1530), in Prosa und in Versen, worin der Zustand und das Leben der Seele geschildert wird, ihre Kämpfe, Anfechtungen und der Sieg durch die himmlische Gnade. Auch dieses Buch hat der Verfasser auf seine *Rechtgläubigkeit* von einem Doktor der Theologie prüfen lassen. Eine andere, fast gleichzeitig verfasste Schrift, die er durch seinen Freund *Roussart*, Haushofmeister der königlichen Prinzen, dem König überreichen liess, ist eine Apologie der Frauen: „Poetisches Urteil über die weibliche Ehre und der Aufenthalt der erlauchten, berühmten und ehrbaren Frauen“ (gedruckt 1538); Zweck der Schrift ist, zu beweisen, „dass das weibliche Geschlecht in seinem Stande und seinen Eigenschaften ebenso zu ehren sei, wie das männliche“. Den zweiten Teil bildet eine Lobrede auf *Luise von Savoyen*, die *Merkur* im Gefilde der Wahrheit vor dem Richter über guten und schlechten Nachruhm hält. Drei Nymphen, „Natur“, „Glück“ und „Gnade“ unterstützen Merkur, die erste spricht von den körperlichen Eigenschaften der Verstorbenen, die zweite von ihren Reichtümern, die dritte von ihren Tugenden. Einige Richter erheben bescheidenen Widerspruch, aber *Minos* fällt über die Herzogin ein günstiges Urteil.

Das letzte Werk Bouchet's sind die Triumphe Franz' I. (gedruckt 1549), gewidmet seinem Nachfolger Heinrich.

Abgesehen von seinen, in ungebundener Rede geschriebenen Geschichtswerken, insbesondere den *Annalen von Aquitanien*, der gediegensten Leistung *Bouchet's*, bietet noch eine Schrift von ihm ein mehr als gewöhnliches Interesse, nämlich

die „moralischen und Freundesbriefe (Epistres morales et familieres, 1545). Auch diese Episteln belebt derselbe Geist frommer Rechtgläubigkeit wie die übrigen Werke; Bouchet's Selbstgefälligkeit, sein moralischer Lehreifer, seine nüchterne Auffassung der Dichtkunst zeigen sich auch hier, aber da die Briefe zum Teil aus persönlichen Beziehungen und wirklichen Anlässen hervorgingen, enthalten sie über Verhältnisse und Personen jener Zeit mancherlei willkommenen Aufschluss. Rein lehrhaft ist der erste Teil, die „moralischen Briefe", die einzelnen Stände und Berufsarten werden darin über ihre besonderen Pflichten unterwiesen; den zweiten Abschnitt bilden die Freundesbriefe, 127 an der Zahl, worunter 20 von den Freunden an Bouchet gerichtete[27]).

Unter den Poeten der *Normandie* pflegt *Jean le Blond*, Herr von Branville, aus *Evreux* den alten Stil, indem er in seinem „Tempel Dianens" eine beliebte Spielerei der rhetorischen Allegorie noch einmal durchzuführen sucht (die Jagd unter dem Bilde einer Kirche, 1536), während *Jean Parmentier* aus Dieppe (1494—1530), gestorben auf Sumatra, nicht allein durch ein Mysterium und durch „Königslieder" zu *Rouen* sich auszeichnete, sondern auch durch ein nach seinem Tode veröffentlichtes beschreibendes Lehrgedicht (Description nouvelle des merveilles de ce monde et de la dignité de l'homme). Am bekanntesten wurde aber *François Sagon*, Pfarrer zu Beauvois, weniger durch seine sonstigen Schriften als durch sein „Probestück" (coup d'essai), weil hier im Namen des wahren Glaubens, der guten Sitte und unter Anrufung aller Grössen der alten Schule noch einmal der Versuch gemacht wird, Marot, den Vertreter einer neuen Richtung aus seiner angesehenen Stellung zu verdrängen (1536) und den vordringenden Geist der Neuerung aus dem Felde zu schlagen[28]).

Auch noch in anderen Provinzen halten einzelne Nachzügler die Fahne der Rhetorik empor. *Antoine du Saix*, ein savoyischer Edelmann aus Bourg (en Bresse), setzt im „Esperon de Discipline" (1527) in schwerfälligen Versen, aber mit ge-

sundem Sinne seine Ansichten und Gedanken über die Erziehung der Jugend auseinander.

In einer Kontroverse zwischen beiden Geschlechtern (Controverses des sexes masculins et feminins, 1534) beweist ferner *Gratien du Pont* (aus Toulouse), nach beliebter mittelalterlicher Manier mit der Satire gleich gegen eine Gesamtheit anrennend, dass die Weiber nichts taugen*) und bietet zugleich allen der rhetorischen Kunst Beflissenen in seinen Versen Muster der vorhandenen Versarten und Reimkünste. Denselben Faden der Dichtung spinnt der Burgunde *Jean Martin* (aus Dijon) in „Cupido's Schmetterling" (Papillon de Cupido) und *Des Colles* in seiner reich mit allegorischen Personifikationen angefüllten „Hölle Cupido's" (1555). Auch *Claude Collet* aus der Champagne (l'Oraison de Mars) und *Pierre Grosnet* aus Burgund, Telin, Du Pré, Charles de Hodic erscheinen im „Nachtrab" der rhetorischen Mode[29]).

Eine Erscheinung eigener Art ist der Halbfranzose *Alione*. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Asti (Piemont) geboren, hatte er schon in seiner Vaterstadt der französischen Partei angehört und in vierundvierzig Oktaven die Eroberung von Neapel durch Karl VIII. besungen; er wurde dann politischer Hofpoet Ludwig's XII., der schon als Herzog von Orleans Gouverneur seiner Landschaft gewesen war, und beschrieb, ebenfalls in Oktaven, die Eroberung von Mailand und Gefangennahme von Lodovico Sforza. Auch zu Ehren Franz' I. dichtete Alione ein „Dit" nach der Schlacht von Marignano, während er gleichzeitig ein beissendes Spottlied gegen die besiegten Schweizer sang. Ausserdem schrieb Alione noch geistliche und weltliche Gedichte und ein bemerkenswertes „Chapitre" (Capitoli) in *Terzinen* über die Freiheit. Freilich hatte er Grund, die Freiheit zu rühmen. Seine

*) Die Humanisten schätzen die Frauen hoch. Estienne Dolet in seinen lateinischen Gedichten, Charles de Sainte Marthe (Poesie françoise S. 94) nehmen sich des geschmähten Geschlechtes an; François la Borie schreibt sogar gegen Du Pont, Herrn von Drusac, einen Antidrusac (Tolose 1564).

„Opera jucunda“ (1521), eine Sammlung von Komödien, Farcen und anderen Dichtungen in mailänder und astesischer Mundart und in sehr freiem Ton geschrieben, wurden von der Inquisition beschlagnahmt und veranlassten die Verurteilung Alione's zu lebenslänglicher Haft. Doch wussten seine Freunde seine Freilassung zu erwirken.

Während die ersten Arbeiten Alione's ihn noch nicht heimisch in der französischen Sprache zeigen, vielfache Italianismen aufweisen, dabei aber die Vorbilder der Rhetorik nachahmen, sind die späteren Dichtungen formvollendeter und insbesondere seine Lieder ungemein gewandt und leichtbeschwingt. Das „Lied der Hirtin“ ist eine anmutige Pastourelle, vollständig im Geiste der alten volkstümlichen Dichtung[30]).

Unterdessen hatten auch die Fortsetzer der alten Spielmannsdichtung gelernt, das Kleid der Rhetorik zu tragen. Schwänke und Scherzgedichte, die für die breiteren Schichten des Volkes bestimmt sind, streben nach leoninischen und doppelsinnigen Reimen und künstlichem Strophenbau, und es gelingt nur besonders urwüchsigen Naturen, unter diesen Einflüssen die unmittelbare Frische des Ausdrucks und ihren Mutterwitz nicht zu verlieren. *Eloy d'Amerval,* Priester zu *Bethune* (Artois), hat dies in seinem „Buche der Teufelei“ (Livre de la Deablerie, 1508) erreicht, und in dem alten achtsilbigen Reimpaare in lustigem Vortrag einer ernsten Sache die Färbung derben Spielmannhumors bewahrt. Das Gedicht „tres proffitable aux Chrestiens et aorné de maximes fort belles“ ist nämlich zugleich „remply de joyeux termes pour bien rire“. Es geisselt lachend die Gebrechen und Sünden der Menschen, indem der alte erfahrene *Satan* dem unerfahrenen Lucifer die Streiche, Listen und Laster seiner Diener in der Welt erklärt, während der Autor bisweilen dazwischen tritt und die Sünder und Narren an den Pranger stellt. Auch der Pariser „Spielmann“ (basteleur), der in der Nähe der Markthallen seinen Sitz aufgeschlagen, *Jehan de l'Espine du Pont-Alais*, hat in seinen kunstvollen Balladenstrophen und Rondels von seiner urwüchsigen Kraft nichts verloren. Seine

„Widersprüche" (Contredictz de Songecreux, 1530), so genannt, weil mit Vorliebe in einer Aussage widersprechende Begriffe auf einander bezogen werden*), sind eine scharfe, echt mittelalterliche Satire, deren Ziel immer eine Gemeinschaft ist, der Adel, die Geistlichkeit, die Frau überhaupt. Sie trifft, wo sie nicht durch priamelartige Begriffsaufreihung ermüdet, öfters in knapper energischer Fassung in Vers und Prosa ins Schwarze.

Elend dagegen erstickt im pedantischen Vortrag der spärlich vorhandene Witz der meist pointenlosen Geschichten in der „Legende des Meisters *Pierre Faifeu*" (Légende de Maistre Pierre Faifeu, 1526), welche sich durch ihren Namen als Parodie der volkstümlichen Heiligenleben einführt und die schlechten Streiche eines Klerikers von Anjou berichtet. Die Legende ist von einem Geistlichen zu Angers, *Charles de Bourdigné*, verfasst und einem Geistlichen gewidmet. Der Stil, und der regelmässige Wechsel männlicher und weiblicher Reime zeigt Bourdigné als Schüler Bouchet's. Auch beweist seine Widmungsschrift seine Verehrung für die alten rhetorischen Grössen und sein glühender Hass gegen Lutheraner**) und Bibelleser, der ebendort hervorbricht, stimmt hierzu ganz wohl[31]).

Bedeutend frischer geblieben ist ein anderer Humorist, *Roger de Collerye*, der, in Paris geboren, den grössten Teil seines Lebens in Burgund zugebracht hat. Es ist sein „Roger Bontemps" in einer gemischten Gemütsstimmung entstanden, deren Mischung von Frohsinn und Wehmut nicht auf einer

*) z. B.:

„La femme a pour *vertu le vice*
Pour *doulceur* elle est *rigoreuse*."

**) „Vous avez bien les cœurs adamantins
De soustenir ces boucs puants mastins,
Luteriens et doctes en paincture,
Faulx monnoyeurs de la saincte Escripture — —
Vrays macqueraux de leur pere le Dyable."
(Epistre de Me Faifeu à Mess. les Angevins.)

tieferen Seelenempfindung beruht, sondern ein Erzeugnis der äusseren Verhältnisse ist[32]). Ist der Poet in der Lage, „dem Fürsten Bacchus“ opfern zu können und bei Spiel und Scherz mit guten Gesellen seine Stunden froh zu verbringen, so ist er *Roger Bontemps**), die Verkörperung des heiteren Lebensgenusses in guter Zeit; wird die Geliebte untreu, „der Beutel platt“, stellen sich Hunger und Durst ein, so ruft er „Ach! über den Mangel an Geld“, fasst in seiner Bitterkeit betrogener Liebe den harten Entschluss, in ein Land zu gehen, „wo kein Wein wächst“, und heisst jetzt „Le Povre infortuné“, der die teure Zeit in Rondels beklagt und zu dem Bekenntnis sich gedrängt fühlt:

„A rondeler et composer epistre
Prosaiquer, coucher en ryme plate
Ou ballader, jà ne fault qu'on en flatte,
N'y ay gagné la valleur d'ung pupiltre.“

*) Roger Bontemps ist nicht eine von Collerye erfundene typisch gewordene Gestalt. Sie ist schon Eloy d'Amerval bekannt, der nach der Schilderung der Genussmenschen seinen Satan sagen lässt (1508):

„Ilz s'appellent Rogier Bontemps,
Ilz se gallent, ilz se festyent,
Ilz sont joyeux“ — —

4. Kapitel.

Clément Marot und seine Schule.

1.

In der zweiten Hälfte der Regierung Franz' I. (1530 bis 1547) tritt die Dichtkunst (s. o. S. 68) an die Stelle der „honigsüssen Rhetorik" (melliflue rhetoricque), Merkur gibt seine schützende Herrschaft an Apoll und die neun Musen ab, deren Heiligkeit von nun an die „Papiere" des Poeten „geweiht" sind*); „Rhetoriker" und „Redner" werden zu altmodischen Ausdrücken, deren Charles Fontaine, einer der Schüler Marot's, in beabsichtigt herabsetzendem Sinne sich bedient**).

Der hier sich vollziehende Umschwung des Geschmacks wird schon durch einen rein äusserlichen Umstand angedeutet: in den französischen Drucken tritt an Stelle der „gotischen" die „römische" Schrift. Denn die Renaissance verwarf die

*) Marot: Ep. au Roy (I, 217):

„Qui t'a donné ne loy ne privilege
D'aller toucher et faire tes massacres
Au cabinet des sainctes Muses sacres?"

**) Ep. à Sagon (I, 250, 253 der Oeuvres de Marot, Ausg. Jannet.):

„Des sots propos de ces rhetoriqueurs" (1536).

Auch Marot spricht in seinem Schreiben „an die Damen von Paris" von „beaux rhetoriqueurs".

„alte Fraktur"; Gargantua lernt, als er gemäss den Grundsätzen der neuen Bildung erzogen wird, „bien traire et former les antiques et romaines lettres" (Garg. Kap. 23); *Geoffroy Tory* hatte in seinem „Blütengefilde" (Champfleury, 1529) die Kunst und Wissenschaft von den Verhältnissen der „attischen oder antiken Schrift" gelehrt und *Garamond*, sein Schüler, dazu die Patrizen und Schriftmütter hergestellt[1]; bald druckte man nur noch Volksbücher (Cronicques Pantagruelines), Farcen (Meister Pathelin), Mysterien („Apostelgeschichte") und Werke der älteren Schule, von „Rednern" wie Cretin (1527), Bouchet (1536), Molinet (1537) und anderen in „gotischer" Schrift; die jüngeren Talente, wie Clément Marot, Despériers, Ch. Fontaine, Margarete von Navarra liessen dagegen mit den zierlicheren „römischen" Typen drucken, zu denen auch Rabelais im Gargantua (zuerst 1542) überging, nachdem er kurz vorher seinen Roman noch als echtes Volksbuch im altfränkischen Gewande der „Mönchsschrift" hatte erscheinen lassen.

Traumhafte Allegorien, Lehrgedichte, Doctrinals und Debats, Historien und Complaintes, wenn sie nicht ganz verschwinden, treten in den Hintergrund; Lais, Balladen, Königslieder kommen ausser Gebrauch; dagegen erfreut sich die Epistel einer ausserordentlichen Bevorzugung, ebenso die verwandte Gattung der Elegie; das Klagegedicht wird zur „Eglogue". Das Epigramm tritt in allen Formen auf, als „Zehner", „Epitaph", „Cimetière"; die Pflege des Rondels bleibt bestehen (vgl. o. S. 74). Erste Versuche, französische Sonette zu dichten, zeigen sich, und die umfangreicheren Lehrgedichte und Verserzählungen schliessen unter Durchführung einheitlicher Form sich an die Epistel an.

Es liegt auf der Hand, dass die Vorliebe für bestimmte Dichtungsarten, für die Epistel, Elegie, Ekloge und das Epigramm zu Vorbildern hauptsächlich die römischen Dichter, vornehmlich des goldenen Zeitalters, wählen mochte. In erster Linie wurde Ovid bevorzugt, dann Virgil, Horaz und Martial. Auch einzelne lateinische Poeten der italienischen Renaissance, *Philipp Beroald* und andere riefen zu nacheifernder Thätig-

keit auf. Ebenso fühlen sich in Frankreich genug Humanisten berufen, lateinische Verse zu schreiben. Einer der angesehensten neulateinischen Verskünstler, der Schotte *Buchanan*, hatte wenigstens einige Jahre im Lande gelebt und gelehrt (s. o. S. 64); *J. C. Scaliger*, Italiener von Geburt, hat die grösste Zeit seines Lebens in Frankreich zugebracht und besonders durch seine *Poetik* einen grossen Einfluss auf die Folgezeit ausgeübt. Doch auch die Zahl der Franzosen, die der lateinischen Muse ausschliesslich ihre Gaben darbringen, ist nicht gering; Salmon Macrin, Voulté, Nicolas Bourbon, Guillaume du Maine sind unter diesen die angesehensten, andere Männer, wie Dolet, Beza, Despériers, Mellin de Saint-Gelais, Aneau, Rabelais dichteten nicht ausschliesslich in der französischen Muttersprache, sondern zugleich im klassischen Idiom[2]).

Die durch die humanistische Bildung vermittelte Bekanntschaft mit hervorragenden Werken der italienischen Litteratur blieb gleicherweise nicht ohne Folgen. Einige Dichtungen der Italiener waren ins Französische übertragen[3]), einzelne poetische Formen ihrer Litteratur entlehnt worden. Hatte doch schon die Dichter der älteren Schule der Ehrgeiz beseelt, den Italienern es gleichzuthun. War Alione d'Asti mehr Franzose als Italiener gewesen, so trat mit *Luigi Alamanni* ein wirklich angesehener italienischer Poet in die Dienste des französischen Königs und nahm, nachdem er zuerst 1522—1527 am Hofe sich aufgehalten, (1532) später als Haushofmeister der Dauphine, Caterina's de' Medici, eine geachtete Stellung ein, wie denn nicht nur Franz I., sondern auch Heinrich II. wiederholt sich seiner als Gesandten bedient hat*). Von seinen grösseren Dichtungen behandelt „der Landbau" (La Coltivazione) in gewandter Form Feld- und Gartenbau. In diesem Gedicht und in anderen Poesien verkündet Alamanni das Lob Franz' I. und Margaretens, er

*) Vgl. Gaspary: Geschichte der italienischen Litteratur, II. Bd., S. 538 ff.

schildert die glücklichen Zustände Frankreichs in nur zu glänzenden Farben: „Hier erblickt man die Nation erfüllt von Liebe und wahrem Friedenssinn; man sieht vornehme und reiche Herren und niederes Volk zusammenleben in Eintracht, verbunden durch Christenliebe, jeder bewahrt seine Habe, ohne dass andere im Besitz ihn kränken." Auch in seinen „Hymnen" und „Wäldern" (Epigrammen), kargt Alamanni nicht mit seinem Lobe. Eines seiner Werke, „Girone il Cortese" (Paris 1548), ist geradezu auf Veranlassung Franz' I. entstanden, der dem Dichter den Auftrag gab, den alten französischen Ritterroman „Guiron li Courtois" italienisch zu bearbeiten*).

Auch andere Italiener erscheinen in Beziehungen zum französischen Hofe, besonders zur Schwester des Königs. Margarete hat mit der gefeiertsten italienischen Dichterin, mit *Vittoria Colonna*, Briefe gewechselt**); Della Casa, Caro, Tolomei haben ihr Worte begeisterter Anerkennung gewidmet. Bernardo Tasso, der Vater Torquato's, ist wiederholt in Frankreich gewesen (1528, 1544) und hat eine zeitlang in den Diensten von Franz' I. Schwägerin, Renée de France, der Gemahlin Ercole's von Este, gestanden. Margarete hatte Bernardo ein Buch seiner Sonette zugeeignet und war, in ähnlicher Weise wie Alamanni, wohl durch den vor allem in Frankreich wiederauflebenden Geschmack an idealer Ritterlichkeit bestimmt worden, den Amadis als Vorwurf eines Heldengedichtes (Amaidgi, 1560) zu wählen: begreiflich, dass Tasso sich einmal mit dem Gedanken trug (1547), sein Epos dem französischen Könige zu widmen***).

Somit wurde das Studium der alten *Römer*, und sowohl die litterarischen als die persönlichen Bekanntschaften mit *Neulateinern* und *Italienern* unter Franz I. für die französische

*) Coltiv. I, v. 1092 flg. Das Gedicht ist der Dauphine gewidmet.

**) Vgl. Rathéry a. a. O. S. 74. (Nuova Scielta di lettere, Bern. Pino, Venezia 1573; I, 149.)

***) Gaspary a. a. O., II, 541 ff.

Litteratur bedeutsam. Gleichzeitig aber gibt sich die von *Deutschland* her ungleich tiefer eindringende geistige Beeinflussung durch die religiöse Reformation in ausgeprägtester Weise auch in der Dichtung kund.

Die lutherschen Schriften müssen in Frankreich seit den zwanziger Jahren schnelle Verbreitung gewonnen haben[4]). Waren es doch gerade die Humanisten, welche bei Hofe und in den höheren Schichten der Gesellschaft jede Anregung zu gründlicher Besserung der Schäden in Religion und Kirche freundlich willkommen hiessen.

In den beiden Jahrzehnten, die unmittelbar der ersten vorbereitenden Wirksamkeit Lefèvre's folgen und dem Zeitpunkt vorangehen, von welchem an *Calvin* in Genf (1541) festen Halt gewann und alsbald auch die Führung des französischen Protestantismus übernahm, pflegte man die Anhänger einer kirchlichen Reform und evangelischer Grundsätze vorzugsweise nach dem deutschen Reformator zu nennen: sie heissen „Lutheristen“ und ihre religiöse Richtung wird „Luthererie“ in Schriften der Gegner wie in amtlichen Aktenstücken genannt. Diesen Namen liess man sich nicht gern gefallen, obgleich die hervorragendsten Poeten und Schriftsteller dieses Zeitalters sich zu der Denkart des „Luthertums“ bekannten. Alle die Merkmale der Lehre: die Rechtfertigung durch den Glauben, das alleinige Mittleramt Christi, die heilige Schrift als einzige Quelle des reinen Gotteswortes, die Geringschätzung der Heiligen und des Messopfers, die Nichterwähnung der heiligen Jungfrau, sie sind anzutreffen in den Schriften Margaretens von Navarra, Marot's, Charles' de Saint Marthe, Brodeau's und ihrer Freunde und Gesinnungsgenossen.

Andere Schriftsteller, die der alten Kirche, oft freilich nur äusserlich, treu blieben, waren von dem befreienden Geiste des klassischen Altertums in dem Masse ergriffen, dass sie, weil in den religiösen Kämpfen ihr Ideal freier Menschlichkeit sich nicht zu verwirklichen schien, fast gleichgültig oder geringschätzend auf dieselben blickten, und, wie etwa Rabelais und Despériers, gleich weit entfernt vom Ketzerhass wie von

dem rechtgläubigen Eifer der älteren Schule, wenigstens der Duldung das Wort redeten. Aber nicht allein Rabelais ist ein Gegner des Mönchstums und der Verfolgung Andersgläubiger gewesen, auch der Prälat Saint-Gelais zeigt in seinem frivolen poetischen Spiel mit Einrichtungen und Uebungen der katholischen Kirche etwas von jenem religiösen Indifferentismus, der manchen Humanisten kennzeichnet. François Habert endlich, der am meisten kirchlich gesinnte der gleichzeitigen Poeten, ist darum doch kein Ketzerfeind wie Gringore, Bouchet und Bourdigné gewesen.

So wirken zugleich Humanismus und Reformation wandelnd und befreiend auf die Stimmung und den Geschmack der französischen Dichter.

Bemerkenswert ist es, dass auch mit der Lossagung von den aus dem Hennegau, der Bretagne, Poitou und Normandie stammenden Meistern die Litteratur viel von ihrem provinzialen Charakter verliert. Sie sucht nach einem Mittelpunkt, den man wohl am Hofe und in seiner Umgebung, oder in einem Brennpunkt geistiger Kultur findet, wie es seiner Zeit *Lyon* war. Die Lehrdichtung der Aelteren hatte, selbst wo sie höfisch geworden, ihren bürgerlichen und provinzialen Ursprung nie verleugnen können; die Poesie der jüngeren ist vorzüglich Gesellschafts- und Hofdichtung, die durch witzige Einfälle in Epigrammen, durch anmutiges Geplauder in Episteln und Erzählungen, zu fesseln und zu gefallen wünscht. Nachdem ein Teil des lehrhaften Ballastes ausgeworfen, schwebt die Poesie leichter empor, und ihre vorzügliche Aufgabe wird es, den Ernst des Lebens durch Heiterkeit zu überwinden. Dabei war nicht zu verkennen, dass die Gefahr allmählicher Verflachung drohte, bis die Dichtung schliesslich in ihrem immer seichter gewordenen Fahrwasser auf den Grund fuhr.

Wahre Hofpoeten kommen auf; wer von der Ehre des weiblichen Geschlechts dichten will, braucht nicht mehr eine mit Zitaten aus den besten Autoritäten unterstützte Apologie vorauszuschicken, sondern der Poet geht mehr darauf aus, durch treffenden Ausdruck und ungezwungene Neuheit der

Wendungen nebst einiger zur Schau getragenen Kenntnis der Alten Beifall und leichte Erfolge zu erringen.

2.

An die Spitze dieser Hofdichter, als das Haupt der Schule, die man wohl nach der Hauptstadt des Landes benennen könnte, tritt *Clément Marot*[5]), der Sohn Jean's. Er war kein Pariser Kind, vielmehr in *Cahors* (1495) geboren; mit zehn Jahren nach „Frankreich", wie man damals noch sagte, gekommen, hatte er erst französisch lernen müssen, war aber durch seine Erziehung bald in Paris heimisch geworden, ein Angehöriger der *Bazoche*, der nie seine eigentliche Geburtsstadt, sondern Paris und den Hof als seine Heimat betrachtet wissen wollte. Clément machte seine ersten gelehrten Studien auf einer Pariser Schule. Von seinem Vater zum Rechtsstudium bestimmt, hielt es ihn doch nicht lang in der Schreibstube; er trat als Page in die Dienste von *Nicolas de Neufville*, Herrn von Villeroy*) und hielt nur in seinem Verhältnis zur Schreiberinnung (Bazoche, s. o. S. 44) und in seinem Hasse gegen die „Chicane" eine Erinnerung an seine juristischen Anfänge fest. In der Dichtkunst waren des jungen Marot Lehrer sein Vater Jean (I, 203 f.**) und später Le Maire (Vorr. Ad. Clem.).

Clément hatte seine poetische Begabung früh entdeckt, er schrieb einige Lieder und Epigramme, darunter vielleicht die frische, von ihm selbst später noch anerkannte Ballade für die Bazoche mit dem Kehrreim:

Car noble cueur ne cherche que soulas!

*) Vergl. Widmung des T. de Cupido, Werke (1538, Ausg. Dolet): mon premier maistre et celluy seul (hors mis les Princes) que jamais je servy.

**) Die obigen Ziffern beziehen sich auf die Ausgabe der Werke Marot's von Jannet, die immer noch die vollständigste ist.

Doch sein Vater verwies ihn auf die Uebertragung der Werke:

> Jadis escriptz par les divines plumes
> Des vieux Latins, dont tant est mention.

So entstand die erste Ekloge nach Virgil, die Uebersetzung der „Tristes Vers" Beroald's und das „Urteil des Minos", jene Dichtung, die ihm zuerst eine freundliche Aufnahme bei dem jugendlichen Thronerben vermittelte (Widmung des T. de Cupido, 1. Ausg.), und welche in ihrer Erfindung zurückgeht auf das zwölfte Totengespräch Lukian's, wozu noch eigenes aus „Scipio's Traum" und Livius stammendes Wissen in der Rede Scipio's, von welcher bei Lukian sich keine Spur findet, verwertet wird[6]).

Auf Anregung des Herrn von Neufville nahm Marot (I, 7) dann ein Werk eigener „Erfindung" in Angriff, seinen „Tempel Cupido's" (1514), mit dem er vor den König trat, kurz nachdem dieser als Franz I. den Thron bestiegen hatte. Diese Hervorbringung seiner „jungen Rhetorik" folgte den Spuren der alten Ueberlieferung; denn die Erstlinge wurden, bevor der Uebergang zu Politik, Geschichte, Sittenlehre und christlicher Andacht erfolgte, in der Regel dem Gotte der Liebe dargebracht. Auch fordert „jugendliche Kühnheit" Clément in dem in der Widmung enthaltenen Rondel auf, den königlichen Herrn zu mahnen, den „edlen Waffenstand zu ergreifen"

> Et le beau train d'amourettes aprendre.

Der Tempel Cupido's wiederholt ein schon vorher vielfach gebrauchtes Motiv, die Idee eines Baues, der errichtet wird aus den zugehörigen Vorstellungen und dem erdichteten Rüstzeug eines zur Person erhobenen Hauptbegriffs; aber Marot verfährt wirklich poetisch, vertauscht nicht Dinge mit Begriffen, benutzt nicht eine Eigenschaft zur Gleichsetzung himmelweit von einander verschiedener Gegenstände (s. o. S. 70), sondern es ruhen seine Substitutionen auf der Grundlage wesentlicher Aehnlichkeit und verwandter Zwecke: er hat schon von den Alten

gelernt, anstatt allegorisch, symbolisch zu verfahren. Der Altar in der Kirche Cupido's ist ein magnetisch anziehender Fels, der Sängerchor die befiederte Schar des Waldes; Petrarca, Alain Chartier, Ovid und der Rosenroman sind Messbuch, Brevier und Psalter: alles dies erweckt die Vorstellung anschaulich vorhandener Wirklichkeit. Wie artig und plastisch, schon ein echtes Renaissancebild, ist die Schilderung des Kirchenportals mit dem Standbild des zielenden Amors:

Proprement je viz
Du grand portail sur la sublimité
Le corps tout nud, et le gracieux vis
De Cupido, lequel pour son devis
Au poing tenoit un arc riche tendu,
Le pied marché, et le bras estendu,
Prest de lascher une flesche aguysée
Sur le premier, fust fol ou entendu,
Droict sur le cueur, et sans prendre visée.

Der junge Dichter hat sich aufgemacht, um treue Liebe zu suchen, und ist zu einem Tempel gelangt, an dem „Freundlicher Empfang" ihn willkommen heisst, „Freundliche Rede", „Innige Liebe" und „Eifriger Dienst" als die Schutzherren der Tempelgemeinschaft ihn begrüssen. Mit Umgehung der im Schiff der „Kirche" weilenden „Zurückweisung" gelangt der Suchende, nachdem er alle Merkwürdigkeiten von Amor's Kultusstätte und ihres Umkreises gemustert und beschrieben, in den Chor (coeur ist „Chor" und „Herz") und findet „Treue Liebe" (ferme Amour) im Grünen verborgen. Ein grosser Fürst (Ludwig XII.) und seine erlauchte Gemahlin (Anna) weilen dort friedlich:

Et au milieu *ferme Amour* d'eux aymée!

Marot steht in dieser Zeit entschieden unter dem Banne der „Rhetorik", aber seine frische Auffassung und anschauliche Darstellung gibt den Bestandteilen der alten Dichtungsweise neues Leben; eine gewisse gebundene Anmut und steife Eleganz, die an Le Maire erinnert und sich frei hält von

der Schwerfälligkeit der älteren Meister, durchdringt das ganze Werk.

Klassische Reminiscenzen, Namen wie Flora, Zephyrus, Biblis, Helena, Tityrus, Priapus, Pan zeigen, dass der Dichter auch schon in die Schule Virgil's und Ovid's gegangen ist. Denn die in einer Elegie (II, 35 ff.) später gemachten Angaben über seine Belesenheit, wo er die „Goldene Legende", Alain Chartier, Lancelot, den Rosenroman, Valerius und Orosius aufzählt, dürfen nicht verwertet werden, um die Grenzen der durch Lektüre erworbenen Bildung Marot's zu kennzeichnen. Die Worte sagen nur, dass der Dichter „viele Bücher" (mainctz livres) gelesen habe, zu denen auch die lateinischen gehören, „deren gewichtige Sentenzen", wie Marot an anderer Stelle bemerkt, „vergnügliche Lektüre (so viel wie ich davon verstanden habe), meine Lebensgeister ergriffen, meine Hand geführt, meine Musse beschäftigt haben". Marot war ein Freund des Lesens, er liebte es, wie er sagt: „les livres frequenter" (II, 35).

Als Uebersetzer kehrt er wiederholt zu den Lateinern zurück. Er begann, die *Metamorphosen* in französische heroische Verse zu bringen und widmete das vollendete erste Buch (1529) erst dem Herzog von Lothringen, dann dem Könige, welchem er zu Amboise daraus vorgelesen hatte*). Marot hat ferner eine Anzahl von Epigrammen *Martial's*, Hero und Leander von Mousaios, wohl nach lateinischer Vorlage, übertragen und zwei „Unterhaltungen" von Erasmus (Virgo *μισόγαμος*; Abbas et Erudita) in poetischer Form übersetzt.

Diese Arbeiten lassen eine gewisse Gelehrsamkeit und achtungswerte Sprachkenntnisse voraussetzen; denn zu Marot's Zeit war die Uebertragung eines lateinischen Autors eine Aufgabe, der sich nicht jeder unterziehen mochte, und eine Leistung zugleich, die entschieden den Anspruch auf dem Gelehrten zu teil werdende Hochschätzung begründete. Vorbereitende Studien muss Marot also gemacht haben, selbst

*) Vorr.: dont au chasteau d'Amboyse vous en pleut ouyr quelque commencement (III, 155).

wenn seine Lehrer auf der lateinischen Schule „grands bestes“ waren. Diese, mit einem Rückblick auf die „verlorene Jugend“ (I, 225) gebrauchte Bezeichnung ist nur eine Verurteilung der altherkömmlichen Lehrmethode der Kollegien und Hochschulen. Genau ebenso spricht der Humanist Rabelais von der „Besterie“ der „Resveurs du temps jadis“ (Gg. 15. K). Marot sagt nur, dass er hier nichts gelernt habe; aber eine Geringschätzung wissenschaftlicher Erziehung und Bildung überhaupt auszusprechen, würde er sich wohl gehütet haben. Lässt er sich doch vom eigenen Vater selig preisen ob seines vertrauten Umgangs (privée connaissance) mit Guillaume Budé:

qui la palme conquist
Sur les scavans du siècle où il vesquist (II, 272).

Der bei den Regenten „der vergangenen Zeit“ genossene Unterricht erschien Marot so nichtsnutzig und unfruchtbar, dass er wie Gargantua empfinden musste, als dieser aus den Händen Tubal's Holofernes unter die Zucht von Ponokrates gekommen war: er wurde von der lebendigsten Hochachtung für die „guten Wissenschaften“ erfüllt. Wenn Marot nicht wie der Held des Romans seine Erziehung von neuem beginnen lassen konnte, so wurde er doch, selber kein Humanist, ein feuriger Freund der Humanisten; fand er selber nicht mehr Lust und Musse zu ernsteren Studien, so atmet er doch die Luft der neuen Bildung, und darum kann selbst Rabelais nicht die „Sophisten“ und die „unwissende Sorbonne“ abschätziger behandeln, als es der junge Hofdichter gethan hat; keiner auch hat mehr als er und mit grösserer Begeisterung das Zeitalter gepriesen, das den „schönen Garten“ der Wissenschaft wieder in voller Blüte stehen lässt, „nachdem der Frostwind der Unwissenheit“ die Blumen versengt und verdorrt hatte.

Marot verachtet darum nicht die alten „perfekten Redner“. Cretin, Le Maire und anderen erteilt er nicht nur in seinen jungen Jahren Lobsprüche; den ersten Verfasser des Rosenromans nennt er den *Ennius* der französischen Dichtung (1543; II, 270), und zeigt in diesem Vergleich, dessen Be-

rechtigung immerhin bestritten werden mag, dass er einigermassen mit der Entwickelung der römischen Litteratur Bescheid weiss.

Gewiss ist Clément Marot der erste französische Poet von Bedeutung, dessen dichterische Persönlichkeit in merklichem Grade den Einflüssen der Renaissance folgt, und dessen Geschmack sich durch antike Vorbilder läutert und Richtung geben lässt. Das bei ihm und anderen beliebte Wortspiel Maro und Marot kommt für die Frage nicht in Betracht, welcher lateinische Dichter am unmittelbarsten auf ihn gewirkt habe. Nicht Virgil, aber Ovid und Martial waren seine nächsten Muster. Weniger Bedeutung hat Horaz für ihn gehabt. Es bedurfte nicht des Venusiners, um Marot auf das „quid valeant humeri" aufmerksam zu machen, hierauf wies ihn die lateinische Dichtung überhaupt. Darin gerade zeigt sich nach der einen Seite hin der Einfluss der antiken Vorbilder wirksam: Clément ist über die Grenzen seiner Begabung aufgeklärt und geht nicht in die Irre über das Mass seines Könnens hinaus. Er begnügt sich, vorzugsweise Episteln, Elegien, Epigramme zu schreiben wie Ovid und Martial. Er unternimmt es nicht, mit dem Beistand Klio's und Merkur's, in einem grösseren moralisch-allegorischen oder episch-historischen Werke sich zu versuchen. Innerhalb seines poetischen Vermögens bleibend und meist aus seiner eigenen lebendigen Erfahrung schöpfend, gibt er dem folgenden Dichtergeschlecht zugleich eine Lehre, die nur nicht beachtet worden ist. Diese weise Selbstbescheidung ist ein durch seine natürliche Begabung bedingter Erfolg der Bildung.

Andererseits hat Marot auch gelernt, Stoff und Form in ein entsprechendes Verhältnis zu einander zu bringen, auf unangebrachte rhetorische Künsteleien zu verzichten*), durchgehends eine angemessene Behandlung des gewählten Gegen-

*) Wo dergleichen Kraftleistungen bei ihm vorkommen, sind es entweder Jugenddichtungen oder poetische Scherze, die man von ihm wie von jedem anderen Poeten der Zeit erwartete.

standes zu finden, mit anderen Worten, vor allem wahr, einfach und natürlich zu sein. Liess sich dies lernen, so war jene Wissenschaft sicherlich nicht den verehrten Vorgängern, sondern vornehmlich der Vertrautheit mit den alten Dichtern zu danken.

Der Hinweis auf *Villon*, als Vorbild und Vorgänger Marot's, der schon vor ihm den natürlichen Ton getroffen, ist vollständig berechtigt; Marot hat selbst die Dichtungen Villon's bearbeitet und neu herausgegeben (1527), wie er ja auch eine Ausgabe des Rosenromans besorgt hat*). Die ähnlichen Züge in den Werken beider Dichter sind unverkennbar, sie sprechen für eine geistige Verwandtschaft des Stammes, aber andererseits besteht die Ueberlegenheit Marot's über den Pariser Poeten des 15. Jahrhunderts in Eigenschaften, die durch eine gewisse Zucht erworben sind. In gleicher Umgebung wäre Marot derselbe wie Villon geworden; aber unter den bildenden Einflüssen, die auf ihn wirkten, herangereift, als „Dichter des Königs" und Zögling eines Hofes, wo der Humanismus in hohen Ehren stand und der Geist der Reformation sich geltend zu machen wusste, ist Marot ein Mann von besserer Erziehung, grösserer Feinheit, Masshaltung, Ehrbarkeit und ernsterer religiöser Gesinnung geworden. Diese Eigenschaften können den Werken des Dichters, der später als der Meister „des gewählten Scherzes" bezeichnet wird, im ganzen nicht abgesprochen werden. Einzelne Ungezogenheiten und Derbheiten mögen daneben bestehen bleiben. War Marot's Wandel nicht immer musterhaft, so ist zu bedenken, dass lockere Sitten oft Folge eines feurigen Temperaments, nicht immer lockerer Grundsätze sind.

Und „der gute Ton", der die Werke Marot's meist auszeichnet, und an dem festzuhalten er selbst gelegentlich seinen

*) Merkwürdig ist, dass Marot den Inhalt des Rosenromans auch durch die Möglichkeit moralischer Auslegung als nicht allein ergötzliches, sondern auch nützliches Werk hinzustellen sucht. Die Vorrede ist durchaus noch eine Probe des alten „rhetorischen" Prosastiles.

Genossen empfiehlt (I, S. 212), ist nicht allein der Erfolg höfischer Bildung und geselligen Verkehrs, sondern auch die Wirkung einer Urteilskraft, deren Reife durch Lektüre der Alten und den Verkehr mit gelehrten Freunden, die in der Umgebung Franz' I. und Margaretens gewonnen wurden, gefördert war. In seinen jugendlichen Jahren steht Marot allerdings noch unter dem vorwiegenden Einfluss der Redner, bezeichnet sich selber als solchen und seine Kunst als „Rhetorik", wie dies die an die Herzogin von Alençon gerichtete Epistel des „Unversorgten" durch ihre gemischten Formen und allegorischen Zuthaten bekundet. Der König hatte von dem „ehrenwerten" Pothon den Dichter seiner Schwester vorstellen lassen und sie ihm als Kammerdiener in ihren Hofstaat Aufnahme gewährt (1518*). Im Jahre 1520 folgt Marot Franz I. nach Reims und Ardres, 1521 begleitet er den Herzog von Alençon ins Lager nach Attigny und erstattet von hier und von dem Hennegau aus in Versen und Prosa an seine Herrin Bericht über das Treiben im Felde. Vier Jahre später nimmt der Dichter am italienischen Feldzuge teil, er kämpft bei Pavia (1525), wird verwundet, gefangen und ohne Lösegeld freigegeben (II, S. 7 f.), um bald nach seiner Rückkehr auf andere Weise seine Freiheit zu verlieren. Noch während der König in Madrid weilte, wurde gegen Marot die Beschuldigung erhoben, dass er „Lutheriste" sei. Dr. Bouchard, eines der Mitglieder des Inquisitionsausschusses, liess den Dichter durch den Kriminalleutnant *Morin* ergreifen und ins Chastelet abführen. Marot erhebt Einspruch gegen die Anschuldigung und beteuert seine Unschuld (Epistel an Bouchard):

Point ne suis Lutheriste
Ne Zwinglien, et moins Anabaptiste,
Je suis de Dieu par son filz Jesuchrist —
Bref celuy suis qui croit, honore, et prise
La saincte, vraye et catholique Eglise!

*) In der aus Ferrara 1535 an den König gesandten Epistel bezeugt Marot, dass er Margarete von Navarra sechzehn Jahre gedient:

„Des ans a quatre et douze" (I, 213).

Auch die Epistel an Lyon Jamet, mit ihrer glücklichen Verwertung der Fabel von dem Löwen und der Maus stammt aus dieser Zeit. Die freundschaftliche Verwendung des Bischofs von Chartres, *Charles Guyart's*, bewirkte die Ueberführung des Dichters in die angenehmere Haft bischöflichen Gewahrsams, und Marot fand in Chartres Musse, eine Schilderung seiner Erlebnisse im Chastelet zu dichten, die unter dem Namen „Hölle“ (Enfer) umlief, und erst im Ausland (Antwerpen), später in Lyon von *Dolet* gedruckt wurde. Diese poetische Erzählung gehört zu den Meisterwerken der Marotschen Muse und zeigt seine heranreifende Begabung.

Keine Vision, sondern ein auf dem Boden der Wirklichkeit aufgebauter dichterischer Bericht, von vornehmlich persönlichem Charakter freilich, aber doch aus den eigenen Erfahrungen des Dichters sich zu einer Satire von allgemeinerer Geltung erhebend. Besonders die Zustände von Recht und Gericht werden schonungslos angegriffen. Der Grundgedanke, das Gefängnis als Unterwelt oder Hölle zu schildern, ist nicht in der äusserlichen Weise des alten Stiles verwertet, sondern berechtigter Vergleich; die mythischen Namen Rhadamanthys und Minos sind zur Bezeichnung der Richter des Chastelets symbolisch gebraucht.

Die Heimkehr Franz' I. bewirkte auch des Dichters Befreiung. Marot wurde zum Nachfolger seines inzwischen gestorbenen Vaters (1526) ernannt, musste aber an den Kanzler *Du Prat* und an andere Personen verschiedene poetische Bittschriften richten, ehe er in den Genuss seiner Bezüge als königlicher Kammerdiener eintreten konnte (I, 202; 190). Aufs neue in unfreundliche Berührung mit der Obrigkeit geratend, weil er den Befreiungsversuch eines Verhafteten unterstützt haben sollte, wanderte der Dichter wieder ins Gefängnis, und erst eine Epistel an den König verschaffte ihm die Freiheit (I, 190[7]). Er begleitet 1530 den Hof an die Grenze zum Empfang der Königin Eleonore, der Schwester Karl's V., und da diese zugleich die „Kinder“ Frankreichs aus Spanien zurückbrachte, bot sich willkommener Anlass zu einer poetischen Begrüssung

(II, 91). Der Tod der Königin-Mutter (1531) gab dann dem Dichter Gelegenheit, sein Klagelied in die bukolische Form der Ekloge zu kleiden. Eine Anzahl anderer Gedichte, Elegien, die sich vornehmlich an die Adresse von Marot's Freundin, eines hoffnungsvoll angebeteten, aber sich hartherzig erweisenden edlen Fräuleins (Damoiselle) wenden (1523—1525), Rondels, Epigramme, das Schreiben an die Damen von Paris (1528), sind in der Zwischenzeit entstanden; indem der Dichter eine Auswahl traf unter dem, was einzeln und in kleineren Sammlungen in Umlauf gekommen, veröffentlichte er, wie es scheint, nach längerer Krankheit, 1532 seine „Clementinische Jugend“ (Adolescence Clementine) als „Proben“ (Coups d'essai) seines Talents. Eine „Suite“ folgte bald darauf (1533).

Unterdes hatte offenbar Marot sich an die evangelischgesinnte Partei angeschlossen, und da er ein Mann war, dem es ausserordentlich schwer wurde, seine Zunge zu beherrschen, geriet er wieder in Verdacht der Ketzerei. Schon während seiner Krankheit hatten die Behörden ihn belästigt. Als im Herbst 1534 durch die bekannten Plakate (s. o. S. 24) öffentliches Aergernis entstand, wurde bei Marot, obgleich er von den Orten, wo diese „Thorheiten“ verübt wurden, fern geblieben, Haussuchung abgehalten; es fanden sich verbotene Schriften vor, die allerdings, wie Marot selbst meint, ein Dichter, der sich von allem unterrichten soll (II, 216), nicht entbehren kann. Doch wagte er es nicht[8]) länger, die „Luft Frankreichs zu atmen“, er rettete sich erst zu Margareten von Navarra und dann ins Ausland an den Hof von Ferrara (1535) zu Renata von Frankreich, der Tochter Ludwig's XII., wo er an der Madame de Soubise, der „geliebtesten Frau“ der Königin Anna, die der Tochter ihrer Herrin einst nach Ferrara gefolgt war, hoffen durfte, eine Fürsprecherin zu finden. Auf die Dauer konnte sich Marot bei den Lombarden nicht gefallen, er musste zu ängstlich jedes Wort, das er aussprechen wollte, abwägen; der Herzog hatte auch keine Sympathie für die Evangelischen, und sein Verhältnis zur Gattin, wie Marot dies in einer Epistel an Margarete ausführlich darstellt (II, 124),

war nichts weniger als ein freundliches. Es ist daher begreiflich, dass der Dichter durch Episteln an den König, den Dauphin und andere Persönlichkeiten sich die Rückkehr nach Frankreich zu sichern sucht.

Ueber Venedig, wo er sich kurze Zeit aufgehalten, kam Marot wirklich wieder in sein Vaterland; er traf 1536 in Lyon ein, suchte den Kardinal von Tournon für seine Angelegenheit zu interessieren und fand überhaupt in den humanistischen Kreisen der Stadt die liebenswürdigste Aufnahme. Die von tiefster Empfindung zeugende Dichtung, das „Grüssgott an den Hof" (Dieu gard à la court), ist in dieser Zeit entstanden; sie enthält zugleich die Versicherung Marot's, dass er nun die Thaten seines Königs besingen wolle, und zum Schluss ein „Grüss Gott" selbst für seine Feinde.

Diese in der frohen Aufwallung nach Heimkehr ins Vaterland zur Schau getragene versöhnliche Stimmung konnte nicht Dauer haben. Neider und Gegner hatten seine längere Abwesenheit benutzt, um ihn offen anzugreifen und Marot's Rückkehr in die alte Stellung bei Hofe zu verhindern. *Sagon*, Pfarrer zu Beauvais, Sekretär eines bei Hofe wohlgelittenen Mannes, des Abtes von Saint-Evroul, hatte sich seit 1532 schon als Poet versucht und unternahm es 1535 im *Coup d'essay*, Marot zu vernichten. In plumpen Worten warf Sagon sich zum Sittenrichter auf, seinen Gegner der Heuchelei, Unredlichkeit, des Unglaubens und der Verleumdungssucht anklagend. Selbst die dichterische Begabung Marot's wurde als zweifelhaft hingestellt. Dieser „Versuch", nach altem Stile aus verschiedenen Dichtungsformen bestehend, „Prologen", Episteln, Rondels, Zehnern und Königsliedern, welche mit einer Aeusserung der Unzufriedenheit über den Druck der Sammlung schliesst (wozu sich ein vorgeblicher Freund des Druckers selbst veranlasst sieht), war vielleicht mit dadurch hervorgerufen, dass Marot und Sagon schon früher persönlich zusammengeraten waren. Die Gelegenheit war günstig für letzteren, jetzt seinen in der Verbannung weilenden Widersacher anzugreifen. In einer Epistel (Du coq à l'asne) beklagt Marot

sich erst über die Lauheit seiner Freunde; gleichwohl nahm alsbald der in Lyon weilende Despériers in Gegenwart des Königs sich des „Vaters der französischen Dichtung" an (Pour Marot absent). Dann führte Marot selbst seine Verteidigung, im Vollgefühl seiner Ueberlegenheit*). Es ist der Kampf der alten gegen die neue Schule. Sagon beruft sich auf Chartier, Cretin, Meschinot, Molinet, Bouchet (Rabais du caquet). Vorher schon hatte Marot, in Durchführung des sinnreichen Einfalls, seinen Bedienten „Tellerlecker" *(Fripelippes)* für sich antworten zu lassen, die Frage gethan, woher es komme, dass Männer wie Saint-Gelais, Heroet, Rabelais, Brodeau, Sceve sich nicht wider Marot erheben:

Mais bien ung tas de jeunes veaux
Ung tas de Rimasseurs nouveaux
Qui cuident eslever leur nom,
Blasmant les hommes de renom.

Er spottet unbarmherzig über Sagon's und seines Freundes *Hueterie* jammervolle Gedichte, und meint, als er, Sagon, den König andichtete, sei's ihm vorgekommen, als ob ein Kauz vor der Nachtigall sänge,

Ou d'un oyson se presentant
Devant le cygne pour chanter.

Fast alles, was in der Schriftstellerwelt Namen und Ruf hatte, stellte sich auf Marot's Seite; Saint-Gelais war nicht zu gewinnen, wie Sagon zu hoffen schien, auch Bouchet lehnte vorsichtig die persönliche Beteiligung am Streite ab (s. o. S. 101). Namen wie Matthieu de Boutigny, Matthieu de Vaucelles, François und Nicolas Denisot, François Roussin, Jean Hugues konnten nicht viel nützen. Der „Dichter vom Lande" (M. de Vaucelles?) lässt die „grosse Genealogie von Fripelippes" erscheinen mit einer Schlussepistel von Huet (1537) als Antwort auf Marot's

*) „Que Sagon ait ung si lasche et vain cueur
Que par mesdire il veuille estre vainqueur
Du *grand poëte* apres lequel il chasse."

Verteidigung, worauf wieder ein „Rescript“ (à Fr. Sagon) der Marotisten erfolgt, das den jungen Landpoeten — facteur — beissend verhöhnt und besonders durch das angehängte Rondel Marot's wirken musste, mit dem Refrain:

Qu'on maine aux champs ce coquardeau.

Auch fehlt es nicht an einer ironischen Verteidigung der Schriften Sagon's, weil sie dem Buchbinder, Krämer und Butterhändler nützlich seien.

Mathieu de Boutigny tritt nun in die Schranken mit dem „Rabais du caquet de Fripelippes et de Marot“ — Beschwichtigung von Marot's und Fripelippe's Geschnatter — und versucht wieder, Marot von seinen Freunden zu trennen und diese um Sagon zu scharen:

Venez au combat serpentin,
Quitant le ruisseau argentin,
Vivant poetes d'excellence,
Venez appaiser l'insolence
Ou vueillez imposer silence
A Fripelippes Marotin.

Nur Neid, Bosheit und Ruhmsucht seien Sagon's Beweggründe gewesen, wird hierauf erwidert; Daluce Locet (Claude Luce) hebt ferner in seiner „Remonstrance“ hervor, dass Marot nicht die geringste Veranlassung zum Streit gegeben:

Pour abreger, il n'eust jamais envie
D'escripre rien de ta meschante vie,
Fors quand il veid que vins à l'avanser,
De songer mal de luy et sans raison,
Dont on te dict plus sot qu'un jeune oyson.

Ja, sogar ein besonderer Freund Bouchet's, Germain Colin Bucher, schlägt sich, obgleich auch er von Sagon zu Hilfe gerufen worden*), auf Marot's Seite (Epistre à Marot, à Sagon).

*) „Vien contre ce Marot maling
Bouchet, et, toi Germain Colin
D'Angers et Poitiers la deffense.“
(Rab. du Caquet.)

Auch diese Epistel bleibt nicht unbeantwortet (Response à l'epistre — à Marot, à Sagon etc.) und merkwürdigerweise wird hier Sagon seinem Gegner als der echte Franzose entgegengestellt:

Sagon s'est nommé vrai François
Et toy de quelque part que soys,
On juge à veoir ton escripture
Que tu n'as Françoyse nature —

Der eifrigste Anwalt Marot's war entschieden Charles Fontaine; er wünschte das letzte Wort zu behalten und verfasste das „Klagelied und Vermächtnis von Franz Swinegel" (Sagouin dit Sagon), in welchem Sagon seine Missethaten eingesteht und sich eine ungemein deutliche Grabschrift setzt*).

Ein Jahr lang waren Streitschriften gewechselt worden. Gegensätzliche Grundanschauungen hatten wirklich, wie schon hervorgehoben ist, den Kampf mit verursacht, aber der Eifer der einen Partei für den alten Glauben, für gute Sitte und ernste Haltung mischte sich doch mit einem starken Zusatz Neid; der Streit wurde persönlicher und artete zu einem Wettkampf gegenseitiger Herabwürdigung aus, der in der Verwendung von Worten wie „Kalb", „Esel", „Rindvieh", „Dummkopf", „Spitzbube", „Stachelschwein" Triumphe zu feiern meinte**).

Jetzt mischte der *Abt der Cornards* (s. o. S. 48) von Rouen sich in den Streit. Er betrachtete Sagon als unter

*) Complaincte et Testament de François Sagouin, dict. Sagon, envoyé à Fripelippes:

Auprès de ce tauldis gist en langueur
Ce gros poete de foing, et plus grosse pecore,
Nommé ***Francoys Sagouin***, qui par sa tromperie
Aux autres preparoit travail et fascherie:
Mais comme vous voyez, tant mescheut à ce fol
Que par son propre faict, s'est mis la hard au col.

) Auch *Le Blond*** (s. o. S. 104) hatte, als Marot zu Ferrara sich aufhielt, zwei Episteln gegen ihn geschrieben; bei ihm waren Neid und Eifersucht die Motive. (Le Printemps de l'humble esperant, Paris 1531.) Er scheint mit Verachtung bestraft worden zu sein (vgl. Goujet XI, 106).

seiner Gerichtsbarkeit stehend und untersagte in seiner „Apologie“ beiden Parteien weitere Injurien. Als man auf dieses Gebot nicht achtete, wiederholte der Abt seinen Befehl, „bis zur Bohnenblüte Stillschweigen zu beobachten“. Der Sekretär des Abtes schliesst sich nebst einigen „Brüdern“ in französischen und lateinischen Gedichten dieser Mahnung an. Dagegen macht man im Kreise Marot's sich lustig über die Anmassung dieses Würdenträgers der Provinz, dem königlichen Poeten Stillschweigen aufzuerlegen:

Ha, ha! Vrayment c'est bien corné
J'en ay le nez tout escorné
De cest abbé de Conardie
Qui a tant la corne hardie
De la lancer en descornant
Dessus *Marot*, trop mieux cornant —

Der „Hornbläser“ (Cornard) wird ermahnt, lieber den Kühen zu blasen als sich in fremde Streitsachen zu mengen. Dennoch kommt der Abt, und zwar mit ausgesprochener Parteinahme für Marot, im „Ehrenmahl“ (1537) noch einmal auf die Sache zurück. Hermes-Merkur begegnet „Ehre“ auf einem Spaziergang zu Paris und erzählt ihr von dem Streit der Dichter. „Ehre“ beschliesst die Aussöhnung der Gegner. Merkur wird beauftragt zu einem Gastmahl auf den Parnass einzuladen. Die Geladenen erscheinen: Marot erklimmt mühelos den Berg, Fripelippes, sein Diener, folgt ihm ohne Beschwerde, gleichfalls Fontaine und der Abt der Cornards. Sagon, sein Bursche, und Hueterie schleppen sich mit grosser Anstrengung hinauf. Man setzt sich zu Tische, neben „Ehre“ Marot und sein Diener, entfernter sitzen Fontaine und der Abt; die übrigen an den ihnen angewiesenen Plätzen. Um die Tafel stehen: „Freundliche Rede“, „Schweigen“, „Ehrlichkeit“, „Höflichkeit“, „Tapferkeit“. Nach Tische erklärt „Ehre“: „Französische Poeten, ich habe euch versammelt, nicht als ob ich euch zu gebieten hätte, sondern um zu erfahren, woher dieser Hass stamme und wer ihn zuerst entzündet. Treue Freunde des Friedens solltet ihr sein, wie Gebrüder und Söhne

Minervens liebreich miteinander verkehren, pfui über Zwietracht rufend! und euch halten wie wahre Eiferer Apoll's, alles Gift meidend."

Marot rechtfertigt sich damit, dass er der Angegriffene gewesen sei und sich nur seiner Haut gewehrt habe. Während seiner Verbannung habe Sagon sein „Probestück" gemacht, hoffend, er käme nicht wieder, aber nach vielen Leiden habe ihn die Milde und Huld des Königs wieder in seinen früheren Stand eingesetzt. Sagon bittet nun ganz zerknirscht, Hueterie als den eigentlichen Anstifter bezeichnend, um Verzeihung. Darauf wird ein Vertrag aufgesetzt und verlesen. Der Schluss dieses Friedens lautet: „Damit dieser Traktat besser gehalten und erhalten bleibe, ist es unser Wille und Befehl, dass die Obengenannten miteinander trinken, bevor sie von dieser Stätte gehen, auch wird ihnen aufgegeben, hinfort als gute Freunde zu leben und in Frieden —. Ueberdies ist es unser Wille, dass dieser Vertrag mit seinen Bedingungen in die Jahrbücher der französischen Poeten eingetragen werde, unseren Nachkommen zur Richtschnur. Gegeben in unserem Palast nach dem Mittagsmahle, mit unserem beigedruckten Grosssiegel und Unterschrift: „Ehre in Allem."

Diese nicht ungeschickte Erfindung scheint wirklich den Frieden vermittelt zu haben. Von den Anhängern Marot's wird keine neue Streitschrift veröffentlicht. Auch Sagon schweigt. Nur noch zum 16. Januar 1538 sendet Matthieu de Boutigny eine Neujahrsgabe (Estrenne) an Sagon's Vaterstadt Rouen, worin er seinem Meister das Gelübde der Treue erneuert und sich bitter beklagt, weil man in Rouen Sagon so undankbar behandelt hätte. Danach scheint auch die Provinz Sagon's Sache aufgegeben zu haben. Mit dieser entschiedenen Niederlage der Gegner endet der Streit für Marot[9]).

In der That gestaltete sein Geschick sich wieder freundlich. Marot hatte sich der geistlichen Dichtung zugewandt. Aber nicht mehr, wie einst, schrieb er „Königsgesänge" zu Ehren der Jungfrau und der Heiligen, sondern er übertrug die Psalmen in französische Verse. Schon früher, ohne Zweifel

auf Anregung Margaretens, hatte Marot einzelne der heiligen Lieder übersetzt und bekannt werden lassen [10]).

Jetzt zeigte sich auch der König der Arbeit günstig, und so entstand, unter dem Beistande Vatable's, der „den Sinn der hebräischen Worte verdolmetschte", eine Anzahl französischer Psalmen.

Die dreissig ersten überreichte Marot dem Könige mit einer Widmungsepistel, worin er die höhere Inspiration des königlichen Sängers David über die weltliche Begeisterung eines Horaz und anderer gepriesenen Poeten erhebt. Mit Entzücken wurde die Möglichkeit begrüsst, die geheiligten Gesänge in der Muttersprache zu lesen, zu beten und zu singen. Schon bei Hofe machten sie ausserordentliches Glück. Der König und die Königin, der Dauphin, seine Gemahlin, die Herren und Frauen des Hofes sangen diese Psalmen zu beliebten Melodien und zur „Laute, Viole, zum Spinett und zur Flöte". Jeder wählte sich einen Psalm, den er als sein Eigentum betrachtete. Als Karl V. nach Frankreich kam (1539/40), erhielt Marot Befehl, seine Psalmen dem Kaiser darzubringen. Dieser belohnte den Dichter mit einem Geschenk von zweihundert Dublonen und forderte ihn auf, seine Uebersetzung zu vervollständigen, besonders ihm aber bald den Psalm „Confitemini Domino" zu senden. „Als das die Musiker der beiden Fürsten, ja selbst die Musiker von ganz Frankreich sahen, eilten sie um die Wette, die Psalmen zu komponieren, und jedermann sang dieselben"*).

Dieser Erfolg war nicht bloss Modesache. Er war vielmehr in dieser religiös erregten Zeit unausbleiblich. Denn wie sollten die Gemüter unempfindlich bleiben gegen die Wirkung dieser Strophen, die erfüllt waren von einem geheiligten und zugleich wahrhaft die Seelen erschütternden Inhalt? Die Uebersetzung war freilich kein Muster, oft mehr

*) Villemadon an Katharina de' Medici (26. Aug. 1559); bei Bayle III, S. 352. Auch Beza und Florimond de Remond berichten über die Erfolge der Psalmenübersetzung.

eine Umschreibung; aber die Verse waren flüssig und gewandt, die Strophen singbar. Marot ist dadurch, dass er auf jeden Psalmenvers eine ganze Strophe dichtete, während die Verse einander ungleich, die Strophen aber von gleichem Umfang sind, oft dazu verführt worden, die ursprüngliche Kürze des Ausdrucks aufzugeben, und Flickworte und Wiederholungen zur Ausfüllung der Strophe einzuschieben. Er hatte den wirkungsvollen Parallelismus des Originals vielfach verwischt. Es fehlte ihm an Kühnheit und Schwung; schüchtern tastend sucht er die kühnen Uebergänge und Sprünge des Psalmisten zu vermitteln und an ihre Stelle die Folgerichtigkeit prosaischen Gedankenausdrucks zu setzen. Darum hat nicht allein das Veralten seiner Sprache es verschuldet, wenn seine Psalmen später selbst in der reformierten Kirche ausser Gebrauch gekommen sind.

Doch zu jener Zeit gewann seine Bearbeitung ungemeine Verbreitung und für die nächsten Jahrzehnte solche Bedeutung, dass noch 1560 einer jener rhetorischen Spätlinge der Provinz sich gemüssigt sah, ein „Gegengift“ geistlicher Lieder gegen diese Psalmen zu verfassen*). Der König selbst liess Marot zur Fortsetzung seines Werkes auffordern (IV, 64).

Aber inzwischen schlugen die Flammen der Glaubensverfolgung mit neuer Kraft empor. „Da die neuen Irrtümer dauernd grosse Fortschritte machten,“ hatte die Sorbonne neunundzwanzig Glaubensartikel aufgesetzt, die kurz und bündig alles enthielten, was jeder Rechtgläubige zu glauben verpflichtet war. Die Mitglieder der Universität mussten die Artikel unterzeichnen. Der König liess sie mit Trompetenschall in der Stadt verkünden (Crévier, Hist. de l'Univ. de

*) *Artus Desiré* hatte bemerkt, dass die Doktrin der Marot'schen Psalmen „alloit precipiter en Enfer toute la France“. Diese Gefahr musste abgewendet werden, daher erschienen: „Contrepoisons des cinquante-deux Chansons de Clément Marot, faussement intitulées par lui Psalmes de David, 1560 u. 1561. Theodor von Beza (Brief an Lizet) verspottet diese „Muse der Normandie“ (vgl. Goujet XIII, 139, Nicéron XXXV).

Paris, V, 385 ff.). Auch ein Verzeichnis verurteilter Bücher wurde bekannt gemacht (1543). Darunter befanden sich Marot's Psalmen, welche im vorhergehenden Jahre mit königlichem Privileg gedruckt waren. Der Dichter flüchtete nach Genf; denn es schien, als ob der König ihn nicht schützen könne. Marot hatte die Zahl seiner Psalmen auf fünzig gebracht. Sie wurden von der calvinischen Kirche aufgenommen, von *Orlando Lasso*, Goudimel und Jambe-de-fer in Musik gesetzt und die Uebersetzung von *Theodor von Beza* vollendet.

Genf, seit Herbst 1541 wieder unter die strenge Zucht Calvin's geraten, konnte für Marot kein dauernder Aufenthalt sein. Er durfte keine grosse Sünden begehen, um in den Augen des Genfer Reformators schon als verworfener Mensch zu erscheinen. Einige Unregelmässigkeiten, die aus heiterer Lebensauffassung hervorgingen, hätten schon ausgereicht, um den Dichter aus Genf zu vertreiben*). Er begab sich nach dem damals unter französischer Botmässigkeit stehenden Piemont und ist, von Not und Armut heimgesucht, im Herbst 1544 zu Turin gestorben.

Bis zu seinem Tode war Marot als Dichter thätig gewesen, nicht nur Epigramme und andere Kleinigkeiten sind in seinen letzten Lebensjahren entstanden, auch umfänglichere Poesien, wie die schöne Totenklage auf den Generaleinnehmer Preudhomme (1543) fallen in dieselbe Zeit.

Vornehmlich aber hat Marot seit der Rückkehr aus der Verbannung von Ferrara sich eifrig der poetischen Behandlung religiöser Gedanken, Fragen und Betrachtungen zugewendet. Die „Predigt vom guten und schlechten Hirten“ (nach Joh. 6), „Der Reiche in Armut“, „Klage der christlichen

*) Weder in den Genfer Registern, noch bei den Zeitgenossen findet sich eine Angabe über ein Vergehen, das sich Marot hat zu Schulden kommen lassen. Der einzige zuverlässige Zeuge ist Beza: Quamvis (ut qui in aula, pessima pietatis et honestatis magistra, vitam fere omnem consumpsisset) mores parum Christianos ne in extrema quidem aetate emendarit (Beza, Icones). Alles andere beruht auf unzuverlässigen Gerüchten und Erfindungen (vgl. Bayle, III, 348, Anm. H.).

Hirten", „Der Tänzer" sind von ernstem Geiste erfüllte Dichtungen, die aus evangelischer Gesinnung emporquellen. Eine eigentümliche Dichtung, Marot's *letztes* Werk, ist der „Baladin" (gedruckt 1545), worin mit Hilfe der Allegorie dargestellt wird, wie „Christine" (die reine Lehre) von „Symonne" (dem römischen Glauben), die einfache edle Tänzerin und Sängerin von der verschminkten, verkünstelten Buhlerin ihrer Herrschaft über die Herzen beraubt worden ist, bis endlich (II, 111), „nachdem Symonne dunkle Zeiten hindurch geherrscht hat, in reichem Prunk und ungezügeltem Hochmut, nahezu tausend Jahre, Apoll mit seiner Gnade die dicke Luft durchdrang, und wohl erfuhr man nun, es wurde Licht! Indes kauerte Christine in einer Felsenhöhle bei den *Sachsen*, aus der sie jetzt hervorging, unversehrt und schön wie je zuvor. Die Tage, Monde, ja die tausend Jahre hatten ihrem Angesicht nichts von seiner Schönheit geraubt, nicht ihren Rücken gebeugt, noch ihrer Stimme Klang getrübt. Bald gab sie's kund; zum Lieben begeistert, um andere, neue Liebende herbeizuziehen, blickte ihr Aug' in hellerem Glanz als Demantschein nach allen Seiten, jedem rief sie zu, die Verse singend, die sie selbst gedichtet: ‚Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, kommt her zu mir, alt und jung, um eures Lebens willen, wendet euch nicht anderswohin, kommt her zu mir, die euch zur Liebe einladet, in allem werdet ihr bei mir Trost und Erquickung finden!'"*)

Diesen Dichtungen gegenüber kann der Zweifel nicht erhoben werden, ob Marot in der That aufrichtiger Protestant war. In seiner Jugend schwankte er, er will nicht „Lutheriste" heissen, aber nirgends in den zahlreichen religiösen Dichtungen und religiösen Anspielungen seiner Poesien seit dieser

*) „Venez à moy, vous qui estes chargez,
Venez y tous, et jeunes et aagez:
N'allez ailleurs sur peine de la vie;
Venez à moy, qui d'aimer vous convie,
Et de tous poinct vous rendray soulagez."

Zeit (1525) lässt sich eine Verleugnung seiner evangelischen Gesinnung antreffen. Als Marot von Ferrara aus an den König schreibt und gewiss Ursache hatte, von diesen Dingen zu schweigen, unterlässt er es doch nicht, ein echt protestantisches Lob der heiligen Schrift einfliessen zu lassen:

Car l'Escripture est la touche où l'on treuve
Le plus hault or. Et qui veult faire espreuve
D'or quel qu'il soit, il le convient toucher
A ceste pierre et bien pres l'approcher
De l'or exquis — —

Jedenfalls hat Marot um den Glauben leiden müssen. War er erst Märtyrer seiner Unvorsichtigkeit, später wurde er wirklich Märtyrer seiner Ueberzeugung. Gerade was seine zweite Flucht veranlasst hat, die Psalmenübersetzung, ist eine evangelische That gewesen. Dass seine religiöse Ueberzeugung nicht immer bewirkt hat, seine Lebensführung tadellos zu gestalten, ist eine Sache für sich; waren seine Triebe, war sein Temperament stärker als die wirkende Kraft seiner Ueberzeugungen, so waren letztere darum nicht minder aufrichtig. Der Verkehr mit einer tiefreligiösen Natur, wie Margarete, muss auch auf ihn eingewirkt haben; dass Marot überhaupt geistlicher Dichter wird, dürfte geradezu auf ihre Anregung zurückzuführen sein. Wie Budé, wie Margarete und andere Zeitgenossen hat er nicht die letzten Konsequenzen seiner religiösen Ueberzeugung ziehen wollen, auch er will anfangs Katholik bleiben und scheut die Kirchentrennung. Aber in seinen letzten Jahren hat Marot entschieden von der alten Kirche sich losgesagt, und als Protestant ist er gestorben.

Die poetischen Werke Marot's sind nicht allzu umfänglich. Der Dichter hält sich ja fast vollständig innerhalb der Grenzen der lyrischen und betrachtenden Dichtung. Nur das reizende kleine Gespräch „Die beiden Liebhaber" (zwischen 1525 und 1530 verfasst) ist von dramatischem Charakter.

Marot war Hofdichter und Gelegenheitspoet; dennoch hat seine Dichtung sich nicht von den Verhältnissen und Bedingungen der Wirklichkeit losgelöst. Auch dichtet Marot

in der Regel aus sich selbst und für sich selbst. Nur einige wenige Male schreibt er im Auftrag anderer. Sonst begnügt er sich damit, seinen Gedanken, Einfällen, persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen, allen von aussen her ihm zugebrachten und empfangenen Eindrücken und eigenen Stimmungen poetischen Ausdruck zu verleihen. In dem Selbsterlebten und Selbstempfundenen dieser Dichtung beruht das Geheimnis ihrer Frische.

Auch seine Selbstbeschränkung erhebt seine Bedeutung als Dichter. Der Poet Margaretens, der Freund Budé's, Dolet's, Vatable's, Preudhomme's hätte äussere Veranlassung finden können, auch ein umfangreicheres Werk von gediegener Nützlichkeit auf seinen poetischen Webstuhl zu nehmen. Aber er wusste, was er that, wenn er dies unterliess, und die später (noch in der Epistel an Enghien) gegebenen Versprechungen, Heldenlieder anzustimmen, waren wohl wenig ernst gemeint*).

Briefe, Sinngedichte und Lieder bilden die originalen Früchte seiner Muse.

Selbst in der „Hölle", mit welcher er die Periode seiner Selbständigkeit beginnt, und die eines seiner umfangreichsten Gedichte ist, behält er Ton und Form der Epistel bei. Es ist ein Versuch, die horazische Satire auf französischen Boden zu verpflanzen. Ohne die geistige Reife, den Reichtum innerer Erfahrung und den philosophischen Gehalt, der die Sermonen und Satiren des Venusiners auszeichnet, bildet doch auch in Marot's „Enfer" persönliches Erlebnis und selbstempfundene Stimmung den Untergrund. An den subjektiven Faden eigener Erfahrungen reihen sich die durch dieselben hervorgerufenen Betrachtungen. Der Ton zwanglosen Plauderns, die gute Laune, die Ironie bei Besprechung der eigenen Angelegenheiten, ja Einzelheiten, wie der Rückblick auf die

*) Ains soneray la trompete bellique
D'un grand Virgile, ou d'Homere ancien,
Pour celebrer les haultz faictz d'Anghien
Lequel sera (contre fortune amère)
Nostre Achiles, et Marot son Homere. (I, 73.)

eigene Jugend, die Auffassung des Verhältnisses zum König Franz, alles dies sind echt horazische Züge, die eben Marot als den ersten Dichter der Renaissance kennzeichnen.

In hohem Grade besass er ferner die Gabe leichter Unterhaltung, treffliches Erzählertalent, die Fähigkeit, im rechten Augenblick das rechte Wort zu finden, das bezeichnend und neu ist und doch bekannt erscheint und einer neuen Münze gleicht von gutem anerkannten Gepräge, die sogleich in Umlauf kommt. Hier offenbart sich, dass eine lebendige Kraft in ihm wirkt. Witzige, gute, mitunter feine Einfälle täuschen allerdings nicht über den Mangel tieferen Gehalts. Dieses anmutige Geplauder, dessen Wirkung kaum über die Person des Verfassers und die gegebene Veranlassung hinausgeht, gelangt nur in seltenen Fällen über die Einzelerfahrung zu dem Allgemeingültigen.

Weder ein im hervorragenden Sinne bildungsgesättigter Geist, noch tiefere Empfindung und Unabhängigkeit der Gesinnung spricht aus diesen Poesien. Wohl aber Gewandtheit, Schmiegsamkeit und Anpassungsvermögen. Es hat nicht leicht jemand seit Horaz es so gut verstanden, mit den Grossen zu reden, wie Marot.

Man lese nacheinander die (16.) Elegie an Margarete, die aus Ferrara an den König und den Dauphin geschriebenen Briefe, die Epistel an Lyon Jamet mit der Fabel vom gefangenen Löwen, den Trauerbrief über Preudhomme, um sich zu überzeugen, in wie hohem Grade Marot es verstand, in Ton und Stimmung das Richtige zu treffen. Während er beispielsweise in dem Brief an den König ernst und eindringlich seine Sache führt, gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen Protest erhebt, ohne seiner evangelischen Gesinnung untreu zu werden, weiss er auf geschickte Weise einfliessen zu lassen, dass seine Widersacher auch die des Königs seien: Parlament und Sorbonne, die ja gerade den Wünschen des Königs widerstreben, wenn derselbe der Verbesserung der Justizpflege und Beförderung der Bildung seine Teilnahme zuwendet.

Zuletzt schwingt Marot sich zu dem pathetischen Gebet

empor, dass er als Opfer fallen möge, wenn dadurch die vorhandenen Missbräuche und Uebelstände aus der Welt geschafft werden könnten:

Que pleust à l'Eternel,
Pour le grand bien du peuple desolé,
Que leur desir de mon sang fust saoulé,
Et tant d'abus dont ilz se sont munis
Fussent à clair descouvers et punis!

In derselben Lage und zu gleicher Zeit schreibt Marot an den Dauphin eine scherzhafte, launige Epistel, in der er um einen „Sicherheitsbrief" bittet:

De demy an, que la bride me lasche
Ou de six moys, si demi an luy fasche;
Non pour aller visiter mes chasteaulx
Mais bien pour veoir mes petits Maroteaux —

Auch in den Bedrängnissen seiner jüngeren Jahre weiss er ebenso ungezwungen mit dem König zu plaudern und seinen Bitten Gehör zu verschaffen, da er in seiner freien Sprache den Ausbrüchen schmeichelnder Bewunderung die Färbung ehrlichster Ueberzeugung verleiht. Denn wie könnte die zudringliche Bitte um ein Darlehen besser entschuldigt und unterstützt werden als durch die Wendung:

Je vous ferai une belle cedulle,
A vous payer (sans usures, s'entend)]
Quand on verra tout le monde content;
Ou si voulez, à payer ce sera,
Quand vostre loz et renom cessera.

Die Kosten des Scherzes trägt Marot, wenn er an einen Grossen schreibt, in der Regel selbst. Satiriker ist er, wie in der Epistel aus Ferrara und sonst, in Hinsicht auf Justiz, Parlament und Sorbonne. Dass er sich den Hass der Richter zugezogen, war seine Empfehlung bei Hofe. Die Ausfälle gegen dieselben und die hämischen Bemerkungen über die Sorbonne waren darum nicht weniger aufrichtig, denn sie

ruhten auf widerwärtigen persönlichen Erfahrungen, so wie Marot's Begeisterung für die wieder aufgeblühten Wissenschaften die Begeisterung zugleich des Hofmannes war und der Ausdruck persönlicher Ueberzeugung, denn er musste wissen, was dem Humanismus und der religiösen Bewegung seine Bildung und sein geistiges Leben verdankten.

Auch die schon angeführte „Klage über den Tod Preudhomme's“ zeigt Marot's dichterische Fähigkeiten im besten Lichte. Sie steht weit höher als die schwülstige Klage über „Madame Louise“, deren leidige Travestierung in Hirtenkleidung allerdings eine Form der Allegorie angenommen, für die Virgil klassisches Vorbild war, und die daher auch zu anderen Zeiten unter der Herrschaft des klassischen Geschmacks oft wiederholt wird. Hier aber erzählt der Dichter, wie ihm der Geist seines Vaters Jean Marot erschienen und die Aufnahme Preudhomme's in den elysäischen Gefilden geschildert habe. Die Seele des Abgeschiedenen habe das Verlangen geäussert, an die Stätte geführt zu werden, wo die verstorbenen grossen Dichter sich aufhielten, welche während ihres irdischen Daseins ihr die innigsten Freuden bereitet hätten. Die Vision schliesst mit der Ermahnung Jean's an die lebenden Poeten, das Lob und den Ruhm Preudhomme's zu verkünden.

Dieses Gespräch in den Gefilden Elysiums durchweht ein Hauch, der an Dante erinnert und an den Verkehr des Florentiners mit den von ihm bewunderten Dichtergrössen in der Vorhölle und im Purgatorio. Und an und für sich ist es eine artige Erfindung, diesem Trauergedicht den Gedanken zu Grunde zu legen, dass die Seele des Betrauerten in die Nähe jener Männer gebracht ist, von denen sie rühmte, im Leben nach des Tages Last und Arbeit die reinsten Freuden empfangen zu haben:

Qui en mes soings, mes labeurs et mes peines
Me soulageoient, tout par cueur les disant,
Avec amys ou princes devisant,
Parmy lesquelz alors, en toute gloire,
De vos haultz noms il estoit faict memoire —

Da werden nun genannt: der blühende Molinet, der ernste Chastelain, der wohlredende Alain, die volltönenden beiden Greban, der anmutige Octavian und der gute Cretin „mit dem doppelsinnigen Verse“, alles Männer der alten Schule. In dieser, kurz vor dem Ende seiner Laufbahn (1543) den „alten gallischen Poeten“ von Marot dargebrachten Huldigung ist freilich die Fähigkeit des Dichters nicht zu verkennen, der nach der Natur seines Vorwurfs den Charakter seiner Dichtung bestimmt; andererseits aber ist dieses Gedicht, das zu den letzten Marot's gehört, ein Beweis, wie wenig er daran dachte, mit der alten litterarischen Ueberlieferung zu brechen, so sehr er auch für die neue Bildung empfänglich war und durch ihre Einflüsse bestimmt wurde.

Auch die *Elegien,* diese neue Gattung, welche Marot, inspiriert von Ovid, erst in der Litteratur eingebürgert hat, sind Episteln; aber poetische Liebesbriefe, die dem wechselnden Spiel froher und trüber Empfindungen des Liebhabers Ausdruck geben und auch von eigenen Erfahrungen und Erlebnissen berichten. Einen fremden Stoff behandelt Marot nur in seiner heroidenartigen Epistel Maguelonne's an Peter von Provence, einem Jugendwerke (I, 128). Die übrigen Elegien sondern sich hauptsächlich in zwei Gruppen, in Hinsicht auf die persönlichen Beziehungen, welche sie hervorgerufen haben.

Sie sind entweder an eine Geliebte (chere amie) oder an eine „verehrte Herrin“ gerichtet. Die ersten sind wirkliche Liebesgedichte. Im Mai des Jahres 1523 bietet der Dichter dem Gegenstand seiner Neigung zuerst sein Herz an (10. El.; II, 24). Ein edles Fräulein, das im Anfang nichts dawider hat, die Huldigungen des Dichters sich gefallen zu lassen und ihm selbst grössere Vertraulichkeiten gestattet (6., 7. El.; II, 19, 20), hat Marot's Herz in Liebe entbrennen lassen. Gleichwohl bewahrt die junge Dame noch eine gewisse Zurückhaltung und Marot klagt sie der Undankbarkeit und Sprödigkeit an (8. El.; II, 21). Dann, indem er vom höflichen „Ihr“ zum vertrauten „Du“ übergeht (15. El.; II, 32), spricht er nur die Bitte aus: „Lass mich, soll ich Dein Geliebter

nicht werden, Dein Diener sein, und sei Du meine Herrin!" Er fleht noch einmal um Erhörung und erwartet bestimmte Antwort (5. El.; II, 18); aber umsonst, im Mai 1524 verreist die Geliebte und überlässt den Dichter seinem „feurigen Sehnen" (2. El.; II, 10[1]).

Unterdes zieht Marot, Herbst 1524, mit dem König ins Feld, und berichtet nach der Unglücksschlacht von Pavia an die Geliebte über seine Schicksale (1. El.; II, 1). Nach seiner Zurückkunft die Liebeswerbungen wieder beginnend, ist Marot dem edlen Fräulein entschieden unbequem und gleichgültig geworden; sie sucht sich seiner zu entledigen, indem sie ihm gegenüber vorgibt, dass man im Sinne habe, sie zu verheiraten. Der Dichter muss ins Gefängnis, und es entsteht in ihm der schwarze Verdacht, dass ihn die Geliebte selbst denunziert habe:

Un jour rescriviz à m'amye
Son inconstance seulement,
Mais elle ne fut endormie
A me le rendre chaudement;
Car des l'heure tint parlement
A je ne sçay quel papelard,
Et luy a dict tout bellement:
„Prenez le, il a mengé le lard!"

So endet der Liebesroman traurig genug. Den Epilog dazu bildet eine neunte Elegie (14. El.; II, 29), welche die Absage an die Geliebte enthält. Marot macht hier seinem Zorn und seiner Entrüstung über die Tücke und Treulosigkeit der Dame in den kräftigsten Worten Luft und nimmt von dem „treulosen Weibsbild" (desloyale femelle) und der „listigen Buhlerin" (fine garce) auf immer Abschied.

Ein Verhältnis ganz anderer Natur liegt den an die „Herrin", an Margarete von Valois, gerichteten Elegien zu Grunde. Aus ihnen spricht die Gesinnung des Dieners, der zum Freunde und Vertrauten emporgerückt ist. Von einem wirklichen Liebeswerben kann hier nicht die Rede sein, und es ist nur eine poetische Fiktion, wenn der Dichter einmal

die „ehrenreiche Gebieterin“ als „Hirtin“ und sich als „Hirten“ vorzustellen beliebt (17. El.; II, 38), das war eine Abschweifung ins Gebiet der Ekloge, wie Marot ja auch Franz I. einmal als den Herrscher der Hirten unter dem Namen Pan verehrt (Eglogue au Roy, sous le nom de Pan et Robin, I, 38). Die Freude, mit einer poetischen Epistel von Margarete selbst beglückt worden zu sein, veranlasst die erste, an sie gerichtete Elegie (16. El.; II, 35):

Avec un mot qui a mis en repos,
Mon cueur estant travaillé de tristesse,
Quand me souffrez vous nommer ma maistresse.

In der Folge entsteht nun noch eine ganze Reihe von Elegien, die bisweilen eine harmlose erotische Färbung annehmen (z. B. 11. El.), oder in dem Tone der Vertrautheit erklingen, die einen Scherz gestattet, wie die Trostelegie über die Langweile, die der Gebieterin ein Alter gemacht hat (12. El.; II, 27), oder bald, bei ernsterem Leide, Worte des tröstenden Freundes enthalten. Er klagt im Namen Margaretens über die Treulosigkeiten ihres Gatten (18. u. 20. El.; II, 41, 46*), er sucht sie gegen verleumderische Angriffe im Gottvertrauen zu bestärken (19. El.; II, 42) und ihren Trübsinn zu verbannen mit einem Nemo ab omni parte beatus:

Mais vous, amye, avez en corps de dame
Un cueur viril pour vous oster de l'ame
Vostre douleur mieulx qu'autre creature
Ne que le temps, ne que mon escripture.

Wenn nun bisweilen die Fiktion der „Verliebtheit“ verwendet ist, so wird doch zugleich die Hoffnungslosigkeit dieser „Liebe“ betont (13. El.; II, 27). Wo Marot sich das Wort Freundin gestattet, steht gleich „Gebieterin“ daneben (11. El.:

*) In dieser Elegie sucht Margarete Trost bei ihrer Mutter Luise von Savoyen; denn, was die Möglichkeit angeht, einen Verehrer anzunehmen:

„L'occasion le conseille et le dit,
Mais avec Dieu honneur y contredict.“ —

Ma Maistresse et m'amye) oder das „Ma Dame et Maistresse“ (19. El.) nicht weit davon, und niemals erlaubt sich der Dichter das vertrauliche „Du“*).

Der unübertroffene Meister seines Zeitalters ist Marot im Sinngedicht: mag dasselbe nun Epigramm, Cimetière, Epitaphe, Rondel, Etrenne oder Blason heissen, der Name thut nichts zur Sache. Bald handelt es sich in einem Zehner oder Zwölfer um einen witzigen oder sinnreichen, in wenig Versen auszusprechenden Einfall, bald um die Nebeneinanderführung und in einer Spitze zusammentreffende Vereinigung zweier Widersprüche, oder, besonders im Rondel, um eine lyrisch gefasste Betrachtung und den Ausdruck einer Stimmung. Daneben gelingt ihm auch manche artige Schilderung und Charakteristik, vornehmlich in den Epitaphien.

Diese Sinngedichte bekunden die Vielseitigkeit der persönlichen Beziehungen des Dichters. Fürsten und Fürstinnen, hochstehende Beamte, Gelehrte und ihre weiblichen Angehörigen, Hofleute und Edelfrauen, Dichter, Künstler und Spielleute geben durch ihre Namen und Personen Adresse und Gegenstand dieser Sinngedichte her. Auch hier zeigt das Hervortreten der Persönlichkeit den Dichter durch den Einfluss der Renaissance berührt. Dass einige Ungezogenheiten mit unterlaufen, ist selbstverständlich, aber sie fallen für die Beurteilung des Ganzen, besonders wenn der Charakter des Zeitalters berücksichtigt wird, ebensowenig ins Gewicht, wie etwa ähnliche Unarten unter den Epigrammen Lessing's[12]).

Eine besondere Stellung nimmt die Gattung „Blason“ ein. Blason, ursprünglich ein heraldischer Ausdruck, unter dem man die technisch richtige Beschreibung eines Wappens verstand, bedeutete bei den Poeten jener Zeit die poetische Beschreibung eines Gegenstandes oder eines seiner Teile. So

*) Despériers hat seine Herrin mit „Du“ angeredet, aber er entschuldigt sich deswegen mit der Freiheit eines „Christenmenschen“: Si je vous dis icy ou *toy* ou *tienne*, ne vous soit grief; car liberté chrestienne si en dispense (vgl. Chenevière, a. a. O. S. 122).

unternahm Marot, insbesondere mit seinen Lyoner Freunden (1535), die „Blasons“ des „weiblichen Körpers“ zu schreiben, bei welchem Wettkampf Marot mit seinem Blason du Tetin den Preis davontrug.

Auch der *Coq à l'asne*, der eine Fortleitung der älteren „Fatras“ (s. o. S. 46) und nicht erst von Marot erfunden ist*), war eine Aneinanderreihung von satirischen Einfällen, die miteinander keinen wirklichen Zusammenhang bilden und gleichsam unausgegorene Epigramme sind. Sie sind besonders gewürzt durch verdeckte und offene Angriffe gegen die katholische Geistlichkeit und die Sorbonne[13]).

Ein Teil seiner Lieder (Chanson), in denen ihm der Ausdruck einer frohen Stimmung nicht selten gelingt, ist auch epigrammatisch zugespitzt; das gilt selbst für die älteren Balladen, die oft nur auf einem Einfall stehen; die echte lyrische Stimmung ist aber seiner verständigen Natur meist fern geblieben[14]).

Marot ist nicht ein bahnbrechender Neuerer gewesen. Er weiss die herrschenden Richtungen auf sich wirken zu lassen und sich mit ihnen abzufinden, unternimmt aber nicht die Rolle eines Führers in bisher unbetretene Gebiete. Selbst in Hinsicht auf die poetische Form ist das Lob Boileau's, dass Marot „ganz neue Bahnen der Poesie eröffnete“, vollständig unverdient; denn im Technischen des Verses hält er sich auf den Spuren der Vorgänger; er beobachtet beispielsweise nicht die regelmässige Abwechslung weiblicher und männlicher Reimpaare. Er geht nicht dem Enjambement aus dem Wege und folgt nur darin Le Maire, dass er die „coupe féminine“ meidet (s. o. S. 73) und selbstverständlich auch die nach der Cäsur stehende überschüssige Stelle nicht mehr zulässt. Auch den Hiatus innerhalb des Wortes meidet er nicht. Ist also keine wesentliche Verbesserung oder Aenderung der französischen Verstechnik auf Clément Marot zurückzuführen,

*) Vgl. Picot, Sottie en France (S. 6), wo nachgewiesen wird, dass der Coq à l'asne schon bei Eustorg de Beaulieu (Les divers Rapportz; Lyon 1537) im Jahre 1530 vorkommt.

so hat dennoch keiner vor ihm besser den Geist und Mechanismus des französischen Verses erfasst. Seine Vorliebe gehört dem alten heroischen Verse von zehn Silben, „der in seinen beiden ungleichen Hälften mit seinem bequemen und doch behenden Gang für den Ton Marot'scher Dichtung ausserordentlich sich eignet“ (Sainte-Beuve). Der Alexandriner zeigt sich bei Marot ebenso selten, wie bei seinen Zeitgenossen*). In den alten Reimkünsten hat er sich so gut wie seine Vorgänger versucht und überhaupt den leoninischen Reim bevorzugt[15]).

Clément Marot ist der einzige Poet des 16. Jahrhunderts, der sich ununterbrochen in der Gunst und Wertschätzung seines Volkes bis auf die neueste Zeit gehalten hat; selbst das unmittelbar auf ihn folgende Geschlecht hat ihn gelten lassen; das klassische Zeitalter hat ihm durch den Mund Rapin's, Lafontaine's, Boileau's das höchste Lob erteilt, und auch in dem 18. Jahrhundert hat die Erinnerung an seine Dichtungen sich lebendig erhalten. Denn die Poesien Marot's sind nicht allein die unverfälschte Wiedergabe gewisser, sein Zeitalter beherrschender Stimmungen, sondern sie sind von dauerndem nationalen Gehalt, als der echte Ausdruck bleibender, im französischen Wesen haftender Eigenschaften. Aus diesem Grunde ist die Dichtung Marot's auch ausserhalb der Litteraturgeschichte in lebendiger Wertschätzung und dem unmittelbaren Genuss zugänglich geblieben.

3.

Als das anerkannte Haupt der Schule, als „Vater der französischen Dichtung“, war Clément Marot aus dem Leben geschieden; mancher der Altersgenossen hatte sich mit Stolz als seinen Schüler bezeichnet, aber selbst die aufstrebende Jugend des nachfolgenden Geschlechts tastete seinen Ruhm nicht

*) In einigen nach Petrarca übersetzten Sonetten hat Marot auch in dieser italienischen Form gedichtet.

an und erklärte den stolzen Wahlspruch des Dichters — la mort n'y mord — mit dem darin enthaltenen Anspruch auf Unsterblichkeit für echt und gerecht.

Die Grabschrift Du Bellay's, Jahre nach dem Tode des Betrauerten gedichtet, hat dieser Stimmung in warmer und uneingeschränkter poetischer Lobrede Ausdruck gegeben:

Si de celuy le tombeau veux sçavoir
Qui de Maro avoit plus que le nom,
Il te convient donc les lieux aller voir
Où France a mis le but de son renom;
Qu'en terre soit, je te respons que non!
Au moins de luy c'est la moindre partie.
L'ame est au lieu d'où elle estoit sortie;
Et de ses vers, qui ont domté la mort
Les Sœurs luy ont sepulture bastie
Jusques au ciel; ainsi: la Mort n'y mord.

Keiner in Wahrheit hat sich dem Einflusse Marot's entzogen: nicht die Poeten des Hofes und nicht die dem Hofe ferner stehenden Männer, welche durch den Geist des wiederbelebten Altertums die überlieferten Formen der vaterländischen Poesie zu verjüngen und zu erneuern gedachten. Ihnen allen erscheint Marot als Vorbild und Muster. Bestätigung erhält diese Thatsache durch die lange Reihe von Namen in der Epistel Fripelippe's, welche gleichsam ein Verzeichnis von Marot's Freunden und Genossen bringt; ausserdem kargen weder die befreundeten Poeten untereinander noch der Meister mit dem Lobe und gegenseitiger Anerkennung.

Von diesen Freunden seien noch einmal Charles Fontaine und Hugues Salel genannt. Der erste, ein eifriger Jünger und Verteidiger Marot's auch über das Grab hinaus, der andere ein Landsmann und ihm wohlgesinnter Genosse.

Charles Fontaine [16]) war 1515 zu Paris geboren. Sein Vater war Kaufmann, wohnte auf der „Insel“ gegenüber von Notre-Dame, liebte die Wissenschaften und verkehrte gern mit Gelehrten. Charles erhielt eine gute Erziehung, er besuchte das „Königliche Kolleg“ und war Schüler von Danès (s. o.

S. 13). Man hatte vor, ihn zum Juristen zu machen, aber er zog, sich auf das Beispiel Ovid's berufend, die Dichtkunst als Lebensberuf vor.

Er tritt zuerst als begeisterter Anwalt Marot's vor die Oeffentlichkeit (s. o. S. 128) und bezeichnet sich mit Stolz als dessen Schüler. In seinen jungen Jahren überträgt er die „poetische Kunst“ des Horaz ins Französische und beteiligt sich in seiner „Gegengeliebten des Hofes“ (1543) an einem litterarischen Streit über die Liebe, in seiner Theorie den gut bürgerlichen Standpunkt vertretend (s. u. S. 168).

Sonst ist seine Dichtung eine persönliche wie die Marot's und seiner Schule. Seine erotischen Poesien sind teils seiner ersten Gattin Margarete, die er in Lyon kennen gelernt, gewidmet, teils seiner zweiten Frau (1544), die er unter dem Namen „Flora“ besingt. Fontaine ist von einem innigen Familiengefühl beseelt. Das Beste, was er geschrieben, fliesst aus dieser Quelle: die Elegie auf seine verstorbene Schwester und das in volkstümlichen Strophen gefasste Gedicht an seinen kleinen Sohn*). Seine übrigen Poesien zeichnet nur ein leichter Gedankenfluss aus und eine klare, natürliche Sprache; Hervorbringungen eines originalen Geistes sind diese „Bäche der Quelle“ nicht. Unter diesem Titel hat der Dichter eine Sammlung seiner Episteln, Elegien, Epigramme (Ruysseaux de Fontaine, Lyon 1555) veröffentlicht.

Eigentlicher Hofdichter ist Fontaine nicht geworden. Er hat allerdings sich frühzeitig um die Gunst des Königs beworben: die Hoffnung, bei Renée de France freundliche Aufnahme zu finden, hatte ihn eine Reise nach Italien machen lassen, und noch zuletzt suchte er bei Franz I. und Königin Margarete sich wieder in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Als Uebersetzer einzelner Werke Ovid's, Lactanz', Auson's, Artemidor's verfolgte Fontaine den in seiner Jugend zuerst betretenen Weg weiter, zugleich seinen Anspruch, unter die

*) Es ist dieselbe Strophe, in der Jean Marot (s. o. S. 97, Anm.) und auch Rabelais gedichtet haben.

gelehrten Poeten gerechnet zu werden, damit sicher begründend. Als aber Du Bellay einen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit einzuleiten gedachte, und die älteren Hervorbringungen der französischen Dichtung für veraltet erklärte und als abgethan betrachtet wissen wollte, hat Fontaine im Quintilian Censor (1550) hiergegen Einspruch erhoben und die Alten gegen die Neuerer zu verteidigen gesucht; doch hindert ihn dieser Protest nicht, später selbst ins Lager der Gegner zu gehen; denn er war so gut wie sie von der Geistesströmung seiner Zeit erfasst worden. Es ist daher nicht zu verwundern, dass er in der zweiten Hälfte seines Lebens mit den Mitgliedern der klassischen Schule in gutem Einvernehmen steht und, im höheren Odenstile dichtend (Ode auf Lyon, 1556), seiner „Musette“ Melodien entlockt, die mit der Tonart der Plejade harmonieren. Fontaine lebte lange genug, um die Erfolge des Classicismus auch auf sich wirken zu lassen, da sein Tod nach 1588 fällt.

Von wärmeren Strahlen der Sonne königlicher Gunst beschienen war *Hugues Salel*[17]), der Homerübersetzer (s. o. S. 17). Er stammte wie Marot aus Cahors*) und war mit Fontaine befreundet (in einer „Eglogue marine“ des letzteren treten Salel und Fontaine als „Schiffer“ auf und wetteifern mit gegenseitiger Lobeserhebung. Der König hatte Salel zum Abt von Chéron (bei Chartres) ernannt. In einer „Eglogue marine“ beklagt Salel in der Person Mellin's de Saint-Gelais und Brodeau's den Tod des Dauphins (1536); er schrieb eine „Chasse Royale“, die die Verfolgung des Ebers Zwietracht schildert (1540); auch im Sonett und in Terze Rime (Chapitre) hat Salel sich versucht. Seine freundliche Gesinnung für Rabelais bezeugt das dem Pantagruel zu Ehren gedichtete Dizain. Nach dem Tode Franz' I. zog Salel sich in seine Abtei zurück; auch ihm begegnet die Plejade mit Achtung,

*) Vgl. Marot (Des Poëtes fr. III, 71):

Quercy, Salel, de toy se vantera
Et (comme croy) de moy ne se taira.

und ein Mitglied derselben, Olivier de Magny, ist sein Freund und Herausgeber seiner nachgelassenen Werke geworden.

Der letzte, wirklich begabte Fortsetzer der Richtüng Marot's war *Mellin de Saint-Gelais*[18]), der natürliche Sohn Octavien's, des Bischofs von Angoulême. Während Mellin dem Studium der Rechte in Padua und Bologna sich widmete, fand er Gelegenheit, die italienischen Dichter kennen zu lernen und ihre Darstellungsart auf sich wirken zu lassen. Später gelangte er an den Hof Franz' I., wo er Marot schon als eine litterarische Berühmtheit antraf und zu ihm in freundliche Beziehungen getreten ist*). Zum Abt von Notre-Dame de Reclus (bei Troyes) ernannt, Almosenier des Dauphins und späteren Königs Heinrich II., Bibliothekar der königlichen Büchersammlung zu Fontainebleau, wurde Mellin, mehr von Hof begünstigt als irgendeiner seiner „Brüder in Apoll", das Urbild der aus der französischen Hofgesellschaft und Litteratur, solange die alte Monarchie stand, nicht verschwindenden schöngeistigen und galanten Abbés.

Denn sein geistlich Amt war für ihn kein Hindernis, sondern eher eine Aufforderung, in seinen Dichtungen frei

*) Bei dem Kampf mit Sagon soll sich der Abt und Höfling zurückgehalten haben, doch schreibt Marot während seiner Verbannung von ihm (1535):

> O Sainct-Gelais, creature gentile,
> Dont le sçavoir, dont l'esprit et le stile
> Et dont le tout rend la France honnorée,
> A quoy tient-il que ta plume dorée
> N'a faict le sien? (blason) ce mauvais vent qui court
> T'auroit-il bien poulsé hors de la court?
> O roy Francoys, tant qu'il te plaira perds le
> Mais si le perds, tu perdras une perle — —

Vgl. auch das 81. Epigramm (III, 36), vielleicht die Antwort Marot's auf den ihm von Mellin übersandten Coup d'essai Sagon's. Später schrieb Mellin, um Marot an seinem Gegner zu rächen, die „Ballade du Milan et du Chat".

den Eingebungen einer übermütigen und bisweilen leichtfertigen Laune zu folgen. Gerade das Geistliche musste ihm oft durch die Gegenüberstellung des Profanen für die Pointierung des Gedankeninhalts herhalten in jenen kleinen Poesien, die durch die Veranlassung einer galanten, nicht ernst gemeinten Liebelei hervorgerufen waren. In die zierlichen Psalmen- und Gebetbücher der Hofdamen schreibt Mellin die „creature gentile“, seine artigen Verschen; die Heiligen verhelfen ihm häufig zu witzigen Einfällen, in die er seine verliebten Seufzer einkleidet. Er keucht unter des Knaben Amor Last, wie Sankt Christoph unterm Jesusknaben (S. 138); in einem „Zehner“ verlangt er von seiner Dame, zum Palmsonntag möge sie ihn von seinen Herzensqualen erlösen, weil an diesem Tage die sehnenden Seelen aus „der tiefen Hölle“ befreit würden (S. 172). Bei anderen Veranlassungen geht Mellin noch weiter in der Verwendung geheiligter Anlässe und Uebungen für seine vornehmlich auf Kontrastwirkungen ausgehenden Gelegenheitsverse*). Denn er ist vor allem der Improvisator und Gelegenheitsdichter:

*) Vgl. Escrit dans le Psautier d'une demoiselle (S. 70) und besonders das für einen geistlichen Würdenträger auffällige Sonett (faict apres le sermon du iour de la Trineté à Esclairon 1548):

Je suis ialoux, je le veux confesser,
Non d'autre Amour qui mon cœur mette en crainte,
Mais des amis de la parolle saincte
Pour qui j'ai veu Madame me laisser.

Je commençois à propos luy dresser
Du jeune archer, dont mon ame est atteinte
Quand s'esloingnant de moy et de ma plainte
A un prescheur elle alla s'adresser:

Qu'eusse-je faict, fors souffrir et me taire?
Il devisa du celeste mistere,
De trois en un, et de la passion;

Mais je ne crois qu'elle y sceust rien comprendre,
Quand l'union de deux ne sait apprendre
Ny de ma Croix avoir compassion.

Car un petit sonnet qui n'a rien que le son,
Un dizain à propos, ou bien une chanson
Un rondeau bien troussé avec une ballade
(Du temps qu'elle couroit).

Mit diesen Worten seines späteren Angreifers*) könnte man Umfang und Inhalt von Mellin's Dichtungen im ganzen zutreffend bezeichnen. Sie finden ihre Inspiration „in den tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens". Hier versteht er es ausgezeichnet, unbedeutende Dinge oder eine Neuigkeit der Mode von der „pikanten" Seite zu fassen, und ohne viel Umschweife die Wendung zu einem artigen Kompliment zu finden. Auf diese Weise entstehen Mellin's Rondels, Epitaphien, Epigramme, Zehner, Zwölfer, Lieder und andere Kleinigkeiten**). Balladen kamen während seiner Zeit ausser Mode, doch hat Mellin noch einige gedichtet; die Zahl seiner Elegien, Episteln und Lieder ist nicht beträchtlich. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien unter der anspruchsvollen Bezeichnung „Oeuvres" 1547 zu Lyon. Auf den hundert Seiten dieses Bändchens sind einzelne längere Arbeiten zu finden, so die „Beschreibung Amor's" (Description d'Amour) nach Bembo, in der Form der italienischen Capitoli (Terze Rime). Den Italienern entlehnt Mellin ferner das Madrigal. Das Sonett wird bei Saint-Gelais in der französischen Dichtung zuerst selbständig, denn Marot's Sonette waren Uebersetzungen. Eine Anzahl von Uebertragungen und Nachbildungen griechischer und lateinischer Poesien fehlen selbstverständlich nicht in dem Verzeichnis seiner Werke. Epigramme der griechischen Anthologie, Ovid, Claudian, Catull, der Neulateiner Joh. Secundus haben Saint-Gelais zu Nachdichtungen veranlasst. Auch eine Paraphrase von Bion's Klage über den schönen Adonis und eine Bearbeitung des vierten, fünften und sechsten Gesangs des „Rasenden Roland", (Genièvre) ist vor-

*) Joachim Du Bellay: Poete courtisan.

**) Vgl.: D'un bracelet de cheveux (S. 27), D'un œil, douze baisers gaignés au jeu (S. 32) u. dgl. m.

handen. Ferner ist Trissino's Sofonisba von Saint-Gelais in französische Prosa übertragen worden und zu Blois (1554) vor der Königin Katharina zur Aufführung gelangt. In der That scheint der Dichter noch mehr unter Heinrich II. als unter Franz I. hohe Gunst genossen zu haben. Für die Maskeraden und ritterlichen Festlichkeiten des Hofes hatte er die erforderlichen Verse zu schreiben. So verfasste Saint-Gelais zu der Feier einer Doppelhochzeit (1556) am Hofe zu Blois die „Ausforderungen“ (Cartels). Sechs fremde Ritter erscheinen, die erfahren haben, dass in Frankreich alle Waffenbrüder Proben ihrer Kraft und Tüchtigkeit abzulegen berufen sind, auch sie haben sich zu diesem Wettstreit eingefunden:

Pour honnorer la Royalle Maison
Où tant d'honneurs virent en leur saison:
Si ont conclu d'ensemble en lice entrer,
Si tant vous plaist, mes Dames impetrer
Pour eux du Roy, et contre tous venans,
Estre chascun quatre coups soustenans — —

Mandricardo, Rinaldo, Ruggier, Sacripante, Orlando, Astolfo heissen diese Ritter, deren Namen schon eine der italienischen Bildung erwiesene Huldigung bedeuten.

Saint-Gelais, Marot an Wissen weit überlegen, steht als Poet tief unter ihm; ihm fehlt Marot's frische Natürlichkeit und Einfachheit, und obwohl seine Sprache korrekt und flüssig ist, bleibt er doch nicht frei von jener Geziertheit und Hinneigung zur Subtilität und zu witzigen Einfällen und Vergleichen, die in Italien zuerst sich geltend macht. Einzelne seiner Sonette dürfen schon als Muster preziosen Stils gelten. Saint-Gelais war ein Mann von vielseitiger Begabung*); im Besitz des gelehrten Wissens und der gesellschaftlichen Vollkommen-

*) Fontaine (Quint. Hor. S. 208): Monsieur de Saint-Gelais, qui compose, voire bien sur tous les autres, vers lyricques, les met en Musicque, les chante, les joue, et sonne sur les instruments: — — Voire bien davantage est il Mathematicien, Philosophe, Orateur, Jurisperit, Medecin, Astronome, Theologien, brief *Panepisthemon*.

heiten eines vornehmen Italieners aus dem Zeitalter Castiglione's*) stand er auf der Höhe der Bildung der italienischen Renaissance, der es schon gelungen war, die Schätze des Humanismus für den gesellschaftlichen Kleinverkehr zu verarbeiten und auszumünzen. Hier wurde der gelehrte Pedant schon dem Spotte preisgegeben**), in Frankreich dagegen erzeugt eine noch junge Begeisterung fur die guten Wissenschaften jenes „urkräftige Behagen“ an der Gelehrsamkeit, das ihrer nicht ersättigt werden kann und in ihr gleichsam lebt und webt, und die Furcht, pedantisch zu erscheinen, noch nicht kennt: dieser kraftvolle französische Humanismus, dem italienischen an Leistungsfähigkeit weit überlegen, im Begriff, auch in der nationalen Dichtung die Herrschaft an sich zu reissen, wurde Saint-Gelais' Stellung bedrohlich. Konnte man seine Poesien nicht in der Verurteilung der altmodischen „Gewürzkrämerwaren“ mit einbegreifen, so verzieh man ihm doch nicht die Gehaltlosigkeit derselben, man beneidete ihm seinen, ohne „den Schweiss, den die Götter vor die Tugend gesetzt haben“, gewonnenen, mehr gesellschaftlichen als litterarischen Ruf; er wurde selbst bei Hofe bekämpft und sah sich veranlasst, in die lateinische Poesie sich zurückzuziehen. Man gestand dann zu, dass „er kleine Blumen, nicht aber Früchte von Dauer hervorgebracht, Artigkeiten, die von Zeit zu Zeit durch die Hände der Herren und Frauen des Hofes gingen“ (Pasquier***). Später hat auch Saint-Gelais, nachdem er sich durch einige boshafte und spöttische Epigramme gerächt hatte, mit der neuen Schule Frieden geschlossen. Als Ronsard (1554) sein „Bocage Royal“ veröffentlichte, schickte Mellin ihm ein anerkennendes Sonett, das seinem Stil nach ebensogut von einem Jünger Ronsard's geschrieben sein konnte, und in dem Ronsard mit stolzem Lobe gefeiert wird:

*) Jacques Colin's Uebersetzung von Castiglione's Cortegiano wurde von Saint-Gelais durchgesehen, verbessert und herausgegeben (1538).

**) z. B. bei P. Aretino: Il Marescalco. Es handelt sich hier natürlich um humanistische Pedanten.

***) Recherches de la France: VII, 5.

Quant il te plaist, tu esclaires et tonnes;
Quant il te plaist doucement tu resonnes,
Superbe au ciel, humble entre les bergiers.

Als Saint-Gelais starb (1558), hatte eine gänzliche Annäherung sich vollzogen, und Ronsard und seine Freunde bestreuten das Grab des Hofpoeten reichlich mit den Blumen poetischer Lobrede.

Auch *François Habert*, der unermüdlichste Vielschreiber[19]) seiner Zeit, durchlebte die eintretende Umwandlung des poetischen Geschmacks. Im Gegensatz zu *Mellin* bestrebt sich dieser Hofpoet vornehmlich, in seinen Schriften der Religion und Sittenlehre zu dienen. Gebürtig aus *Issoudun* in *Berry*, war *Habert* ursprünglich Jurist. Er hat in seiner Vaterstadt eine Zeitlang als Advokat seinen Unterhalt gesucht, doch sein unbezwinglicher Drang zur Dichtkunst lässt sie sein Lebensberuf werden. Er findet Zugang am Hofe Franz' I. und dient nach dem Tode dieses Monarchen Heinrich II. als amtlich anerkannter Hofdichter. In den Jahren 1540—1560 bedenkt Habert die Oeffentlichkeit mit zahlreichen Hervorbringungen seiner Feder. Als Hofpoet ist Habert der Gegenfüssler Mellin's de Saint-Gelais. Diese beiden ergänzen einander. Mellin sorgt für die Ansprüche der Leichtfertigen und nach Zeitvertreib Begierigen, Habert für die ernsteren Bedürfnisse der Belehrung und Erbauung Suchenden, zumal der erlauchten Frauen. Mellin vertritt bis zuletzt den Scherz der Schule Marot's, Habert ihren Ernst. Sie sind *bei Hofe* die letzten Vertreter des Uebergangsstiles, wie Jean Bouchet in der *Provinz* der letzte hervorragende „Orateur". Beide waren von der neuen Zeit beeinflusst; Mellin folgt vorzugsweise den neueren Italienern, aber auch Habert ergibt sich humanistischen Studien. Habert schreibt Rondele, Balladen, Epigramme (Zehner), Visionen, Allegorien, wie es seine Vorgänger gethan, aber er kultiviert zugleich die mythologische Erfindung. Er ist auch Verkünder einer Lehre von der vollkommenen Liebe und huldigt endlich dem Altertum durch zahlreiche Uebertragungen klassischer Autoren. Als er, nach alter Weise

seiner Vorgänger, sich einen Beinamen wählte, erneuerte er den Meschinot's und nannte sich „le Banni de Lyesse", weil er vom Missgeschick vielfach verfolgt war. Als Wahlspruch erkor er: „Fy de Soulas". Mit seinen ersten Gedichten, Episteln, Rondels, Grabschriften trat Habert 1540 vor die Oeffentlichkeit. In diesen „Visionen" findet sich auch die Beschreibung einer Fahrt des Dichters nach der Unterwelt; in den elysäischen Gefilden werden die Poeten aufgesucht; Virgil belobt Habert, der dagegen auf Marot als den Einzigen, der verdiente, von Virgil gepriesen zu werden, hinweist. Die versammelten Dichter lassen Habert bei einem Festmahl in ihrer Mitte Platz nehmen. Auch anderwärts bedient Habert sich gern mythologischer Fiktionen: im Streit zwischen „Tod und Cupido" (1541), im Urteil des Paris (1541), in der Kontroverse von Venus und Pallas (1542), in der „neuen Pallas" und der „neuen Juno" (Lyon 1547) und anderen Poesien. Diese Erfindungen sind meist moralischer Unterweisung und sittlichen Zwecken dienstbar. Die „neue Pallas" und die „neue Juno", Gedichte, die Katharina von Medici, der Dauphine, gewidmet sind, enthalten ausser dem Lobe der Fürstin, vor allem religiöse Ermahnungen und sittliche Belehrungen. Der Kampf zwischen Venus und Pallas ist der Kampf zwischen Laster und Tugend. In dem Klagegedicht auf den Kanzler Du Prat, das die seit jener Zeit gebräuchliche Einkleidung eines Hirtengespräches (Eglogue) hat (1545), findet sich angefügt „eine moralische Auslegung der Mythologie der Alten, dass sie nämlich Venus als Göttin der Schönheit geachtet, Juno des Reichtums und Pallas der Gelehrsamkeit".

Frei von mythologischen Bestandteilen, ein allegorisches Lehrgedicht im alten Stile ist dagegen die „Reise des Reichen" (1543), die den Satz „Contentement passe Richesse" zum Teil in Form eines Gesprächs zwischen dem „Reichen", „Klugheit", „Barmherzigkeit" und „Zufriedenheit" auszuführen sucht. Am Schluss einer Reise findet der „Reiche" „Zufriedenheit" in einer Einöde; hier wohnt sie, allein von Tieren und Hervorbringungen der Natur umgeben, denn die Welt ist

glücklich überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Das Gedicht ist Magdalena von Savoyen und ihrem Gatten, dem Connétable von Montmorency gewidmet.

Auch der „Tempel der Keuschheit" (Temple de Chasteté, 1549) ist eine moralisierende Allegorie. Ein junger Mann wird in der Lesung von Marot's „Tempel Cupido" von einem Unbekannten unterbrochen; dieser erzählt ihm von einem Tempel, der eine würdigere und schönere Wohnstätte sei, und erweckt in dem Jüngling den brennenden Wunsch, diesen Tempel kennen zu lernen. Der Ort wird gesucht und gefunden, „Beharrlichkeit" führt den Jüngling ein, „Keuschheit" begrüsst und behält ihn bei sich und trägt ihm von ihrem Ursprung vor, von ihrem Aufenthalt bei den ersten Menschen im Paradiese, von dem Sündenfall und den Folgen desselben; sie berichtet von der Herrschaft des Götzendienstes und von der Erlösung durch Jesum Christum und schliesst mit einer geistlichen Moralpredigt, die den Jüngling ganz der Sittsamkeit gewinnt, ihn zu einem begeisterten Verehrer und Anhänger „Ehelicher Keuschheit" macht.

Die letzten zehn Jahre (1551—1561) litterarischer Thätigkeit des „aus dem Reich des Frohsinns Verbannten" fallen in eine Zeit, in welcher die neue Dichterschule zur Herrschaft gelangt; der „Dichter des Königs" bleibt von derselben nicht unberührt, er wendet sich besonders den Lateinern zu; wie einst Marot für Franz I., überträgt er (seit 1551) für König Heinrich II. die Metamorphosen Ovid's in französische Verse, deren fünfzehn Bücher allerdings erst 1574 veröffentlicht worden sind; zugleich übersetzte Habert den neulateinischen Poeten *Philipp Beroald*, aus Horaz die „Sermons satiriques" (1551) und die Vierzeilen Cato's (1552). Auch in seinem letzten umfangreicheren Werke, in den „Verwandlungen Cupido's" (1561), liess er sich von klassischer Inspiration leiten, indem er hier nach dem Vorgang des Neulateiners Nikolaus Brizard die Wandlungen des Liebesgottes in allerlei menschliche und tierische Gestalten und Gegenstände, in Pandora, in eine Eule, in herbstliche Früchte u. s. w. in seinen Versen

darstellte. Wie Mellin hatte er am Ende seiner Laufbahn an der lateinischen Poesie einen Rückhalt.

Endlich noch eine wenig erfreuliche Erscheinung, *Michel d'Amboise* (um 1500—1556), der natürliche Sohn eines angesehenen Mannes, des Admirals Charles d'Amboise (gestorben 1511). In Italien geboren[20]), kam Michel früh nach Frankreich, und er hat insofern einige Aehnlichkeit mit Marot in seinen Lebensschicksalen, als er auch die Schlacht bei Pavia mitgemacht und zweimal im Chastelet gefangen gesessen hat.

Er hat nach dem Vorgang Bouchet's sich den Namen „Esclave Fortuné" (der vom Schicksal heimgesuchte Sklave) beigelegt und beklagt in seinen Episteln, Rondels u. s. w. vielfach seine eigenen bedrängten Umstände. In einer Epistel wendet er sich an Margarete von Navarra um Hilfe, denn er hat für sie eine Uebersetzung der Schrift des Laurentius Valla „De Libero arbitrio" verfasst. An dem poetischen Wettkampf der Freunde Marot's hat er sich mit dem Blason de la Dent beteiligt (Blason du Corps feminin).

5. Kapitel.

Lyon und der Hof Margaretens.

1.

Selbst Marot's leichtbeschwingte Muse war durch die Schule der Bildungserneuerung und Reformation gegangen; kein Wunder daher, dass innerhalb derselben zehn Jahre, in deren Verlauf die beiden Werke erscheinen und wirken, welche die Bewegung der Geister am nachdrücklichsten litterarisch offenbaren und fördern, dass in der Epoche der „Christenlehre" und der „Gargantua" auch die eigentliche Dichtung von neuen Gedanken erfüllt wird. In Wahrheit scheint es, als ob der alte Stamm der französischen Poesie noch einmal frische, grüne Zweige treiben sollte: die alten Formen suchen sich einen neuen, besseren Inhalt zu geben.

Der Hof Margaretens und das reich entwickelte Geistesleben der Stadt Lyon sind die beiden Brennpunkte dieses Strebens. In Lyon bildet sich eine Art Schule, an deren Spitze Maurice Sceve und Heroet stehen. Diese Stadt hat die hervorragendste Stellung in der Geschichte des geistigen Lebens dieser Zeit eingenommen. Schon lange waren die Bürger von Lyon durch Betriebsamkeit und Unabhängigkeitssinn ausgezeichnet. Früher als in der Hauptstadt des Landes wurden hier die Ideen der Renaissance willkommen geheissen und waren heimisch geworden; die Reformation fand hier einen schon vorbereiteten und günstigen Boden [1]. Für die Aufnahme des Humanismus waren die von alters her zu Italien,

zu Venedig, Genua, Florenz und den Lombarden, bestehenden Beziehungen ungemein förderlich. Eine wohlhabende und angesehene italienische Kolonie vermittelte nicht allein den Handel, sondern auch den geistigen Verkehr. Die Akademie *Fourvière* zu Lyon war die früheste Pflegestätte der „guten" Wissenschaften in Frankreich. Der Buchdruck hatte hier einen ungemeinen Aufschwung genommen. Man zählte in dieser Epoche über siebzig Drucker, darunter Männer wie Sebastian Gryphius (Greyf), Jean de Tournes, François Juste, die ihren Namen unauflöslich mit der Geschichte der Bildung und der Wissenschaften verbunden haben, die Freunde der Dolet, Rabelais, Despériers. Die Lyoner Pressen versehen in Frankreich vornehmlich den Dienst des wissenschaftlichen Fortschritts und der Bildungserneuerung*). So wurde Lyon ein Mittelpunkt des geistigen Lebens. Es ist der Ort, wo sich die beste Gelegenheit bietet zu persönlichem Verkehr und Austausch der Gedanken zwischen Gelehrten, Staatsmännern, Dichtern und Schriftstellern, die von dem Geiste der wissenschaftlichen Renaissance ergriffen waren und den neuen Ideen auf dem Gebiete des Glaubens zugänglich sind. Der Hof hält sich hier wiederholt auf. Der König ist oft genötigt, den „unendlichen Schatz" des Kapitals von Lyon für seine Unternehmungen um Hilfe anzugehen**).

Auch ein gesellschaftlicher Sammelpunkt für die der neuen

*) Fontaine (Ode de l'antiquité et excellence de la Ville de Lyon 1557):

Lyon fait ouvrages divers
Ouvrages premier *Italiques*
Prenant origine des vers,
Maintenant ouvrages Galliques —.

Andere Zeugnisse bei Barth. Aneau, Marot, Peletier.

**) Peletier sagt (Ode à Louise Labé):

J'ai vu l'écrin dont les Rois qui conduisent
Leur grand armée, à leur besoin epuisent
Un infiny thresor.

Bildung Gewonnenen wird diese blühende Stadt. Denn nirgends auch zeigen die Frauen mehr Geschmack und Verständnis für die Künste und „guten“ Wissenschaften, und wagen es, selbst in das Studium der klassischen Schriften sich zu versenken.

Ueber Lyon gelangten, wie bemerkt, zuerst die litterarischen, wissenschaftlichen und philosophischen Ideen aus Italien nach Frankreich. Petrarkismus vor allem und Platonismus halten über diese Stadt, die jeder berührte, der nach Italien ging oder von dort kam, ihren Einzug ins Königreich.

Ein Bürger von Lyon, *Maurice Sceve*[2]), ist der Entdecker des vorgeblichen Grabes von Petrarca's Laura zu Avignon (1533). Dasselbe wird zu einer geweihten Stätte, und es ist ein bemerkenswertes Zeichen, dass eine zuerst der italienischen Renaissance*) vertraut gewordene Anschauung auch in Frankreich aufkommt, die Anschauung nämlich, dass nicht allein ein durch die Uebung gottgefälliger Werke erzielter und an den Gnadenschatz der Kirche abgelieferter Ueberschuss den Anspruch auf Heiligkeit oder irdische Unsterblichkeit begründet, sondern dass auch der Glorienschein poetischer Verklärung und litterarischer Verdienste den Menschen verewigt**) und ihm einen Manenkult stiftet. Selbst König Franz hat das Grab Lauren's aufgesucht und dem Andenken der Geliebten Petrarca's ein poetisches Opfer dargebracht. Bei Hofe war Petrarca überhaupt sehr in Aufnahme gekommen***). Sceve lässt sich besonders den Kult seiner Dichtung angelegen sein. Bald wird auch von dieser Seite her auf Form und Inhalt der französischen Liebeslyrik entscheidender Einfluss geübt.

Schon das Mittelalter hatte, trotz der Derbheit und dem

*) Vgl. Burckhardt: Kultur der Ren. I, 2. Abschn., 3. K. (Der moderne Ruhm).

**) In Italien findet sich diese Anschauung schon bei Dante (Inf. XV, 85), der zu Brunetto sagt:

M'insegnavate come l'uom s'eterna.

„Ihr lehrtet mich, wie der Mensch die (irdische) Unsterblichkeit erlangt.“

***) s. M. de Saint-Gelais: Sonnet mis au Petrarque de feu Mr. le Duc d'Orléans (S. 83).

offenbaren Cynismus seiner Novellen und Verserzählungen eine erotische Dichtung besessen, welche das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander doch nicht bloss naturalistisch auffasste und nicht allein die physiologische Motivierung gelten liess. Neben der derberen Auffassung her ging dies Streben nach Verfeinerung, welches das Weib über die niedrige Stellung emporhob, die ihm die mittelalterliche Erzählungslitteratur und zugleich die theologische Wissenschaft — femina est mas occasionatus*) — angewiesen hatte.

Nicht so sehr die Vertiefung der geistigen und gemütlichen Beziehungen ergab sich hieraus, vielmehr eine äussere Veredelung der Verkehrsformen: wie der Brauch gesellschaftlicher Sitte rohe Unbildung und derben Naturalismus besiegt und läutert, so wird der Verkehr der Liebe gewissen äusseren Bedingungen, die das Gesetz der Galanterie bilden, unterworfen. Dem Schein nach erhält die Frau das Recht der Gebieterin, in Wahrheit bleibt sie im Bereich männlicher Launen, ohne eigenen Willen, ein Spielzeug, das aber zart und vorsichtig behandelt wird. Es wird festgesetzt, dass die Gunst der Geliebten schwer zu erlangen und zu behaupten ist, denn der Bewerber soll vorher eine Reihe äusserlicher, teils gesellschaftlicher, teils anderer Verpflichtungen erfüllen, es müssen erst verschiedene zum Schutze der natürlichen Unbewehrtheit des Weibes, das sich durch die Stärke ihres Willens nicht schirmen kann, errichtete Schutzwehren überwunden und Hindernisse hinweggeräumt werden. Die Vorstellung, dass die Bewerbung des Liebenden sich als Angriff auf eine gut verteidigte Feste denken lässst, ist alt, aber darum nicht ausser Gebrauch gekommen (vgl. Molinet, Siège d'Amour, s. o. S. 89). Bleiben Belagerung, Eroberung oder abgeschlagener Sturm mit der Liebesdichtung innig verknüpfte Begriffe, so wird die Liebe auch als ein Prozess oder ein Wettkampf gedacht, dessen Preis unter allerlei Zufälligkeiten gewonnen werden kann.

*) Thom. Aq. (S. I, 99, 1) nach Aristot. (An. Gen. II, 3): ἀρρὲν πεπηρωμένον.

Es ist darum für die Teilnehmer des Kampfes wichtig, die Kampfordnung zu kennen und in den Fragen derselben wohlbewandert zu sein, um so mehr, da die Erörterung ihrer Feinheiten das Minnewerben mit geistigen Bestandteilen höherer Art zu bereichern scheint.

In den „Urteilssprüchen der Minne" (Arrests d'Amours*) von *Martial d'Auvergne* war diesen Anschauungen und Bräuchen schon im 15. Jahrhundert ein sachgemässer und mit Beifall begrüsster Ausdruck gegeben worden; dieses Werk behauptete sich in der öffentlichen Gunst über das Zeitalter Franz' I. hinaus und erlebte bis 1555 über fünfzig Auflagen. Es verkündete neben dem älteren Teil des Rosenromans, der überhaupt in verjüngter Form in dieser Epoche mehrmals gedruckt wurde (1526, 1529, 1537), die edlere Auffassung des auf Liebesneigung beruhenden Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander als eines mit Witz zu behandelnden und durch gesellschaftliche Artigkeit veredelten sinnlichen Wohlgefallens.

In Lyon fand das Buch Martial's einen Erklärer und Ausleger an einem „Ritter der Lyoner Kirche", *Benoît Court* (Arresta amorum cum Benedicti Curtii Symphoriani explanatione, Lyon 1533), der mit der Miene des ernsthaften Rechtsgelehrten die Wahrsprüche der Minne mit Citaten aus Tibull, Ovid, Horaz, Plautus und aus den Quellen des gemeinen und kanonischen Rechtes belegte und kommentierte[3]).

Aber etwas über den Kultus der Galanterie Hinausgehendes wirkt in der Erotik jener Zeit besonders in dem Lyoner Kreise. Ein Idealismus kommt zur Geltung, der sich nicht an der Verfeinerung der äusseren Formen genügen lässt. Derselbe wurzelt in Plato, ist vom Petrarkismus beeinflusst, aber nicht auf den italienischen Lyriker allein zurückzuführen. Der Platonismus des Kardinals Bessarion, des Pico de la Mirandola, des Marsilio Ficino, dem in der Florentiner Aka-

*) Die Beibehaltung des *s* in Amours ist eine, grammatisch nicht berechtigte, aber konventionell beobachtete Altertümlichkeit in dieser und verwandten Schriften.

demie eine Heimstätte bereitet worden, bestimmte wohl nicht den gelehrten Jünger der platonischen Philosophie unter dem Zeichen Platon's Aristoteles zu bekämpfen (s. o. S. 33), aber er veranlasste doch, dass in Lyon Uebersetzungen platonischer Dialoge die Presse verliessen, deren Urheber im Kreise der Humanisten der Rhonestadt und der Schöngeister am Hofe der Königin Margarete zu finden sind. Mit Vorliebe wandte sich die Thätigkeit dieser Uebersetzer gerade den Dialogen Platon's zu, welche die Liebestheorie behandelten; so übertrug Despériers den Lysis „ou la queste de l'amitié" (Lyon 1544), Dolet den Axiochus und Hipparch (Lyon 1544), Heroet brachte sogar einen Abschnitt des Symposion in Verse (Androgyne, 1542). Auch der Kommentar des Ficino über das Gastmahl Plato's hat seinen Uebersetzer in Jean de la Haye, dem „Kammerdiener" Margaretens gefunden (s. o. S. 33).

Die Neuplatoniker der Renaissance hatten ja unter dem Beistand der alten Erklärer, eines Plotin und der alexandrinischen Gnostiker in dem griechischen Dichterphilosophen eine Theorie der Liebe gesucht und gefunden. Pietro Bembo hatte in seinen Asolanen (Uebersetzung von Jean Martin, Lyon 1557) in Italien in künstlerischer Gesprächsform zuerst in der Vulgärsprache „die Theorie jener Liebe" auseinandergesetzt, „welche Petrarca in seinen Liedern besang, die inmitten der sinnlichen Versuchungen sich zur reinen platonischen Anbetung der Geliebten erhebt, aber auch diese dann noch für verwerflich hält, und ihr Sehnen von allem Irdischen zu Gott emporwendet"*). Aehnliche Gedanken werden auch von dem in Frankreich wohlbekannten „Hofmann" Castiglione's ausgesprochen in einem Vortrag über den Unterschied zwischen höfischer und geistiger Liebe (3. Buch). Frühzeitig gelangten nach Frankreich die vielgelesenen Liebesgespräche des zum Christen bekehrten Juden *Leone* (Abarbanel), die, in Rom zuerst 1535 gedruckt, durch zahlreiche folgende Aufl gen

*) Gaspary: Geschichte der ital. Litt. I. Bd., S. 481; vgl. auch Bourciez: Mœurs polies 4. Kap.

weite Verbreitung gewannen und in Lyon in zwei verschiedenen französischen Uebersetzungen von *Denys Sauvage* und *Pontus de Thyard* gleichzeitig (1551) veröffentlicht worden sind[4]).

Hier wird schon im ersten Gespräch zwischen *Sophia* und *Philon* nach Anleitung. Ficino's und der Neuplatoniker die Lehre aufgestellt, dass „Liebe und Begehren zwei entgegengesetzte Willensaffektionen sind, deren eine die Wirklichkeit der Dinge zur Voraussetzung nimmt, die andere ihre Unwirklichkeit". Der Liebe geht die Erkenntnis voraus, „unser Verstand, in welchem die Erkenntnis erzeugt wird, ist ein Spiegel und Vorbild oder, besser ausgedrückt, ein Bildnis der wirklichen Dinge, derart, dass nichts wahrhaft geliebt werden kann, was seinem Wesen nach unwirklich ist". Die Liebe oder das Streben nach dem höchsten Gut ist zugleich das Prinzip der Erkenntnis, „sie ist das unsichtbare Band, das die körperliche Welt mit der geistigen verbindet" (zweiter Dialog) und das stufenweise Aufsteigen des Geistes zur unendlichen Schönheit ist nur ermöglicht, erklärt Philon im dritten Dialog, durch Entfernung von der Sinnlichkeit, denn die Freude an der sinnlichen Schönheit versenkt und ertränkt die Seele im „Meer des Leibes, welcher weiter nichts als eine hässliche und ungestalte Materie ist". Das höchste Gut unserer Seele ist, sich zu erheben von den körperlichen Schönheiten zu den geistigen, „die höchsten intellektuellen Schönheiten zu erkennen". Und der Weisheit Schluss ist: Estant le souverainement Beau nostre pere, et la Beauté premiere nostre mere: et l'immense Sapience le pays, d'où nous sommes venuz: nostre bien et beatitude est a retourner pour nous bienheurer en leur douce vision et delectable union.

In diesem Geiste und unter solchen Einflüssen erhebt sich nun in Frankreich eine Dichterschule zur Feier der spiritualen Liebe.

Antoine Heroet aus Paris[5]), später Bischof von *Digne* in Provence, hat in seiner „vollkommenen Freundin" (Parfaite Amie, Troyes 1542), in einem Bande, der zugleich den pla-

tonischen „Androgynos“*) enthält, die vollkommene Liebe besungen, die „nicht auf vergänglicher Schönheit“ ruht, sondern auf der Tugend, nach der die Gedanken streben und in der die Herzen sich vereinigen und mit Gott eins werden, jene Liebe zweier Geister, die im Himmel einst vereint waren, auf Erden sich wiedererkennen und sich ihrer Zusammengehörigkeit bewusst werden. *Gilles Corrozet*[6]), ein Pariser Drucker und Dichter, hat die Theorie vielleicht am anmutigsten unter allen Mitbewerbern in seiner „Erzählung von der Nachtigall“ (Conte du Rossignol, Lyon 1547) in Verse gebracht, deren Zweck die Empfehlung der geistigen Liebe ist. Die edle *Yolande* lehrt hierin ihrem Liebhaber *Florissent*, wie „Liebe in ehrbare Freundschaft sich wandelt“. Liebe solle ihn zur Tugend führen:

qui l'homme déifie
Estudiant en la philosophie.

und durch Beantwortung der Frage: „Was thut die Nachtigall?“ soll ihm im Gleichnis gezeigt werden, wie tief die sinnliche Liebe unter der geistigen steht. Nämlich von der Nachtigall wird erzählt:

que jamais à femelle
Ne se conjoint que sus un rameau verd
Aupres duquel a plein et descouvert
Sera un sec, et, quand l'oyseau petit
Ha consommé son charnel appetit,
Le rameau sec incontinent il cherche
Dessus lequel fait un vol, et s'y perche —

Die Auslegung ist, dass diejenigen, welche der sinnlichen Liebe sich ergeben, wie die Nachtigall auf „dürren Zweig“ geraten. Der Schluss der kleinen Dichtung erzählt, wie Vernunft über Begierde siegt; der Liebende kniet vor seiner Herrin:

*) Es ist der Abschnitt aus dem „Gastmahl“ über die Liebe (Rede des Aristophanes Kap. XIV ff.).

Et l'amour fol, lequel souloit avoir
S'esvanouit comme un songe menteur — —
Ainsi l'amour lascif et sensuel
En un instant devint spirituel,
Ferme trop plus qu'onques n'avoit esté,
Tant que raison vainquit la volupté.

Das Haupt aber der spiritualistischen Poeten ist *Maurice Sceve*, ein aus angesehener Lyoner Familie stammender Advokat, der verschiedene Male in seiner Vaterstadt das Amt eines Rats und Schöffen (Conseiller échevin) bekleidet hat, jener Entdecker des Grabes zu Avignon, der, in lebendigen Beziehungen stehend zu den Hofdichtern und Gelehrten seiner Zeit, vor den übrigen durch eine gewisse Eigentümlichkeit und besondere Richtung des Geistes sich auszeichnete, so dass ihn die später zur Herrschaft gelangende Schule Ronsard's als einen Vorläufer ihrer Bestrebungen anerkannte. In dem Wettkampf der „Blasons du corps feminin" hatte er die Beschreibung der Stirn, der Augenbraue, des Seufzers übernommen, schon dadurch Zeugnis ablegend, dass er sich dem Geistigeren zuzuwenden gedachte (1537).

Seine Délie, objet de plus haute vertu (Lyon 1544), bekundet, trotz Beibehaltung der hergebrachten Form der „Zehnzeilen" ein Streben nach Neuheit der Gedanken und des Ausdrucks. Diese Délie (Anagramm für l'Idée) ist eine Sammlung von vierhundertneunundvierzig erotischen Epigrammen und Gleichnissen. Als Denkmal einer, vielleicht fingierten, Geliebten, vom Dichter, dem das Verhältnis Petrarca's zu Laura vorschwebte*), errichtet, zeigen die Verse den Autor stark in der subtilen, oft gezierten und bisweilen schwülstigen Durchführung eines auf die Person der Angebeteten bezogenen Gedankens, Vergleiches oder einer Schilderung. Nebst vielem Dunkeln und Ungeniessbaren enthält die Sammlung manch artige Zehnzeile, die als poetische Erklärung eines „Emblems" be-

*) Der 1547 zu Lyon erscheinende Petrarca ist darum mit Recht Maurice Sceve gewidmet.

trachtet werden soll. Während also Maurice Sceve „den rohen Haufen floh, dem Pfade fern, den die Unwissenheit gebahnt“*), unternahm es sein Freund und Mitbürger *Claude de Taillemond*[7]), in den „Verzauberten Gefilden“ (Champs faëz, Lyon 1553), einem Dialog zwischen dem „Liebenden“ und der „Seele“ zur „Ehre und Erhöhung der Liebe und der Frauen“, christliche und platonische Ideen miteinander zu vermählen. Dem Liebenden, der die abgeschiedene Seele der Geliebten betrauert, erscheint dieselbe und tröstet ihn mit der Erinnerung, dass, wenn die Leiber getrennt sind, die Vereinigung der Seelen bestehen bleibe:

Reçoy en patience
Du Seigneur le vouloir:
Las, ce n'est pas science
De son vueil se douloir.
Puis avec moy peux estre
Si, le corps delaissant,
Tu veux l'esprit repaistre
Du fruit aux cieux naissant.

Unterdessen fehlte doch nicht einer mehr weltlichen Auffassung der Liebe ein Vorkämpfer, der zugleich mit Heroet in der „höfischen Geliebten“ (L'Amie de Court, Paris 1542) hervortrat. *Jean Boiceau,* Seigneur de la Borderie aus Poitou, war Verfasser dieser Dichtung, ein Liebling Marot's und

Grand espoir des Muses haultaines. (Ep. Fripelippes'.)

Im Gegensatz zu Heroet lässt er seine „Geliebte“ erklären, dass die Liebe eine Einbildung sei, „ein menschlicher Wahnsinn“; sie lasse sich gern alle galanten Huldigungen gefallen, ohne sich selber zu weit einzulassen, während sie in ihrem

*) Du Bellay (Olive):

Gentil esprit, ornement de la France
Qui d'Apollon maintenant inspiré,
T'es le premier du peuple retiré
Loin du sentier tracé par l'ignorance.

Herzen verteidigt werde von Festigkeit, Ehre, Furcht, Unschuld, Keuschheit, Treue, Enthaltsamkeit und reiner Ehrbarkeit, und wenn sie sich für jemand zu entscheiden hätte, würde sie einen reichen und dummen Liebhaber einem geistvollen und armen vorziehen. Unbedingt wurde dies als ein Angriff auf die Ehre jener Liebe, welche durch Heroet's Dichtung als Ideal ausgerufen war, aufgefasst. Es erhoben sich ihre Verteidiger im Kreise Marot's selbst, *Charles Fontaine*, von Amor eigens dazu aufgefordert, schrieb seine *Contre Amye de Court* (Lyon 1543*), eine Apologie der ehrenhaften uneigennützigen Liebe als Gegenstück zu der Freundin, die zu sehr an den Ehren und Gütern dieser Welt hängt. *Paul Augier* aus Carentan in der Normandie, „ein demütiger Schüler Marot's", dagegen verfasst eine „kurze Verteidigung in der Person des ehrenhaften Liebhabers gegen die Contr' Amye", während der „Seigneur" Papillon Amor (Nouvel Amour) im Widerstreit mit Venus schildert, auf deren Listen und Täuschungen er zu verzichten gedenkt, um hinfort nur tugendhafte Verbindungen zu stiften**).

Auf der Seite der tugendhaften Liebe erscheint ferner *Gilles d'Aurigny* aus Beauvais, Advokat am Pariser Parlament***), in seinem „Tuteur d'Amour" (zuerst ohne Orts- und Zeitangabe, dann in *Lyon* 1547 erschienen). Der Dichter erzählt, er habe sich vorgenommen, nachdem er gehört, dass Amor mehr Unheil stifte als Gutes, ihn zu besiegen. Er begab sich an den Hof des Abtes von Saint-Jean zu Laon, wo ihm die beste Gelegenheit zu einer Begegnung mit Amor sich darbieten musste; hier trifft er den Gott und entwaffnet und zwingt ihn unter seine Gewalt. Dann unterrichtet er *Jupiter* und *Venus* von seiner That und von seinem Vorhaben, „Vormund Amor's" zu werden. Merkur ist sein Bote bei Jupiter. Ein Götterrat wird berufen und hier entschieden,

*) Du Verdier III, 108.
**) Goujet XI, 154 f.; XII, 429.
***) Goujet XI, 164.

dass Amor unter die Vormundschaft seines Besiegers und Merkur's gestellt werden soll. Pfeil und Bogen werden ihm genommen, seine Flügel abgeschnitten, und er drei Jahre lang in Haft gehalten. Venus bringt die Unterwelt in Aufruhr; die Götter steigen zur Verteidigung ihrer Herrschaft vom Olymp herab. Venus gelingt es, die auf dem Göttersitz bewahrten Abzeichen und Waffen ihres Sohnes in ihre Gewalt zu bekommen; verkleidet als Jäger erlangt sie Einlass am Orte seiner Haft, befreit Amor, während die Hüter schlummern. Der Dichter selbst wird jetzt ein Opfer der Rache des zürnenden Gottes[8]).

Derartige mythologische Erfindungen, die in lebendigster Weise den Einfluss der humanistischen Bildung auf die Litteratur der Volkssprache widerspiegeln, variieren in ihrer Art dasselbe Thema, das in den spiritualistischen Gedichten Heroet's und anderer behandelt ist: die Frage nach der Natur der Liebe. Die einen streben nach ihrer Vergeistigung, andere suchen ihr den Charakter der Ehrbarkeit zu wahren, noch andere zweifeln daran, dass Amor's Unheil stiftende Macht zu bändigen sei, und sie bescheiden sich damit, wie die Lyoner Dichterin *Louise Labé*, die Verbindung von „Amor“ und „Thorheit“ als von den Geschicken verordnet anzuerkennen. Ihr „Débat d'Amour et de Folie“ (Lyon 1555) schliesst die Streitfrage mit dieser Entscheidung vorläufig ab. Der kleine, in Prosa geschriebene Dialog erinnert in gewisser Beziehung noch an die „Débats“ des späteren Mittelalters, in denen zwei Personen oder zu Personen erhobene Begriffe in Form einer gerichtlichen Verhandlung ihre gegenseitigen Beziehungen und Rechte zu ordnen suchen. Doch viel mehr überwiegen in Auffassung und Behandlungsweise die Elemente der neuen Bildung. Amor und Thorheit sind in Streit geraten; Amor ist von seiner Gegnerin geblendet worden und erhebt Klage im Olymp. In einer gehaltvollen, gelehrten, mit Sentenzen gezierten Rede führt Apoll nicht ohne Anmut die Sache Amor's, der ihm der Urheber alles Guten und Schönen ist, der Gattenliebe, der Freundschaft, des friedlichen Zusammenlebens der Menschen

überhaupt; auch beweist er, dass, wenn Thorheit auf Amor's Angelegenheiten Einfluss gewinnen sollte, „zu befürchten stehe, ja es fast nicht zu vermeiden sei, dass er in eben dem Grade Urheber von Schlechtigkeit, Unbehagen und Missvergnügen werde, wie er in der Vergangenheit Ehre, Vorteil und Genuss verursacht hat". Merkur dagegen weiss mit gleichem Geschick die notwendige Abhängigkeit Amor's von Thorheit zu verteidigen und nachzuweisen. Die Entscheidung wird daher um dreimal siebenmal neun Jahrhunderte vertagt und der Thorheit aufgegeben, bis dahin Führerin des geblendeten Amor zu sein.

Vielfach, aber nicht ganz mit Recht ist Louise Labé, die „schöne Seilerin", als eine für ihr Zeitalter auffallende Erscheinung betrachtet worden. Sie ist nur eine unter vielen Frauen, welche in jener Zeit sich von den Bildungszielen des Humanismus begeistern lassen. „Was soll ich sagen?" bemerkt Gargantua, „Frauen und Mädchen haben sich auch aufgemacht, um dieses Lob und himmlische Manna der guten Erziehung und Bildung zu erwerben" (Rab. II, 8*).

Die Litteratur des späten Mittelalters führt nicht selten aus, wie ein geselliger Kreis sich Unterhaltung zu verschaffen weiss durch den Vortrag von Geschichten und Schwänken oder durch spielende Erörterung zugespitzter Fragen aus dem Gesetzbuch der Galanterie. Mit dem Zeitalter der Renaissance kommen die wirklichen Gespräche auf, der zwanglos heitere Gedankenaustausch unter Gebildeten. Litterarische Vorbilder gewährte das Altertum in den anmutigen philosophischen Dialogen Plato's, in den satirisch humoristischen Gesprächen Lukian's und in den wenig gelungenen, philosophischen Unterhaltungen Cicero's. Zuerst die Italiener, Bembo, Sperone Speroni, Castiglione und andere, behandeln Fragen und Aufgaben des

*) Auch die Bewohnerinnen der Abtei „Thelema" haben etwas Rechtes gelernt: Tant noblement estoient appris qu'il n'estoit entre eux celuy ny *celle* quine sceust lire, escrire, chanter jouer d'instruments harmonieux, parler de cinq et six langages, et en iceux composer, tant en carme que en oraison solue (Rab. I, 57).

praktischen Lebens, der Bildung, Erziehung und Philosophie in der litterarischen Kunstform des Gesprächs. Diese Schriften gelangen frühzeitig nach Frankreich. Seit den dreissiger Jahren des Jahrhunderts werden sie hier vielfach in Uebersetzungen heimisch[9]).

Auch die berühmten „Unterhaltungen“ (Colloquia) von Erasmus, deren Beliebtheit in Frankreich der von Franz I. dem Drucker Simon de Collines gegebene Auftrag bezeugt (S. 22), waren selbständige Schöpfungen, die zu eigenen Versuchen anregen mussten.

Litteratur und geselliges Leben stehen fortdauernd in Wechselwirkung: Nicht bloss in der Dichtung, auch in der Wirklichkeit muss ein geistig anregendes und bedeutendes Gespräch jetzt mehr als sonst zu den Freuden des Daseins gerechnet werden. Hatten doch die Italiener gern vorgegeben, dass sie in ihren litterarischen Unterhaltungen ein wirklich gehaltenes Gespräch zwischen geschichtlich bekannten Persönlichkeiten nachbildeten. Aehnliche Sitten kommen in Frankreich auf; die Berichte über den Verkehr an den Höfen Franz' I. und Margaretens von Navarra lassen erkennen, dass man sich gern über Fragen, die nicht aus dem unmittelbaren Bedürfnis des Tages hervorgegangen waren, ungezwungen und gegenständlich unterhielt*). Sollten die Frauen aber Teilnehmerinnen werden solcher Gespräche, bei denen ein gewisses Mass von Kenntnissen, entschieden aber Bildungsinteresse vorausgesetzt wurde, so mussten sie durch Erziehung und Unterricht hierzu befähigt werden. Und nun ist es bemerkenswert, wie der Humanismus in seinen Vertretern offen die Berechtigung

*) Die Unterhaltung hat noch etwas Gebundenes; sie knüpft gern an eine Geschichte an, wie im Heptameron Margaretens, oder ein Thema wird vorgeschlagen, wie Franz I. es zu thun liebte (vgl. Branthôme III, 244, ed. Mérimée-Lacour, und das dort angeführte Zeugnis von Pierre de Sct. Jullien), oder man unterhielt sich über eben Gelesenes (Rab. Garg. 23. Kap.); daher die Ausdrücke propos (propositum), deviz, deviser; es ist mehr Verhandlung, Erörterung als „Konversation“.

dieser Forderung anerkennt, und wie er deren Verwirklichung erstrebt.

Mittelalterliche Galanterie hat im „dienstlichen“ Verhältnis der Minne die Frau erhöht, den Liebenden zum Untergebenen der Geliebten gemacht; aber diese Erhebung bleibt im Bann und auf der Grundlage erotischer Beziehungen; die Renaissance zieht die Frau empor, indem sie ihr an der geistigen Arbeit des Mannes Anteil gewähren will. Eine höhere Stellung des Weibes in der Gesellschaft, ein andersgearteter Einfluss desselben auf die Litteratur wird langsam vorbereitet. Schon vor Molière wurde das Wort Clitandre's ausgesprochen:

Je consens qu'une femme ait clartés de tout.

Es braucht nicht an Erasmus erinnert zu werden*), in dem Lyoner Kreise selbst befinden sich die Vorkämpfer der Frauenbildung. Hugues Salel beklagt in seinen „Chapitres d'amour“ die Knechtung des weiblichen Geschlechts und verlangt volle Gleichberechtigung, denn

Nature fit de matiere semblable
L'homme et la femme —

und Claude de Taillemont aus Lyon gibt in seinen Champs faëz eine weitläufige Auseinandersetzung, worin der Nachweis geführt wird, dass die Frau ein Anrecht habe auf wissenschaftliche Geistesbildung: „Bis auf den heutigen Tag ist es nicht der Willen und die Ansicht unserer Vorfahren gewesen (infolge der Irrtümer anderer, oder infolge eigener Unwissenheit), den weiblichen Geistern es zu gestatten, von der süssen Frucht der Wissenschaft und Gelehrtheit zu kosten: als ob

*) Erasmus, Colloquia: Colloquium Abbatis et Eruditae (ed. Stallbaum. Leipzig 1828). S. 170: Antronius (Abbas): Ego sane nollem uxorem doctam. Magdala: At ego mihi gratulor, cui contigerit maritus tui dissimilis. Nam et illum mihi, et me illi cariorem reddit eruditio. Sehr lehrreich ist in Beziehung auf des Obengesagte auch das lange, inhaltsreiche Gespräch zwischen Eutrapelus und einer jungen Mutter (Puerpera, Coll. S. 201 flg.).

Gott ihnen verwehrte, dass sie das Licht vom Dunkel, das Gute vom Bösen unterscheiden lernten; sondern man hielt es für richtig, dass die Unwissenheit, die Mutter aller Uebel, die Kenntnis ihres Herrn und Schöpfers ihnen verhüllte, und häufig sogar die Erkenntnis ihrer selbst. — — In Wahrheit, die armen Unwissenden wussten nicht, dass von Wissen Tugend kommt, und dass die beiden vereint die wahre Weisheit ausmachen, die den Menschen zum höchsten Gut Unsterblichkeit führt, dessen Kenntnis dem Weibe ebenso notwendig ist, da sie ebensogut wie der Mann daran teil hat. — — „In Wahrheit,“ sagt Claude de Taillemont weiter, „wenn man mir nicht bestreiten will, dass Gott dem Weibe dieselbe vernunftbegabte Seele wie dem Manne gegeben hat, dann weiss ich nicht, warum es ihr nicht möglich und ihr ebenso gern wie ihm gestattet sein sollte, Kenntnisse zu erwerben. Hat sie nicht Einsicht, Urteil und Verstand, einen behenden Geist, der ebenso empfänglich ist, wie der des Mannes? Lehrt nicht die Erfahrung, welche Frucht einige gebracht haben und noch bringen aus der spärlichen Belehrung, die ihnen gegenwärtig zugestanden wird — sie nur spinnen und nur der Führung ihres Haushaltes vorstehen zu lassen, diese Gewohnheit wird so sehr zu ihrem Nachteil beobachtet, dass, wenn sie in den Wissenschaften unterrichtet würden, wie die Männer, ich wohl wagen möchte, ihnen Vorteilhaftes zu verheissen; und gewisslich, es ist sehr schade, dass so viel schöne Geister nicht verfeinert und zu besseren Geschäften verwendet werden, als zu denen, wozu allein die Tyrannei der Männer sie geknechtet hat“ [10]).

Auch Louise Labé versagt es sich nicht, in der Widmung ihrer „Werke“ an Fräulein Clémence de Bourges, „die tugendhaften Frauen zu ersuchen, den Geist doch ein wenig über Kunkel und Spindel zu erheben“, damit*) sie in öffentlichen

*) Erasmus lässt seinen Abt, der kein Buch in seinem Gemach hat, sagen:

Fustus et colus sunt arma muliebria (a. a. O. S. 171).

und eigenen Angelegenheiten würdige Gefährtinnen der Männer seien.

Als man nun die Ueberzeugung gelten liess, dass auch die Frau ein Anrecht habe auf Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten, konnte selbstredend nur an eine Erziehung auf humanistischer Grundlage gedacht werden. Nur eine solche war möglich, dem Fortschritt dienlich und insofern zweckentsprechend, als sie allein der Frau die Möglichkeit gewährte, die Arbeiten und Bestrebungen der Männer mit teilnehmendem Verständnis zu verfolgen, und ihr den Sinn aufschloss für Gespräche und Verhandlungen, welche aus den Interessen der damaligen Bildung hervorgingen*). Nur im Besitz humanistischer Bildung konnte einer Frau im Innern jenes freudige Bewusstsein erblühen, welches der Dichter eine erlauchte Fürstin des Jahrhunderts aussprechen lässt**).

Das edle Besitztum, dessen sich Frauen der italienischen Fürstenhöfe rühmen durften, war auch ein Erwerb der Fürstinnen aus dem Hause Valois, einer Margarete von Navarra, Renée de France, Margarete von Berry, Jeanne d'Albret***).

*) Vgl. Macaulay, Essays (Tauchnitz III, 13 f.): It was absolutely necessary that a woman should be uneducated or classically educated. Indeed, without a knowledge of one of the ancient languages, no person could then have any clear notion of what was passing in the political, the literary or the religious world.

**) Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Dass ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Wert,
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Den Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt:
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern; denn mir wird leicht zu folgen.

***) Bekannt ist das Wort eines Grossvetters der Anna von Bretagne, des Herzogs Franz, welches den Standpunkt der älteren Generation scharf kennzeichnet: nous et la theologie ne requerons pas beaucoup de science aux femmes, et ... François, duc de Bretaigne, fils de Jean VI.,

Doch selbst Frauen von weniger stolzer Herkunft kosteten das „himmlische Manna“ (Rabelais) humanistischer Bildung. In Lyon war vielfach dem Vorurteil, dass ein Mädchen ohne eigentlichen Unterricht heranwachsen müsse, durch die That widersprochen worden. Sybille und Claudine Sceve, die Nichten des Dichters, Jeanne Gaillarde, deren „goldene Feder“ Marot, als er in Lyon sich aufhielt, gefeiert hat, Jeanne Flore, die Verfasserin von Erzählungen, welche die Bestrafung der Verräter wahrer Liebe durch Venus schildern (Lyon 1532), Clémence de Bourges, „die Perle der edlen Jungfrauen Lyons“, Pernette du Guillet, die „tugendreiche und edle Frau“, deren Gedichte Antoine Du Moulin (Lyon 1545) veröffentlicht hat, und deren Sittsamkeit, Tugend und Wissen Maurice Sceve in einer poetischen Grabschrift rühmt, Jacqueline Stuard, welcher Despériers seine Huldigungen dargebracht hat, sie alle gehören dem Kreise der Humanisten von Lyon an. Auch Claude (Scholastique) de Bectoz, Aebtissin von Saint-Honorat zu Tarascon, in hohen Ehren gehalten von Franz I. und seiner Schwester Margarete, steht dieser Gesellschaft nahe. Sie dichtete in lateinischer und französischer Sprache und galt als eine Jüngerin der Philosophen der akademischen Schule. Sie stand mit Despériers in poetischer Korrespondenz, und der lateinische Dichter Jean Voulté widmet ihr platonische Liebeshuldigungen, während Charles de Sainte-Marthe ihr Lob in einer seiner Episteln verkündet[11]).

Bei der Nachwelt hat sich vor allen das Gedächtnis von *Louise Labé* erhalten. Als Tochter eines wohlhabenden Seilers im Jahre 1525 (oder 1526) geboren, wurde sie ebenso vielseitig erzogen, wie die übrigen genannten Frauen. Nicht allein in weiblichen Künsten und in Musik war sie bewandert; sie verstand Italienisch und Spanisch und las die alten

comme on luy parla de son mariage avec Isabeau fille, d'Escosse, et qu'on luy adiousta qu'elle avoit esté nourrie simplement et sans aulcune instruction de lettres, respondit: „qu'il l'en aymoit mieulx, et qu'une femme estoit assez sçavante quand elle sçavoit mettre difference entre la chemise et le pourpoinct de son mary (Mont. Ess. I, 24).

Schriftsteller in den Ursprachen. Ihre Bildung hätte sie gewiss zur Aufnahme in die Abtei Thelema berechtigt. Das Streben, mit dem männlichen Geschlecht zu wetteifern, äussert sich zuerst bei ihr abenteuerlich genug. Sechzehn Jahre alt, erschien sie im Lager vor Perpignan, wo der Dauphin sich nicht gerade mit Ruhm zu bedecken im Begriff stand; sie soll an den Vorgängen des Krieges teilgenommen haben in männlicher Waffenrüstung und erhielt im Lager den Beinamen „Hauptmann Louis“. In einer Elegie*) vergleicht sie sich deshalb mit Bradamante und Marfisa, den Heroinen Ariost's. Ein junger Ritter gewann dort ihre Liebe, welche sie ihm „dreizehn Sommer“ (3. El.) bewahrte. In diesen Jahren (1542—1555) sind ihre Poesien, die liebeglühenden vierundzwanzig Sonette und die drei Elegien (die letzte 1554) entstanden. Von der Dichterin „Jugendbekenntnisse“ genannt (Jeunesses) und, wie es den Anschein hat, durch jene eine Leidenschaft hervorgerufen, ergibt sich aus ihnen doch nichts, was die Bezeichnung Louisens als der „Leontion“ ihres Jahrhunderts rechtfertigt. Ihre Dichtungen waren von ihren Freunden gelesen und ohne ihr Vorwissen verbreitet worden; hierdurch wurde sie bewogen, dieselben der Oeffentlichkeit zu übergeben (Oeuvres, Lyon 1555). Dann schweigt ihre Muse, wenigstens hat Louise nichts weiter herausgegeben. Bald nach dem Erscheinen der „Werke“ wurde sie die Gattin des reichen Seilers und Fabrikanten Ennemond Perrin. Ihr Haus galt lange als ein gern aufgesuchter Sammelpunkt der Gebildeten und Vornehmen Lyons. Ihr Gatte starb 1565, schon im März 1566 folgte sie ihm nach.

Louise Labé war eine Dichterin von ungewöhnlich tiefer

*) Qui m'eust vu lors, en armes, fiere, aller,
Porter la lance, et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieux,
Piquer, volter le cheval glorieux,
Pour ***Bradamante*** ou la haute ***Marfise***
Sœur de Roger, il m'eust, possible, prise.

Empfindung; ihre Sonette sind deswegen zum Teil von wirklich lyrischer Stimmung*). Wie eifrig sie die Alten gelesen, zeigen die klassischen Namen und Anspielungen, die reichlich in ihren Poesien angebracht sind. Louise Labé gehört somit durchaus jener Schule an, welche den Uebergang zum Klassizismus der Folgezeit vorbereitet. Jacques Peletier, der Horazübersetzer und spätere Herausgeber einer eigenen „poetischen Kunst", Olivier de Magny gehören zu ihren wärmsten Verehrern, sie haben ihr in Oden gehuldigt; zumal Magny scheint der „schönen Seilerin" eine Dichterliebe geweiht zu haben[12]).

In der Behandlung der Sprache und des Verses steht Louise Labé noch in der älteren Ueberlieferung. Für die Elegie verwendet sie den zehnsilbigen Vers ohne Wechsel männlicher und weiblicher Reime, ja sie vermeidet nicht einmal die Cäsur nach vierter (unbetonter) Silbe (s. o. S. 73). Andererseits bezeichnet ihre Bevorzugung des Sonetts, der Lieblingsform Petrarca's, die sie als eine der ersten in Frankreich eingebürgert, ihre Zugehörigkeit zur modernen Schule. Ihre Dichtersprache, obgleich ihr der Reiz wärmster Empfindung nicht abgeht, ist von Härten und Dunkelheiten nicht immer frei. Den Vorzug sprachlicher Vollendung erwirbt der oben erwähnte, aus fünf „Diskursen" bestehende „Streithandel" (Débat).

2.

Vielfache Berührungen, aus persönlichen Verhältnissen hervorgehend oder auf geistiger Verwandtschaft beruhend, bestanden zwischen den Poeten und Gelehrten von Lyon und der Königin *Margarete von Navarra* und ihrer Umgebung. Nicht leicht wird ein Name, dessen Inhaber am Hofe der Königin gern gesehen war, in einem Verzeichnis der zu Lyon

*) z. B.:

Oh! si j'estois en ce beau sein ravie — —

und:

Tant que mes yeus pourront larmes espandre — —

bekannten und verkehrenden Berühmtheiten fehlen dürfen. Es ist nicht erforderlich, noch einmal an Clément Marot zu erinnern, den man in jener Stadt freundlich aufnahm*) und welchem man das beste Andenken bewahrte, während er zugleich einer der ergebensten Diener der Königin von Navarra war. Auch andere Männer, Estienne Dolet, Victor Brodeau, Despériers, Charles de Sainte Marthe sind zugleich am Hofe Margaretens und in Lyon heimisch. Margarete selbst fand Gelegenheit bei wiederholtem Aufenthalt in Lyon**) neue Bekanntschaften anzuknüpfen, alte zu erneuern.

Auch war die hier eingeschlagene poetische Richtung der Königin sympathisch. Der platonisierende Spiritualismus wurde mit Verständnis von ihrer Seele begrüsst, die sich schon in jüngeren Jahren in die Tiefen religiöser Mystik versenkt hatte. Die Bearbeiter und Erklärer Plato's waren daher am Hofe zu Nérac willkommen. Deutlich zeigt sich die Königin in einer ihrer späteren Schriften als Anhängerin der spiritualistischen Theorie: „Diejenigen heissen bei mir vollkommene Liebende, die in dem Gegenstand ihrer Liebe eine Vollkommenheit suchen, sei's Schönheit, sei's Güte oder Anmut, und die ein so erlauchtes und edles Herz besitzen, dass sie nicht ums Leben ihre Zwecke in Niedrigkeiten verfolgen, welche von

*) Vgl. A dieu à la ville de Lyon (Ep. I, 236). Epigramme: De Jane Gaillarde, lyonnoise (II, 38; III, 6). De Dolet (III, 22). A. M. Sceve (III, 54). A deux sœurs lyonnoises (III, 41). Pour le may planté par les imprimeurs de Lyon devant le logis du Seigneur Trivulse (III, 60). A une dame de Lyon (III, 72). De la ville de Lyon (III, 6)9:

J'ay trouvé plus d'honnesteté
Et de noblesse en ce Lyon
Que n'ay pour avoir frequenté
D'autres bestes un million.

**) Sie hat sich namentlich in dem für das königliche Haus verhängnisvollen Jahr 1536 längere Zeit in Lyon aufgehalten und an einer Sühnprozession zu Ehren der Jungfrau beteiligt (vgl. Chenevière a. a. O. S. 37).

Ehre und Gewissen verworfen werden; denn die Seele, welche geschaffen ist, um zu ihrem höchsten Gut zurückzukehren, ängstigt sich während ihres Daseins auf Erden, um dorthin zu gelangen (Hept. 19. Nov.).

Margarete hat sich auch in der erotischen Lyrik versucht. Verschiedene Rondels und kleinere Poesien, die sie allerdings nicht hat veröffentlichen lassen, atmen den Geist der platonischen Liebe (vgl. Heptameron, ed. Le Roux de Lincy I, App. 4). Daneben beschäftigt sie die Ausführung von epischen Vorwürfen, die ins Bereich der Minne gehören. Aber mehr treten in ihren Poesien in den Vordergrund ihre religiösen Ueberzeugungen und ihr sittliches Fühlen und Denken, ihr Christentum, das sie mehr mit dem Gemüt zu erfassen sucht als mit dem Verstande, und das deshalb bisweilen mystischen Anstrich erhält. Veröffentlicht wurde 1547 zu Lyon von J. de la Haye ein Sammelband ihrer Gedichte unter der Ueberschrift „Marguerites de la Marguerite des Princesses“ mit etwas schwülstigen Widmungsversen des Herausgebers.

Ausser den oben erwähnten (S. 56) Mysterien*) und zwei Farcen (des deux Filles et des deux Mariées; de trop, prou, peu, moins) bietet diese Ausgabe auch schon früher gedruckte geistliche Dichtungen, den „Seelenspiegel“, den „Streit zwischen Geist und Fleisch“ und zwei Gebete. Dies sind die unter der Einwirkung mystischer Stimmungen entstandenen Jugendwerke Margaretens. Die früheste geistliche Dichtung der ehemaligen Herzogin von Alençon — Dialogue en forme de Vision nocturne — veranlasst durch den (im September 1524 erfolgten) Tod Charlottens, einer Tochter Franz' I., obgleich ein Lieblingsthema Margaretens behandelnd, die Trennung von Seele und Leib, war in die Sammlung nicht aufgenommen**).

*) Margarete veranstaltete nicht selten Aufführungen an ihrem eigenen Hofe: composoit souvent des comedies et des moralitez qu'on appelloit en ce temps la des pastourales, qu'elles faisoit jouer et representer par les filles de sa court (Branthome, Dames illustres). Vgl. auch Le Roux de Lincy, Hept. CXIV.

**) Auch die Moralitäten „L'Inquisiteur“ und „Le Malade“ (s. o.

Aber von neuem hatte die Königin sich in die Dunkelheiten theologischer Erörterung hineinbegeben im „Triumph des Lammes“ (Triumphe de l'Agneau). Das Erlösungswerk des himmlischen Mittlers ist der Gegenstand der Dichtung. Die Errettung der moralischen Welt vom Bösen, der Gedanke, dass die Menschheit durch die Gnade befreit wird vom Joche des Gesetzes, welches an der Sünde teil hat, liegt ihr zu Grunde. Welchen Zweck die poetische Behandlung dieses paulinischen Gedankens hatte, mochte jedem klar sein; Ketzereien waren aber nicht nachzuweisen in einer Dichtung, die sich durch den Römerbrief und die heilige Schrift überhaupt inspirierte. Die eigenste Empfindung war bei Abfassung des Werkes thätig gewesen, Margarete spricht aus selbsterlebter Erfahrung, wenn sie von den Schrecken des Gesetzes redet*). Kräftige und wirkungsvolle Stellen mangeln nicht (z. B. die Vision Adam's vom alten Gesetz), aber hier wie sonst erinnert man sich der Thatsache, dass die Königin bisweilen auch ihre Verse diktiert hat, während sie in der Sänfte über Land reiste; Durchbildung des Stils ist nicht vorhanden, dagegen manche überflüssige Plattheit und zur Schau getragene pedantische Gelehrtheit.

Einen guten Einfluss hat die fleissige Bibellektüre der Königin von Navarra auf ihre Sprache ausgeübt.

Auch dreissig „chansons spirituelles“, auf bekannte Melodien gedichtet, sind in der Sammlung enthalten.

Die weltlichen Poesien gehören der erzählenden Gattung an. Es sind entweder eigene „Erfindungen“ oder poetische Episteln. Die „Klage für einen Gefangenen“ ist durch die Religionsverfolgungen veranlasst worden.

S. 58) sind als scharf antikatholisch von der Sammlung ausgeschlossen (gedr. bei Hept., ed. Le Roux de Lincy. App. 4).

*) O povre Adam, quand tu vis telle monstre
Ton cœur fondoit, comme la cire, contre
Un ardent feu (j'en parle comme expert) —
(Vision Adams.)

Alle diese Werke zeugen von dem feinen Sinne, der heiteren Anmut und tiefen Empfindung einer dichterisch beanlagten Natur. Die verschiedenen Bestandteile der Bildung liegen noch ziemlich neben einander. Der Stil steht unter dem Einfluss der älteren Schule, soweit er nicht durch die biblische Sprache gekräftigt wird; während der Inhalt dieser Dichtungen neben der Erweckung des religiösen Lebens auch die Erneuerung der klassischen Studien widerspiegelt. Selbst im vertraulichen Briefwechsel mit dem König bringt Margarete mit Vorliebe Namen und Reminiscenzen aus dem Altertum an. Beispielsweise vergleicht sie sich bei einer Gelegenheit mit dem „Felsen der Ceres“ (Capt. du Roi François I[er] S. 536) und ihren Bruder mit Aeneas (S. 542).

In einer ihrer Erzählungen, der Fabel „Du faux Cuyder“, behandelt sie eine Metamorphose: die Geschichte der in Weiden verwandelten und so den Nachstellungen der Satyrn entzogenen Nymphen Dianens. Es findet hier eine Anlehnung an eine Ekloge Sannazar's statt. Diese Erzählung, der jungen Nichte der Dichterin, Margarete von Frankreich, gewidmet, war schon vorher gedruckt worden (1545).

Ein mittelalterliches Vorbild hat dagegen die Königin von Navarra sich für die „vier Edelfrauen und vier Edelleute“ erkoren. Verwandt mit dieser Dichtung, die aus ziemlich ermüdenden Berichten von acht Personen über in der Minne gemachte Erfahrungen besteht, ist der Liebesstreit*) (Debat d'Amour, oder „Coche“), „un subject, digne d'avoir un Alain Charretier“. Margarete, in freier Natur lustwandelnd, wird von drei durch Liebesleid geprüften Damen angesprochen. Margarete soll entscheiden, wer von den dreien die unglücklichste Liebende sei. Da ein Regen sie überfällt, nimmt die Königin die Frauen in ihre Kutsche auf und wird nur durch ihre Bescheidenheit zurückgehalten, den Bericht über dies Erlebnis dem Könige selbst, als dem vollkommensten aller Liebhaber, zur Entscheidung der Streitfrage vorzulegen; da-

*) Nachahmung von Alain Chartier's Livre des quatre Dames.

her zieht sie es vor, das Gedicht der Herzogin von Estampes zu widmen, mit deren Lobe die Verse ausklingen. Mit Recht ist diese Erzählung von der „Kutsche" als die vollendetste Dichtung der Königin bezeichnet worden.

Von diesen Erzählungen und epischen Schilderungen abgesehen, fliesst die Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Poesien Margaretens aus eigenen Stimmungen, Empfindungen und Erfahrungen. So das Lied „von der Königin von Navarra in der Sänfte gedichtet, als der König krank war" (1547) und andere Lieder und Episteln. Vieles dagegen verdankt der Zeitmode, die gern in Reimen spricht, sein farblos unpoetisches Dasein, oder es finden sich insbesondere in den geistlichen Dichtungen spitzfindige Grübeleien, die einen Nachhall bilden des in den Anfang der zwanziger Jahre fallenden Briefwechsels*). Die Aufnahme, welche sie Schwärmern wie Pocques und dem von Calvin denunzierten „libertin" Quintin gewährte, bestätigt nur, dass die Königin zum mystischen Christentum sich hingezogen fühlte. Freilich ist das Hauptmotiv dieser Hinneigung in dem Bedürfnis nach Verinnerlichung des Glaubens zu suchen. Auf äusseres Beiwerk verzichtete Margarete gern. Sie übte daher Toleranz und beobachtete, ohne ihr Gewissen zu belasten, die Gebräuche der katholischen Kirche; aber ihre protestantische Gesinnung, ihre Teilnahme für die unglücklichen Verfolgten bewahrte sie bis

*) Stil und Ton dieses Briefwechsels ist der rhetorische, auf geistliche Spekulation angewendet: O que bien heureuse est l'ame fidelle, qui, par union au boulet du double canon fondu en la Fournaise virginale, plein et charge de pouldre d'amorce, est par charité emflambé pour forcer le royaulme des cieux aupar avantimprenable — schreibt Briçonnet. (Auszüge aus dem Briefwechsel bei Herminjard, Corresp. I. Bd.)

Dazu stimmt, was Calvin von der Sprache der Anhänger Quintin's bemerkt: Premierement, comme les gueux de l'hostiere, qu'on appelle, ont un gergon à part, qui n'est entendu que de leur confrairie: — — aussy les Quintinistes ont une langage sauvaige, en laquelle ilz gasouillent tellement qu'on n'y entend quasi non plus qu'au chant des oiseaux (Calvin, Contre la secte des Libertins, Opp. VII, S. 168).

an ihr Lebensende und offenbarte (1547) noch in einem ihrer letzten Lieder in schwungvollen Worten ihre Ueberzeugung:

Resveille toy Seigneur Dieu
 Fais ton effort
De venger en chacun lieu
 Des tiens la mort.
Tu veux que ton Evangile
Soit preschée par les tiens
En Chasteau, Bourgade et Ville,
Sans que l'on en cele riens!

Donne donc à tes servans
 Cœur ferme et fort;
Et que d'amour tous fervents
 Ayment la Mort.
Donne leur telle parole
Qu'ilz tirent à toy les cœurs
Et que de *doctrine folle*
A la fin soient vainqueurs!

Besonders gern wirkte die Königin durch sittliche und religiöse Erziehung auf ihre Umgebung. „Zu schmälen, zu lehren und zu predigen" (tenser, enseigner et prescher, 3. Epistel an den König, 1544) war ihre Freude. Ihrem Bruder sendet sie die paulinischen Briefe nach Madrid (1525), sie beschenkt ihn mit einem Psalter und einer Epistel zugleich, worin sie König Franz mit David vergleicht (übrigens ein Vergleich, der durch Marot und andere Dichter dem König schon geläufig sein musste). Wahrscheinlich hat Margarete auch zuerst Marot auf die Uebersetzung der Psalmen gebracht. (Die erste Pariser Ausgabe des Seelenspiegels enthält den 6. Psalm „translaté per Clément Marot.)

Dass die Poesien Margaretens von ihren Beziehungen zu Mutter und Bruder, Tochter und Gatten durchdrungen sein müssen, ist bei dem schon hervorgehobenen persönlichen Charakter derselben selbstverständlich. Besonders innig war das Verhältnis zwischen Louise von Savoyen und ihren beiden

Kindern*). Sie bildeten zusammen eine Dreieinigkeit, wie Margarete in einem ihrer Briefe sagt. Marot hat denselben Gedanken in einem Rondel hübsch durchgeführt, das mit dem Kehrreim schliesst:

Un seul cueur en trois corps.

Es hat Leute gegeben, welche die durch natürliche Voraussetzungen gegebenen Bedingungen solcher Zärtlichkeit sich nicht klar machen konnten, und die infolgedessen auf schnurrige Einfälle geraten sind. Louise von Savoyen war schon in jugendlichen Jahren ihres Gatten beraubt worden. Sie war auf ihre Kinder angewiesen und diese auf die Mutter. Darf man sich über die Innigkeit der Verbindung wundern und es anders als natürlich finden, dass Mutter und Schwester den Sohn und Bruder, den wahrscheinlichen Erben einer Krone, nahezu vergötterten.

So blieb Franz seiner Schwester sein Leben lang ein Idol. Kein von seinem Glauben Erfüllter ehrt seinen Gott darum weniger, weil ihn andere der Anbetung nicht würdig erachten. Margarete blieb trotz aller Rücksichtslosigkeiten von Seiten ihres Bruders ihrer Gesinnung treu. Schon in ihrem ersten poetischen Briefe, der einen Glückwunsch bringt zur Geburt des ältesten Sohnes (1522), zeigt sich ihre warme Anhänglichkeit, aber sie bleibt sich immer gleich, im dritten Briefe (nach der Belagerung von Landrecy, 1544) sowohl wie

*) Ce m'est tel bien de sentir l'amytié
Que Dieu a mise en nostre trinité,
Daignant aux deux me joindre pour tiers nombre. (1527.)

Louise von Savoyen gibt ihren Gefühlen gegen ihren Sohn in einem Rondel Ausdruck (a. a. O. 109):

Ce n'est qu'un cueur, un vouloir, un penser
De vous et moy en amour, sans cesser
Mon tres cher filz, et bonne nourriture —

(Bei Le Roux de Lincy steht dies Rondel unter den Ineditis Margaretens).

im vierten, wo sie dem König doch den Text liest und ihm den Unterschied zwischen göttlicher und weltlicher Liebe auseinandersetzt. Noch in den letzten Poesien, die während des Königs letzter Krankheit und nach seinem Tode entstanden, ist die ganze Innigkeit ihres treu liebenden Herzens ausgesprochen[13]).

Franz I. hat nicht selten auf die Verse seiner Schwester eine poetische Antwort gegeben; der Ausdruck warmer Bruderliebe ist auch hier nicht zu verkennen. Diese Verse und seine sonstigen Poesien zeigen keine hervorragende Begabung; doch war dem König das Dichten eine gern gepflogene Unterhaltung, die ihm auch die Tage der Haft zu Madrid und vorher zu Pizzighetone verkürzt hat, wo ausser verschiedenen Liedern und Balladen das poetische Sendschreiben an seine Angehörigen entstand, das von seiner Gefangennahme von Pavia und den weiteren Erlebnissen berichtet (Captivité S. 114 ff.).

Unter den Staats- und Hausbeamten Margaretens durften die Dichter nicht fehlen. *Victor Brodeau* (gestorben 1540) aus Tours[14]), Sekretär ihres Gatten und später ihr Kämmerer, der Lieblingsschüler von Marot*), der Aufsehen durch ein „Huitain“ (à deux freres mineurs) erregte, weil man es seinem Meister zugeschrieben (Epistel von Fripelippes), widmet sich unter dem Einfluss seiner gottesfürchtigen Herrin der geistlichen Dichtung.

Sein „Lobgedicht auf Jesum Christum unsern Heiland“ (Louanges de Jesus-Christ, nostre Sauveur, Lyon 1540) gehört derselben Richtung an wie der „Triumph des Lammes“; auch entging eine von Dolet gedruckte „Epistel du Pescheur à Jesus-Christ“ Brodeau's nicht der Zensur der Sorbonne (1541 u. 1546).

Estienne Dolet (s. o. S. 34) war gleichfalls Schüler Marot's und Schützling der Königin von Navarra. Als er das Unglück hatte, aus einem Hinterhalt überfallen, im Verteidigungs-

*) Vgl. das Rondel, in dem Marot (III, 139) eigentlich Brodeau die Meisterschaft zuerkennt.

kampf seinen Gegner, den Maler Compaing, zu töten (1536), und aus Lyon nach Paris geflüchtet war, erwirkte ihm (im Februar 1537) aller Wahrscheinlichkeit nach der Einfluss Margaretens jenen Gnadenbrief, der die Veranlassung wurde zu einem Festmahl, bei dem Dolet Guillaume Budé, Nicolas Berauld, Danès, Toussain, Salmon Macrin, Nicolas Bourbon, Dampierre, Voulté, Marot und Rabelais vereinigte*).

Dolet hat nicht allein lateinische Verse geschrieben. Seine „Zweite Hölle“ (Lyon 1544) enthält neun französische Episteln, darunter eine, in welcher Margarete als die „einzige Minerva Frankreichs“ gefeiert wird. Ausserordentlich rühmt ihn Charles de Sainte-Marthe (Poes. françoise S. 177) wegen jenes Werkes, das für die Selbständigkeit der Muttersprache eintritt und sich betitelt: La Maniere de bien traduire d'une Langue en une autre (Lyon 1543). In der That ist Dolet von warmherziger Liebe zum Vaterlande beseelt (vgl. Epistel an Franz I). Dauerndes Leben ist den Versen Dolet's beschieden (Cantique d'Est. Dolet prisonnier en la Conciergerie, 1546), in denen er, den Tod von Henkershand erwartend, der Welt lebewohl sagt[15]):

Si sur la chair les mondains ont pouvoir,
Sur vous, esprit, rien ne peuvent avoir!
— — — — — — — — — — — — —
Soit tost ou tard, ce corps deviendra cendre
Car à nature il faut son tribut rendre — —
Il faut mourir.

Auch *Charles de Sainte-Marthe*, der Sohn eines königlichen Arztes (Medicin ordinaire du Roy) aus Fontevrauld[16]), wird, als er religiöse Verfolgung zu erdulden hat, von Margarete beschützt, er findet bei ihr Zuflucht als Maistre de Requestes ihres Hauses. Sainte-Marthe ist Lehrer des Hebräischen, Griechischen, Lateinischen und Französischen in Lyon gewesen, wo 1540 ein Bändchen seiner Gedichte (Poesie françoyse) herauskam, welches er der Herzogin von Estampes

*) Doleti Carmina. (Lugd. 1538 S. 62.)

zugeeignet hat. Diese „Poesie“ besteht aus Epigrammen, Rondels, Balladen, Königsliedern und Episteln. Der Dichter bekennt sich als Jünger Marot's und feiert diesen als seinen Adoptivvater (pere d'alliance). Sainte-Marthe ist ein ernster gediegener Geist; nicht allein in seinen Epigrammen, auch in seiner Liebesdichtung, in der er ein Mädchen aus Arles (Mlle. Beringue) feiert, fasst er seinen Gegenstand gern von der moralischen Seite an. Zahlreich sind in dieser Sammlung auch die geistlichen Poesien vertreten; in der Form von Zehnern, Balladen, Episteln ist entweder positiv sein Glaubensbekenntnis*) in protestantischem Sinne ausgesprochen, mit Hervorhebung der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben, oder er zieht polemisch gegen die Irrtümer, Thorheiten und Glaubensfälschungen der Mönche und „Sophisten“ los.

In einem schönen Denkmal hat Sainte-Marthe seiner Verehrung für Königin Margarete Ausdruck verliehen, nämlich in einer Trauerrede (1550), die kein Panegyrikus ist, sondern reich mit Einzelzügen ausgestattet, ein wirkliches Gesamtbild vom Leben und Wirken der Königin zu zeichnen unternimmt und einen wertvollen Beitrag zu ihrer Geschichte bildet.

In dieser Rede wird lebendig erzählt, wie Margarete, die durch Bildung ausgezeichneten Männer ihres Hofes, die oft nur mit der bescheidenen Stellung von Sekretären oder Kammerdienern sich zu begnügen hatten, zu ihren litterarischen Arbeiten heranzog. Antoine du Moulin, Simon de la Haye, Noël Alibert, Gruget, Nicolas Denisot (Comte d'Alsinois) gehören zu ihrem poetischen Hofstaate, oder zuweilen zu ihrer litterarischen Dienerschaft [17]).

Vor allem wird Bonaventure Despériers in letzterer Eigenschaft gern von der Königin verwendet, wie ja seine eigenen Worte seine Teilnahme an den litterarischen Arbeiten der

*) Balade du proffict de la Mort de Jesus-Christ (S. 108); Balade double, contenant la promesse de Christ (S. 110); Ep. à Dieu, confession de son infirmité etc. (S. 113).

Königin bestätigen*). Als Poet steht er unter den Einwirkungen ihres Geistes. Er ist Marotist in seiner weltlichen Dichtung, versteht es aber besser als sein Meister, auch tieferen Empfindungen einer gemütvollen Seele Ausdruck zu geben. Unter diesen Poesien trägt das Gedicht von den Rosen (Des Roses) an die Tochter seiner Herrin, Jane de Navarre, gerichtet, ohne Zweifel den Preis davon. Als Kenner der alten Sprachen und Schriftsteller ist Despériers schon von klassischem Geiste in hohem Grade durchdrungen. Auch er gehört zu den evangelisch gesinnten Poeten. Despériers stammte aus Burgund, geboren um 1510 zu Arnay-le-Duc war er von dem Abt zu St. Martin in Autun, dem Erzieher Margaretens, Robert Hurault, evangelischen Anschauungen gewonnen und in das Studium der alten Sprachen eingeführt worden. In der humanistischen Welt seinem Namen Klang verleihend, als Mitarbeiter an der Bibel Olivetan's (Eutychus Deperius) und den „lateinischen Kommentaren" Dolet's, wurde Despériers 1536 Margarete vorgestellt. Sein mannhaftes Auftreten gegen Sagon für den „Vater der französischen Poesie" gewinnt ihm die Freundschaft Marot's, als Sekretär und Kammerdiener wird er in den Hofstaat der Königin von Navarra aufgenommen und zeigt seinen Eifer als Uebersetzer (Traité des quatre Princesses) der angeblich von Seneca geschriebenen Abhandlung von den vier Kardinaltugenden und des Lysis; Uebertragungen, die ohne Zweifel den geistigen Interessen der Königin dienten. Auch Paraphrasen einzelner Psalmen und Hymnen, sowie mancherlei Aeusserungen in seinen Gedichten zeigen Despériers durchaus in evangelischem Fahrwasser. Schwer damit zu vereinigen ist die skeptische

*) Pour vostre lictiere presente,
Je n'ay rien que je vous presente
Sinon ce vostre immortel livre,
Lequel pour lire je vous livre.
Par tel si que me le rendrez,
Et mes faultes y reprendrez:
Mais faultes (dis-je) *d'escrivain.*

Haltung, die Despériers plötzlich in der „Weltglocke“ einnimmt (s. o. S. 36); man müsste denn annehmen, das Ganze sei nur eine Lukianische Stilübung gewesen. Jedenfalls musste Despériers in der Umgebung der Königin damit gewaltigen Anstoss erregen, er war genötigt, den Hof zu meiden; doch in der verhältnismässig ruhigen Zeit bis zum Jahre 1542 hatte er keine Verfolgungen zu befürchten. Auch zog Margarete nicht ganz ihre Hand von ihm ab.

Als der Eifer der Verfolgung wieder entbrannte, sah Despériers sich von Gefahren, vielleicht vom Feuertode bedroht, oder war es die Unsicherheit seiner äusseren Lage, Mangel und Not und innerliche Unbefriedigung, die ihn im Jahre 1544 in den selbstgewählten Tod führte?

Sein Freund, Antoine Du Moulin, sicherte dem Dichter durch die Sammlung seiner poetischen Werke ein freundliches Andenken bei den Zeitgenossen. Der Inhalt dieser Sammlung: Epigramme, Rondels, Psalmen, Lieder und Episteln zeigen den von der Reformation und dem Humanismus berührten Poeten.

Gleich Marot beschloss Despériers sein Dasein von der Stätte fern, wo er seine glücklichsten Tage verlebt, der Herrin entfremdet, die ihm als Mann, Weib und Engel erschienen war (Oeuvr. div. S. 147), wie er einst gesagt hatte, einen Gedanken wiederholend, den sein Meister Marot zuerst ausgesprochen hat (III, 6):

> Ma Maistresse est de si haulte valeur,
> Qu'elle a le corps droict, beau, chaste et pudicque;
> Son cueur constant n'est pour heur ou malheur
> Jamais trop gay ne trop melancolique.
> Elle a au chef un esprit angelique,
> Le plus subtil qui onc aux cieulx vola.
> O grand merveille! on peult veoir par cela
> Que je suis serf d'un monstre fort estrange:
> Monstre je dy, car tout pour vray elle a
> Corps feminin, cueur d'homme et teste d'ange.

6. Kapitel.

Roman und Novelle.

1.

Die Anfänge des Romans sind in Frankreich zu suchen und diese Kunstform hat mit ihrem Namen die Erinnerung an ihren Ursprung bewahrt; denn merkwürdig früh findet in der französischen Litteratur die Dichtung in ungebundener Rede Eingang: vielleicht entstanden bereits unter Philipp August, zu einer Zeit als der Vers noch herrschte, umfangreichere selbständige Prosadichtungen. Nachdem aber die Könige aus dem Hause Valois den Thron Frankreichs bestiegen, beginnt die Umkleidung alter epischer Gedichte, sowohl der alten Heldenlieder als der Rittererzählungen, aus dem knapp anliegenden Gewand des Verses in das losere der reimfreien Rede. Diese Romane, deren besonderer Zweck die Unterhaltung der bevorrechteten Stände war, bildeten im Laufe der Jahrhunderte immer stärker die Tendenz aus, auch belehrend und erziehend auf das ritterliche Leben der Gegenwart zu wirken, einem von echter Ritterlichkeit sich abwendenden Geschlechte die Sitten, Bräuche und Idealgestalten eines längst entschwundenen ritterlichen Heldenzeitalters ins Gedächtnis zurückzurufen und einzuprägen. Diesen Wunsch zu verwirklichen, war man vorzüglich bestrebt, seitdem zu den alten neue Unterhaltungsschriften verwandten Inhalts hinzukamen, als die Romane ans Licht traten, die, wie Galien le Rhetoré, Guiron li Courtois, Meliadus, Perceforest und andere, zum Teil wahre

Ritterspiegel und umfängliche Schatzkammern geschichtlicher und heraldischer Gelehrtheit bildeten und Lehrbücher waren der Hofzucht und edlen Sitte.

Diese Prosadichtungen, welche die Zeit ihrer Handlung nach oder vor König Artus und Kaiser Karl legten, und die ihre thatsächliche Geschichtserzählung aus den älteren Romanen der Tafelrunde und Epen der Karlssage schöpften, waren als die moderneren Hervorbringungen neben dem alten Vorrat und einzelnen, auf jüngerer Grundlage ruhenden, ebenfalls von lehrhafter Tendenz durchtränkten Bildungserzählungen (wie Jehan de Saintré) die höhere Unterhaltungslitteratur nicht allein des 15., sondern lange noch des 16. Jahrhunderts. Kaum sind die ersten Pressen in Frankreich eingerichtet, so bemächtigen sich auch schon die Buchdrucker dieser Romane, und nach dem Jahre 1480 gehen aus den Werkstätten zu Paris und Rouen jene umfänglichen Foliobände hervor, welche die Schicksale und Thaten Lancelot's, Tristan's, Perceval's, Artus', Guiron's, Perceforest's berichten. Sie waren bestimmt, auf eine lange Reihe von Jahren teilnehmende und aufmerksame Leser zu finden[1].

Auch hindert die durch das Wiederaufleben des klassischen Altertums herbeigeführte Umwandlung der Kultur und die Bildungserneuerung nicht, dass in Litteratur und Gesellschaft gewisse, aus dem mittelalterlichen Rittertum emporgewachsene, zu Idealen verklärte Begriffe ihre Geltung behalten; vielmehr bleiben sie neben und in der neuen Bildung bestehen und verschmelzen sich mit ihr im Laufe der Jahre zur Eigenart moderner Kultur. Eine litterargeschichtlich bedeutende Erbschaft des Mittelalters gibt sich in der Bevorzugung kund, welche die neuere Dichtung bestimmten Motiven zu teil werden lässt, die in ihrer Besonderheit der Lebensauffassung und Weltanschauung der Antike beinahe fremd geblieben sind. Aus der in der ritterlichen Litteratur ausgebildeten „Courtoisie“ und „Galanterie“ gehen die für die neuere Dichtung so ungemein wichtigen Begriffe der „Liebe“ und „Ehre“ hervor; sie bilden, allmählich sich läuternd, die ewig wieder-

kehrenden Triebfedern dichterischer Handlung. Freilich gewährt nicht die Dichtung des 16. Jahrhunderts, sondern erst die dramatische Poesie des folgenden Säkulums die geklärte und trefflichste Anschauung der überwundenen Gegensätze und der Vermählung mittelalterlicher und antiker Bildungsbestandteile.

Das Festhalten an ritterlichen Sitten und Bräuchen, die Bewahrung des im Rittertum vorhandenen Gedankeninhalts erhält nach aussen einen offenkundigen Ausdruck gerade im Zeitalter Franz' I. Es scheint, als ob auch ein Wiederaufleben scheinbar erstorbener Anschauungen und Formen des geselligen Lebens im Geiste des Rittertums stattfinden sollte. Nach dem mehr bürgerlichen Regiment Ludwig's XII. verfolgt der junge König Franz die Verwirklichung von Ideen, welche er durch das Lesen der alten Romane in sich genährt haben mochte. In seinem Zeitalter hat es nicht an Männern gefehlt, welche, wie La Tremoille, La Palisse, Bayard, den schönen Gedanken edler Ritterlichkeit in Fleisch und Blut verkörperten, während der König selbst nur dem Scheine nach der Verwirklichung seines Ideals nahe gekommen ist. Niemand hätte ihm einen Vorwurf daraus machen dürfen, dass er als König in seinen öffentlichen Handlungen nicht durch die Grundsätze eines Ritters von echtem Schrot und Korn sich bestimmen liess, aber auch in seinen persönlichen Beziehungen liess ihn sein unverlässlicher Charakter etwas anderes als den äusseren Schein glänzender Ritterlichkeit nicht erreichen. Nach dem Vorgang des Königs liebten es die Grossen und Fürsten des Landes, in äusserem Bezeigen ihre Treue gegen die ritterliche Ueberlieferung zu beweisen. Keine grössere Feier findet statt, kein denkwürdiges Ereignis wird geweiht ohne Veranstaltung von Turnieren und Ritterspielen, und die Hofpoeten werden herbeigerufen, um durch ihre Erfindungen und Worte diesen Festen Sinn und Bedeutung zu verleihen*). Formeln und

*) Zur Feier der Vermählung von Jeanne d'Albret mit dem Herzog von Cleve werden Ringspiele, Schwertkämpfe, „mommeries", perrons de

Sprache des Ritterwesens kamen so stark in Aufnahme, dass selbst in Liebesepisteln jener Zeit Spuren davon zu bemerken sind (Pasquier: Chevalier du parc d'honneur).

Auch die Mode der Wahlsprüche und Embleme, die schon aus früherer Zeit stammte, aber jetzt ihre Herrschaft mehr und mehr ausbreitet, ist mittelalterlichen Ursprungs, denn sie nimmt ihren Ausgangspunkt von der Heraldik und den Ritterorden. Freilich werden im Sinne dieser Mode gern Aussprüche, Gedanken und bildliche Vorstellungen aus dem Altertum verwertet und hier und da wird Einspruch erhoben wider die Abgeschmacktheit, rebusartig einen Sinnspruch durch ein Bild anzudeuten, dessen Wortbezeichnung denselben Klang hat, wie die Worte jenes Sinnspruchs. Aber der Brauch der Devisen war so allgemein, dass auch der geringste Poet jener Zeit nicht auf den Besitz einer solchen verzichtete[2]).

Fast mehr noch kam das ritterliche Wesen unter Franz' I. Nachfolger in die Höhe. Franz I. hatte einst seinen Herold an Karl V. geschickt und ihn zum Zweikampf gefordert (1528); beinahe zehn Jahre später hatte er „Karl von Oesterreich" in feierlicher Sitzung der Felonie und Rebellion schuldig erklären und zur Verantwortung laden lassen; wieder zehn Jahre darauf entbot Heinrich II. durch seinen Herold Valois das „kleine, lahme Männlein" (Rab. IV, 2. Prol.) Karl zur Lehenshuldigung nach Reims und zu Anfang seiner Regierung liess er unter Auffrischung der längst entschwundenen Formen den richterlichen Zweikampf zwischen Jarnac und La Chastaigneraie ausfechten, als ob die Zeiten Roland's und Huon's von Bordeaux noch lebendig wären und nicht schon der heilige Ludwig den Gotteskampf als Rechtsmittel abgeschafft hätte.

chevaliers errans veranstaltet. Clément Marot schreibt die Devisen und Inschriften (1541, Marot, Oeuvres, III, 106). Ueber Saint-Gelais' Thätigkeit s. o. S. 152.

Branthôme III, 272 (François): Il n'y avoit nopces grandes qui se fissent en sa court qui ne fussent solempnisées, ou de tournois, ou de combats, ou de masquarades.

Vgl. auch Bourciez, Mœurs polies, I, 1.

Die Wiederaufnahme der klassischen Studien hatte gerade Lust und Freude an der Vergegenwärtigung entfernter Sitten und fremder Lebensgewohnheiten erweckt; nicht allein litterarisch, in Sprache und Denkart, selbst in öffentlichen Angelegenheiten und bei häuslichen Verrichtungen suchte man dem griechisch-römischen Altertum nachzueifern oder nahezukommen.

Die Menschheit der Renaissance lernte hierbei erst beobachten, dass eine zeitlich und örtlich fernliegende, wesentlich anders geartete Kulturwelt nicht bloss nach den Wahrnehmungen innerhalb des eigenen Glaubens, der eigenen Sitte und Bildung zu beurteilen sei; sie wird sich ihrer Verschiedenheit von der alten Welt bewusst. Zwar hat von jeher die Phantasie ihr Recht geübt, den Raum fremder Himmelsstriche und ferner Zeiten mit eigenen Gebilden zu bevölkern, mit den Schöpfungen, in denen die natürliche Erfahrung vergrössert wird oder die über die Natur hinausgehen, und an denen Märchen und Fabel sich erfreuen; eine fremdartige Welt, anders als die eigene gestaltet, ist auch dem Mittelalter bekannt; wer aber die Wirklichkeit nachzubilden unternahm, that dies von der Vorstellung beherrscht, dass alle Völker, alte und neue, Heiden, Juden und Sarazenen in ihrem Dasein dieselben Einrichtungen hatten, Sitten, Gesetze und Bräuche befolgten, die denen glichen, nach welchen man im eigenen Lande und Volke zu leben und zu verkehren gewohnt war.

Das Bedenken eines Verstosses gegen Ort, Zeit und Sitte ist eine Frucht der erneuerten Bildung, die erst heranreift, seitdem man tiefer in die Welt des Altertums eingedrungen ist, seitdem man weiss, dass an diese Welt nicht der Massstab der eigenen heimischen Zustände und Lebensformen anzulegen ist. Diese Erkenntnis gerade führt zu jenem Streben nach Wiederbelebung entschwundener Zustände und Zeiten, das für die Epoche der Renaissance bezeichnend ist; sie führt die Berücksichtigung fremder Lebensverhältnisse als ein neues Element in die Dichtung ein. Hatte man sonst eine fremde Vergangenheit nach den Erfahrungen der eigenen Lebensweise

nüchtern zurechtgelegt und dargestellt, so beginnt jetzt das, was die Vorzeit unterscheidet von vorhandener Wirklichkeit, für köstlich und erhebend geachtet zu werden, und diese Verschiedenheit ist eine Veranlassung mehr zu begeisterter Nachbildung, gerade als ob schon an sich die entlegene Fremdheit poetischer wäre als die alltägliche Gegenwart. Die Romantik ist eine Hervorbringung der Renaissance.

Derselbe Geist, welchen die grosse Bildungserneuerung heraufbeschworen hat, wirkt dort, wo man in der Verkleidung zu Hirten, Helden und Göttern des Altertums ein höheres Dasein zu gewinnen hofft, wie hier, wo die mittelalterliche Maske idealen Rittertums angelegt wird; in beiden Fällen, ob man sich in ein Utopien des Altertums, oder in ein Traumland des Mittelalters hineinversetzte, fand die neuerregte Seele eine Befriedigung ihres Sehnens unter der Vorstellung einer fremdartigen, schönen, besseren, immerhin aber irdischen Welt.

Die vom Humanismus beeinflusste Lebensauffassung ging, brechend mit mancher alten Ueberlieferung, der Verwirklichung neuer Gedanken nach; aber freilich musste diese Aussaat der jungen Bildung sich erst bewähren und bewurzeln. Daneben bestand, von alters her ererbt, noch ein so bestimmter Gedankeninhalt, wie er im Ritterwesen ausgebildet worden, der unter den neuen Tendenzen nicht verloren gehen, sondern bei der allgemeinen Vorliebe für das Fremde und Entlegene nur an Bedeutung gewinnen konnte, zumal wenn derselbe in dem, neuen Aufschwung nehmenden, Spiel mit ritterlichen Formen seinen Rückhalt fand.

Die dauernde Anerkennung dieses Ideengehalts, die höchste Wertschätzung gewisser, innig mit dem Ritterwesen verbundener Begriffe, wie „Ehre“, „Treue“, „Minne“ (honneur, foi, amours), durchdrang selbst die aus dem Altertume erneuerte Bildung. Die Bedeutung dieser Ideale für die Dichtung bleibt ungeschwächt; mag das Leben an ihrer Verwirklichung nicht reich sein, so bezeichnen sie doch ein Ziel, das, selbst unerreicht, erstrebenswert geachtet wird und bestimmend auf die Richtung der Lebensbahn wirkt.

Mit Recht ist jener Zeitraum (von Beginn der italienischen Feldzüge bis zur Schlacht von Pavia) gerühmt worden, weil er in der That Männer aufzuweisen hat, die, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Kriegstüchtigkeit, wackere Gesinnung und Uneigennützigkeit, der französischen Ritterschaft Ehren und Zierden waren. Die erzählende Dichtung brauchte daher nur einen Blick auf die vorhandene Wirklichkeit zu thun, wenn sie die Lebensgeschichte trefflicher ritterlicher Kriegshelden darzustellen wünschte. Bald nach dem Tode des edlen Bayard, dem ohne Widerspruch das Lob vollkommenster Ritterlichkeit erteilt worden ist, erscheinen auch zwei Schriften, welche sein Bild zu erneuern und festzuhalten bestimmt waren. Das eine dieser Werke, von dem „treuen Diener“ (Loyal Serviteur), wahrscheinlich dem ehemaligen Sekretär Bayard's verfasst, ist eine schlichte Erzählung der hauptsächlichen Thaten und Erlebnisse des Helden, aber mit ihrer anspruchslosen Einfachheit vereint sie einen anmutigen Reiz der Sprache, den kein gleichzeitiges Denkmal der französischen Prosa besitzt. Es besteht hier eine schöne Uebereinstimmung zwischen der Art des Vortrags und der Natur des schlichten Kriegers, dessen Leben das Buch beschreibt. Bayard war ein einfach gesinnter Edelmann aus der Dauphiné, den nicht der Ehrgeiz reizte, als Feldherr zu glänzen, der aber durch persönliche Tapferkeit seinen Mann stand und auch an der Spitze geringerer Heeresabteilungen als beherzter und besonnener Führer sich Ansehen erworben und über dreissig Jahre an der nordöstlichen Mark des Landes und in Italien drei französischen Königen treu gedient hat, nachdem ihn der Herzog Karl von Savoyen als Pagen König Karl VIII. zu Lyon zuerst überlassen hatte. Als echter Ritter von angeborenem Adel der Gesinnung war Bayard stets bestrebt gewesen, die Schrecken des Krieges zu mildern, freigebig, nie auf den eigenen Vorteil bedacht, von einfacher Frömmigkeit, — das „Herz rein wie eine Perle“, — ein Schützer der Witwen und Waisen, ein Schirmer der Unschuld, seiner Herrin bis an sein Ende in ehrbarer Liebe zugethan, gewandt und siegreich im ritterlichen

Spiel wie im ernsten Einzelkampf, kurz, die Erfüllung eines Ideals, wie es dem Zeitalter vorschwebte*).

Scheint es doch, als sei die Verwirklichung des Begriffs edler Ritterlichkeit erst möglich, nachdem die Monarchie so weit erstarkt war, dass jenes Gefühl der Gemeinsamkeit wach geworden, welches, die auf den ritterlichen Standesanschauungen beruhende Auffassung persönlicher Dienstleistung nicht beeinträchtigend, zuerst lehrte, die eigenen Interessen nicht allein dem Oberherrn, sondern auch der Gesamtheit unterzuordnen oder zu opfern; so adelte, während die alte Mann-

*) Er trägt wiederholt in Turnier und Ritterspiel den ersten Preis davon; schon als Page zu Lyon (6. K.), später als junger Ritter zu Aire (10. K.) und in Neapel (23. K.); im ernsten Zweikampf besiegt er den stolzen Spanier Don Alonso de Soto Mayor (22. K.); er verteidigt eine Brücke über den Garigliano allein gegen zweihundert Spanier (25. K.); in verantwortlicher Stellung ist er nicht allein ein beherzter, sondern auch ein in Kriegslisten erfahrener Führer (bei der Verteidigung von Mezières, 53. K.); er ist so uneigennützig, dass er die Hälfte eines guten Fangs (15000 Dukaten) einem Kameraden überlässt, die andere Hälfte — Le cueur nect comme la perle — unter die Soldaten verteilt (24. K.); er beschützt eine Witwe und nimmt nur einen Teil eines reichen Geschenks an, den er verwendet zur Ausstattung der Töchter jener Witwe und als Gabe für ein armes Frauenkloster (51. K.); er rettet eine Jungfrau, die in seine Gewalt gegeben ist, vor der Schande (obgleich „er kein Heiliger war"), schenkt ihr eine Mitgift und verheiratet sie (55. K.); in Carignan ehrt er die Dame, „die zuerst sein Herz zu ihrem Dienst gezwungen," durch ein Turnier, dessen Preis ihr „Aermel" ist, und erwirbt selbst diesen Preis „durch die Kraft dieses Aermels", so dass die Frau, Madame de Fluxas, sagt: Puisqu'ainsi est que monseigneur de Bayart me fait ce bien de dire que mon menchon luy a fait gaigner le pris, je le garderay toute ma vie pour l'amour de luy — weiter heisst es dann: le bon Chevalier print aussi congé de madame sa bonne maistresse, à laquelle il dist qu'il n'y avoit prince ne princesse en ce monde, apres son souverain seigneur, qui eust plus de commandement sur luy, qu'elle y en avoit — ce fait, convint aller prendre congé de ses premieres amours la dame Fluxas, qui ne fust pas sans tumber larmes de la part d'elle, et de son costé estoit le cueur bien serré. L'amour honneste a duré entre eulx deux jusques à la mort, et n'estoit année qu'ilz ne s'envoyassent presens l'ung à l'autre (13. K.).

haftigkeit und Kampfesfreude die Zierden verfeinerter Sitte und Bildung sich aneignete, zugleich das Bewusstsein einer Erfüllung der Pflicht gegen König und gegen Vaterland die Dienstbereitschaft des Edelmanns.

Nirgends drängt sich diese Wahrnehmung mehr auf, als in den Worten, die Martin Du Bellay dem todwunden Bayard in den Mund legt. Nachdem (1524) Bayard den Rückzug seiner Landsleute gedeckt, und diese ihn auf sein Geheiss unter dem Laubdach eines Baumes, das Antlitz den Feinden zugekehrt, zurückgelassen haben, kommt der Connetable von Bourbon an der Spitze der verfolgenden Feinde an demselben Orte, wo der Ritter „sans reproche et paour" sein Ende erwartet, vorüber. Er redet ihn an, sein Bedauern über den Verlust eines so edlen Gegners, wie Bayard gewesen, äussernd. Dieser aber erwidert*): Herr, Bedauern ist bei mir nicht angebracht, denn ich sterbe als wackrer Mann; aber Euch bemitleide ich, weil ich Euch dienen sehe wider Eueren Fürsten, wider Euer Vaterland und wider Euer Gelöbnis!

Obwohl die Erzählung des „treuen Dieners" nicht in allen ihren Einzelheiten der geschichtlichen Wahrheit entsprechen kann, ist doch die eigentliche Absicht romanhafter Ausschmückung nicht vorhanden; selbst der Wortlaut der Gespräche, der hier und da frei erfunden sein muss, entspricht noch durchaus der Gesinnung und dem wahren

*) Le capitaine Bayar luy feit response: monsieur, il n'y a point de pitié en moy, car je meur en homme de bien; mais j'ay pitié de vous, de vous veoir servir contre vostre prince, et vostre patrie, et vostre serment (Du Bellay, Mém., Paris 1588, S. 102). Das Wort „patrie" im Munde Bayard's ist allerdings auffallend, „pays" wäre eher zu erwarten gewesen, oder chose publicque (pour le bien de la chose publicque schreibt Montmorency an Biez, vgl. Decrue, A. de Montm. S. 137). „Loyal serviteur" weiss von dieser Begegnung nichts; der viel jüngere Branthôme lässt Bayard sagen, „ayez la (pitié) plustost de vous qui combattez contre vostre foy et vostre roy; et moy je meurs pour mon roy et pour ma foy (III, 107); er verändert also die Worte (die er nach Du Bellay citiert) unbewusst im Sinne des älteren Sprachgebrauchs. In der Sache trifft Du Bellay aber wohl das Richtige.

und natürlichen Wesen des Helden. Eine unbewusste Tendenz zur Idealisierung wirkt freilich mit, deutlich ergibt sich dies aus dem das letzte (66.) Kapitel des Buches bildenden Epilog[3]).

In einem anderen Verhältnis zur geschichtlichen Thatsächlichkeit steht das „Leben des Feldhauptmanns Bayard" von Symphorien Champier und die „Lobrede auf den Ritter ohne Tadel" (Louis de La Tremoille) von Jehan Bouchet (s. o. S. 100). Diese Werke sind historische Romane, die das Leben ritterlicher Helden mit frei erfundenen Einzelheiten ausschmücken, wenn auch unter Beibehaltung der durch den geschichtlichen Verlauf gegebenen Daten.

So enthält die „Lobrede" eine ausführliche Liebesgeschichte mit Reden und Gegenreden, poetischen Episteln und Antwortschreiben, welche die Tugend des Helden in das hellste Licht rücken, die aber zeigen, dass der Frauendienst ein notwendiges Ingrediens einer ritterlichen Lebengeschichte ist*); auch in den übrigen Reden, Lehrvorträgen und Schilderungen macht sich die Weitschweifigkeit des Redners breit, der bisweilen die einfachsten Dinge, etwa die Angabe des Geburtsjahrs, oder die Thatsache, dass der Tag angebrochen ist, in langatmige Perioden poetischer Prosa auseinanderzieht**). Gleich-

*) Diese Episode — de la grant et honneste amour qui fut entre le jeune seigneur de la Trimoille et une jeune dame — geht durch das siebente bis elfte Kapitel.

**) Die Geburt des Helden wird folgendermassen angezeigt (2. K.): et lorsque le souleil, qui est le cueur du ciel et l'œil du monde, repousoit en son trosne et siege de *Libra*, qui fut le vingtiesme jour de septembre de l'an 1460, ouquel an toute la monarche des Gaules estoit eureuse de paix, et habondoit en toutes bonnes fortunes, par les disposicions fatalles qui, soubz les bannieres du roy Charles septiesme de ce nom, surnommé le *Bien fortuné*, avoient chassé et mis hors son royaulme de France les anciens ennemys de l'honneur françois, usurpateurs de leurs seigneuries et envieux de leurs redoubtables ceptres et couronnes, celle illustre dame Margarite d'Ambayse enfanta d'ung beau filz: ce fut nostre chevallier sans reproche — mit anderen Worten: Louis de La Tremoille wurde den 20. September 1460 geboren.

wohl lässt sich hier eine ideale und vaterländische Gesinnung, eine warme Freude an mannhafter Tugend und ritterlichem Edelmut nicht verkennen.

Nun aber auf das Gebiet des reinen, ungeschichtlichen Abenteuerromans übertragen, spiegelt nichts die bewahrte Begeisterung für die ritterlichen Ideale heller als der Erfolg, der in Frankreich dem *Amadis de Gaula* zu teil geworden ist. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war dieser Roman in der Bearbeitung des Spaniers Garcia Ordoñez Montalvo bekannt geworden und hatte auf beiden Seiten der Pyrenäen sich schnell verbreitet. In Salamanca war 1519 der erste mit Jahreszahl versehene Druck des Romans erschienen. Etwa zwanzig Jahre später unternahm es *Herberay des Essarts* die umfangreiche Arbeit Montalvo's ins Französische zu übertragen unter dem Vorgeben, Frankreich das nur wiederzuerstatten, was längst von Rechts wegen ihm zukam. Bis zum Jahre 1548 traten acht Bücher des französischen Amadis in die Oeffentlichkeit[5]).

Habert hat dem Uebersetzer es zum Verdienst angerechnet, „sein Gemälde bereichert zu haben“, ein anderer geht noch weiter, mit der Behauptung, dass nur die Hälfte des Werkes aus dem Original stamme, während das Uebrige vom Bearbeiter „erfunden“ sei*). Das sind einfach Uebertreibungen wohlwollender Freunde. Hin und wieder hat Des Essarts die Reihenfolge der Abenteuer verändert, er hat Einzelheiten dem französischen Geschmack angepasst und vielleicht den Ausdruck der Gefühle und Stimmungen stellenweise etwas gemildert und abgetönt.

Für die Zeitgenossen erhielt das Buch in seiner französischen Gestalt allerdings den Wert einer Originalarbeit und hat eine dem entsprechende Wirkung ausgeübt. Noch nach fünfzig Jahren erklärt Pasquier**): der Amadis ist ein

*) Vgl. Bourciez: Mœurs polies S. 62.

**) Specialement au huictieme Roman (livre ?) dans lequel vous pouvez cueillir toutes les belles fleurs de nostre langue françoise. Jamais

Buch, „aus dem man alle schönen Blüten unserer französischen Sprache pflücken kann“.

Der Held des Romans ist der heimlichen Verbindung von Perion, dem König von Gallien, mit Elisena, einer Tochter des Königs von Kleinbritannien, entsprossen. Von seiner Mutter aufs Meer ausgesetzt, wird er von einem schottischen Ritter gefunden, aufgenommen und unter dem Namen Junker vom Meer (Damoisel de la Mer) erzogen. Inzwischen gibt Perion sich am Hofe von Kleinbritannien zu erkennen und wird Elisenens Gatte. Ein nach der Vermählung geborener Sohn Galaor wird von einem Riesen geraubt und in der Wildnis von einem Einsiedler erzogen. Der Junker des Meeres wächst dagegen am schottischen Hofe auf und thut sich früh durch erstaunliche Gaben und seltene Tugenden hervor. Vor allen ist er bei den Frauen „beliebt und wohlangesehen“. Zwölfjährig, verliebt er sich in die zehnjährige Oriane, die Tochter des Königs von Grossbritannien. „Er diente zuerst der Königin und von ihr und von allen edlen Frauen und Jungfrauen wurde er sehr geliebt; aber seitdem Oriane, die Tochter des Königs Lisuarte, dort war, gab die Königin den Junker vom Meer derselben, auf dass er ihr diene, und sprach: Liebe, das ist ein Junker, der Euch dienen soll. Sie sprach, er gefiele ihr. Der Junker bewahrte dieses Wort in seinem Herzen, so dass es ihm nie wieder aus dem Gedächtnis kam; so dass ohne Fehl, wie die Historie es berichtet, er keinen Tag seines Lebens müde wurde, ihr zu dienen, und ihr hatte er sein ganzes Herz gewährt, und diese Liebe dauerte, solange sie dauerten“ (I, 4. K.). Er bittet, um seiner Liebe würdig zu sein, um den Ritterschlag, der ihm von seinem Vater Perion, ohne dass einer den anderen erkennt, erteilt wird. Amadis ist dann auf Abenteuer ausgezogen, mit der Lanze der Fee Urganda bewaffnet. Er hat das Glück, seinen Vater, welcher der

livre ne fut embrassé avec tant de faveur que cestuy d'espace de vingt ans ou environ: neantmoins la memoire en semble estre aujourd'huy esvanouie (um 1580); Pasquier, Rech. VII, 5. Kap. (Amst. 1723, I, 702).

Uebermacht verräterischer Feinde zu erliegen droht, zu retten. Es erfolgt die Erkennung und der „Junker“ erfährt seinen wahren Namen. Nach kurzem Aufenthalt am Hofe seiner Mutter Elisena zieht Amadis weiter, die Liebe zu Orianen im Herzen bewahrend. Ein Zufall führt ihn mit Galaor zusammen, doch kennen die Brüder einander nicht, obwohl der jüngere vom älteren zum Ritter geschlagen wird: Galaor sucht auf eigene Hand Ehre und Ruhm zu gewinnen, er tötet den Riesen vom Felsen Galtares (I, 12), während Amadis Windsor, den Hof von Orianens Vater Lisuarte aufsucht. Dann bekämpft er den Ritter Angriote und dessen Bruder und gelangt, stets von seinem Knappen Gandalin begleitet, nach verschiedenen Abenteuern in die Burg des berüchtigten Zauberers Arcalaus (I, K. 19). Hier wird die Befreiung einer Jungfrau unternommen, die mit einer schweren Kette am Halse gefesselt ist. Nach einer im inneren Schlosshof zugebrachten Nacht stellt sich der Zauberer dem Ritter Amadis zum Kampfe. Arcalaus wird in die Flucht geschlagen, durch die weitläufigen Gänge des Schlosses verfolgt, bis Amadis an die Schwelle eines Gemaches rührt, ins Wanken gerät und das Bewusstsein verliert. Die gute Fee Urganda befreit ihren Schützling erst aus dieser Zauberhaft.

Neue Heldenthaten, neue Kämpfe mit verräterischen und räuberischen Rittern folgen; als Rächer der Unbilden Ehre zu gewinnen, ist die Aufgabe, die Amadis eine Zeitlang wieder in Gemeinschaft mit Galaor durchführt. Rechtzeitig gelangt er nach London, welches eben von dem Thronräuber Barsinan belagert wird und befreit König Lisuarte aus seiner Not (I, K. 36—38).

Das zweite Buch des Romans hebt mit einer die Haupthandlung unterbrechenden Einleitung an. Apolidon, Sohn eines Königs in Griechenland und der Schwester des Kaisers von Konstantinopel, war ausgezogen auf Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

Nach dem Raube Grimanessens, der Schwester des Kaisers von Rom, hatte er sich auf die „feste Insel“ (Isle ferme)

begeben, deren früheren Besitzer, einen Riesen, erschlagen und sich ein Wunderschloss erbaut. Am Thore desselben erhebt sich ein ehernes Standbild, das melodisch ins Horn stösst, wenn ein tadelloser Ritter und vollkommener Liebender vorüberzieht; naht sich dagegen ein Unedler, Treuloser, so speit das Bild Feuer und Flammen. Dies Wunderwerk hatte Apolidon auf der Insel hinterlassen, als er auf den Thron von Konstantinopel berufen wurde. Oriane und Amadis bestehen siegreich die Probe des Standbildes und erwerben die feste Insel (II, K. 2); aber andere Störungen, nicht von aussen her, sondern aus dem Innern kommend, bringen den Liebenden Leid. Der eigentliche Herzensroman beginnt. Orianens hat der Verdacht sich bemächtigt, Amadis liebe die Königstochter Briolaine, für welche er einen Kampf zur Wiedereroberung ihres Reiches bestanden. Ihre brennende Eifersucht findet in einem Briefe Ausdruck, welcher für Amadis das Urteil der Verbannung enthält. Waffen und Rüstung von sich werfend, zieht dieser sich in die Einöde zum armen Felsen (Roche pauvre) zurück, um hier als „schöner Verborgener“ (Bel Tenebreux) ein freudloses Dasein zu führen (II, K. 6).

In Thränen verzehrt sich der unglückliche Liebhaber und erliegt nahezu seinem Kummer, bis ein glücklicher Zufall die Prinzessin von Dänemark, die sich aufgemacht hat, Amadis zu suchen, an die Küste verschlägt und durch ihre Vermittelung einen zweiten Brief Orianens in Amadis' Hände gelangen lässt, in welchem die Schreiberin ihren Irrtum eingesteht und ihr Unrecht bereut; denn seitdem Schild und Lanze des Verbannten an einer Quelle aufgefunden und dem König Lisuarte gebracht worden, kann Oriane die Trauerzeichen nicht ohne bittere Selbstvorwürfe betrachten. Sie verheisst von neuem dem Geliebten ihre Huld (II. K. 9).

Neue Abenteuer hat Amadis zu bestehen, Kämpfe mit Rittern und Riesen, bis die beiden Liebenden, fern von der Hauptstadt, zu Miraflores ihre Aussöhnung und Wiedervereinigung feiern (II, K. 13). Sie bestehen, unerkannt, dann an Lisuarte's Hof eine Liebesprobe; er mit dem verzauberten

Schwert, sie mit einem Kranz, dessen welke Blumen herrlich erblühen auf dem Haupte der vollkommenen Liebe. Später kommt Amadis unter eigenem Namen zum anderenmal an den englischen Hof, und vollbringt für den König mancherlei Thaten, bekämpft an der Spitze eines Heeres Cildadan von Irland, und, da ihm Lisuarte, neidischen Einflüsterungen zugänglich, mit Undank lohnt, kehrt er Grossbritannien mit seinen Getreuen den Rücken und lässt Orianen in grossem Leide zurück (III, K. 20, 21).

Das dritte Buch berichtet von neuen Kämpfen und Abenteuern Amadis' und anderer Helden, es erzählt wie Esplandian in Heimlichkeit geboren wird: der Sohn Orianens und ihres Getreuen; da er heimlich fortgebracht werden soll, wird das Kind von einer Löwin geraubt und auf Geheiss eines frommen Einsiedlers Nascien gesäugt (III, 3. K.); dieser zieht den Knaben auf und überlässt ihn seinem Grossvater Lisuarte nach einer Begegnung, die der letztere auf der Jagd mit Esplandian gehabt (III, 9. K.).

Inzwischen wirbt Patin, Kaiser von Rom, um Oriane; sie wird der Politik vom Vater geopfert und zu Schiff nach Rom gesendet. Unterwegs wird die Flotte, auf der sich Oriane befindet, angefallen und die Königstochter geraubt und nach der festen Insel gebracht. Von hier aus versucht man umsonst, die Einwilligung zur Verbindung Orianens und Amadis' zu erlangen. Lisuarte bleibt verstockt und will dem Kaiser von Rom sein Wort halten. Es gibt Krieg; Lisuarte und seine Bundesgenossen rüsten gegen Amadis Perion und deren Alliierte. Erst nach langen Kämpfen erhält Amadis mit der Hand Orianens den Lohn seiner Treue und bewährten Ritterschaft.

Das letzte (vierte) Buch ist im ganzen weniger abenteuerlich als die vorhergehenden Teile des Romans: es hat einen mehr geschichtlichen Charakter, die Helden treten auf „nicht wie irrende Ritter, sondern wie Fürsten und grosse Herren“ (IV, 4. K.). Kriegs- und Staatsaktionen, politische Reden und Beratungen nehmen viel Raum ein. Gesandtschaften werden vor-

bereitet und abgeschickt, um Staatenbündnisse abzuschliessen. Kriegsunternehmungen und wahre Schlachten finden statt, Amadis selbst tritt als Feldherr auf.

Wie das Original immer als ein Muster edler Vortragsweise gegolten hat, selbst im gehobenen Ausdruck klar und durchsichtig bleibt, und niemals sich von der Heerstrasse natürlicher Rede in die verschlungenen Pfade verkünstelter Rhetorik verliert und durch frische und lebendige Stimmung sich auszeichnet, ebenso hat die französische Uebertragung des Amadis die guten Eigenschaften seines Stiles treu bewahrt. Die Sprache derselben ist fliessender, geschmeidiger und einschmeichelnder als die irgend eines vorher geschriebenen Buches. Es ist darum kein Wunder, dass man das Werk noch lange als eine Schule für gutes Französisch betrachtet hat.

Selbstverständlich sind es aber nicht die Eigenschaften des sprachlichen Ausdruckes, welche den Büchern solche Erfolge erwirkten und sicherten, dass, wie im Zeitalter Heinrich's II. der derbe Kriegsmann La Noue ausruft: „si quelqu'un les eust voulu alors blasmer, on luy eust craché au visage!"

Die Anmut des Vortrags, überhaupt jene litterarischen Eigenschaften, welche eigentlich beim modernen Leser die Hauptempfehlung des Buches bilden, erklären die bedeutende Wirkung, die der Amadis auf die Zeitgenossen ausgeübt hat, nur zum Teile, obgleich die schon vorhandene Ausführlichkeit in den Beschreibungen, die Schilderung von Aufzügen, Turnieren und Festlichkeiten (I, K. 39; IV, K. 42, 44), der behagliche Fluss der zierlichen Reden, die Feinheit des Tons, die gerade das Charakteristische wenig hervortreten lässt, den Beifall der damaligen Leser gewinnen musste.

Die Zeitgegemässheit des Romans ist die natürlichste Ursache seiner Erfolge: die engen Beziehungen, die ihn verknüpfen mit den das Leben der höheren Stände beherrschenden Ideen, Sitten und Stimmungen. Deshalb wurden bestimmte Eigenschaften des Amadis, die den Späteren als Mängel erscheinen, von den Zeitgenossen leicht als Vorzüge empfunden. Eine gewisse

Planlosigkeit war allen älteren französischen Ritterromanen eigen, auch der Amadis lässt die wohlüberlegte Anordnung des epischen Inhalts vermissen; nur der lebengeschichtliche Faden vermittelt den Zusammenhang der einzelnen Bestandteile der Erzählung; sonst dürfen Unterbrechungen, Einschiebungen, Rückblicke, es darf das Auftauchen neuer Gestalten jeden Augenblick stattfinden. Der bunte Reichtum der Gestalten, und die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten ist allerdings nur scheinbar vorhanden. Dieselben Kämpfe und Proben, dieselben Verzauberungen und Entzauberungen, dieselben Motive wiederholen sich unablässig, wie auch bei gleichen Veranlassungen dieselben Reden gehalten werden. Aber nicht der Wechsel, sondern die Wiederholung und Häufung scheint die Zeitgenossen des Amadisromans ergötzt und gefesselt zu haben. Was für den Scherz gilt, gilt auch für den Ernst. Komische Aneinanderreihungen, Häufungen von Epithetis, Beziehungen einer unendlichen Reihe gleichartiger Aussagen auf ein Subjekt müssen bei den Zeitgenossen von Songecreux und Rabelais ihrer Wirkung sicher gewesen sein. Warum sollte man nicht eine verwandte ernste Freude empfinden, wenn die Vortrefflichkeit des Helden sich durch immer wiederholte Kämpfe, Probestücke und andere Fährlichkeiten beständig aufs neue bewährte? Auch die Wiederholung derselben Reden, derselben höfischen Formalitäten hatte einen stets sich erneuernden Reiz. Kannten doch auch die Gelehrten, ein Cornelius Agrippa und andere, nichts Besseres, als einen Satz durch eine möglichst lange Reihe von Anführungen verwandter Züge zu erläutern.

Dass überhaupt kaum ein neues äusseres Motiv im Amadis zur Verwendung kommt, ist dem Erfolg nicht hinderlich gewesen, denn nach Neuheit der Situationen und Beweggründe verlangte man überhaupt nicht. Ein Roman richtete sich auch nicht an ein Publikum, das „schrecklich viel gelesen“ hatte und dem alles Frühere bekannt war. So besteht denn die Erfindung des Amadis in der Verwertung von Elementen, die in den Romanen der verschiedenen Sagenkreise des

Mittelalters, besonders der bretonischen und orientalischen, vorhanden waren: die Lancelot, Perceval, Tristan, Apollonius von Tyrus, Flore und Blancheflor, Partonopeus und andere Dichtungen haben Einzelheiten geliefert und der Amadis, dem seine Motive von allen Seiten her zufliessen, wird somit zu einem Behältnis, das einen ganzen Vorrat romantischer Situationen und Triebfedern der Handlung aus dem Mittelalter in die neue Litteratur hinüberträgt.

Auch die Wahrnehmung, dass die ganze Erzählung gleichsam in der Luft schwebt, und dass ihr alle Vorbedingungen der Wirklichkeit fehlen, wurde damals nicht gemacht; geographische und historische Kenntnisse waren nicht so sehr verbreitet, dass man auf Grund derselben Anstoss daran genommen hätte, die Reiche dieser Welt so verteilt zu sehen, wie es im Roman geschehen ist. Ebenso war das Vorhandensein von Feen und Zauberern, von Menschen, die übernatürliche Wissenschaft und Macht besassen, weder märchenhaft noch unwahrscheinlich im Zeitalter des Cornelius Agrippa und der Hofastrologen*). Auch die ausschlaggebende Bedeutung des irrenden Rittertums für die Geschichte der Staaten wurde einfach nicht in Zweifel gezogen. Daran ist wohl festzuhalten: den Zeitgenossen wurde im Amadis eine fremde Welt vorgeführt, dessen blieb man sich bewusst; aber nicht in unserem Sinne wurde diese Welt als phantastisch, als nur durch die Einbildungskraft wirklich betrachtet, für die man einmal die erdachten Voraussetzungen zugestanden hatte; sondern sie wird wie geschichtliche Wirklichkeit behandelt**), so gut wie Victor

*) Katharina von Medici brachte zwei Astrologen aus Italien mit (Ruggieri); Michel Nostradamus, der berühmte Prophet der Provence, musste das Horoskop des Prinzen stellen; Cornelius Agrippa (De Occulta Philosophia) lässt den Weltgeist durch die Strahlen der Sterne in die irdischen Körper dringen (vgl. Bourciez, Mœurs polies S. 43 ff.). Rabelais will von Astrologie nichts wissen, misst aber doch den sortes Virgilianae und ähnlichen Weissagungen des Zufalls gewissen Glauben bei.

**) Eine Auseinandersetzung über das Verhältnis von Roman zur Geschichte enthält der Prolog des spanischen Romans. Dieselbe läuft

Hugo's und Walter Scott's Zeitgenossen etwa an die geschichtliche Möglichkeit der in Notre Dame und Ivanhoe geschilderten Welt glaubten. Dass diese Wirklichkeit fremd und anders geartet war als die eigene, wie man zu wissen glaubte, dadurch hat der Amadis für das Zeitalter der Renaissance gerade jenen willkommenen Schimmer von Romantik und seine ihm eigentümliche Stimmung erhalten. Erst zwei Menschenalter nach dem Erscheinen des französischen Amadis hat der grosse Spanier den schwachen Punkt der Ritterromantik getroffen, und einfach die Möglichkeit der in derartigen Erzählungen geschilderten Welt geleugnet.

Im einzelnen aber veranlasste der Amadis gerade Vergleiche mit der erlebten Wirklichkeit. Die prächtigen Aufzüge, die hier geschildert wurden, standen denen nahe, die man selber erlebt und geschaut hatte; die Schlachten des Romans erinnerten an Marignano, Pavia, Cerisolles; Beispiele überschwänglicher Frauenverehrung liessen sich aus der eigenen Gegenwart anführen*).

Vor allem aber waren es die Anläufe zur Charakteristik, in Gestalten wie Lisuarte, Oriane, Amadis und Galaor, die Versuche, die Leidenschaften und Aufwallungen des Gemütes darzustellen, der Seelen Freuden und Leiden zu schildern: diese

darauf hinaus, dass, wenn der Amadis auch keine Geschichte wäre, er doch idealisierte Wirklichkeit enthielte. Das fünfte Buch (Las Sergas de Esplandian) war in einem Steingrabe gefunden von einem Einsiedler bei Konstantinopel; als ein ungarischer Händler es nach Spanien gebracht, fand man die Buchstaben und das Pergament so alt, dass sie schwer zu entziffern waren.

*) Vgl. hierüber besonders Bourciez a. a. O. S. 85 flg. Das dort mitgeteilte Bruchstück eines Briefes vom jungen König Heinrich II. an seine „Herrin“ (Maistresse) Diana von Poitiers (die damals, 1552, vierundfünfzig Jahre zählte) zeigt, wie dieser Fürst die romantische Auffassung in sein Verhältnis zu Dianen hineinträgt:

„Sepandant je vous suplye avoir souvenanse de seluy qui n'a jamès connu que ung Diu et une amye, et vous asurer que n'arès poynt de honte de m'avoir donné le nom de servyteur, lequel je vous suplye me conserver pour jamès.“

Ansätze zu einer psychologischen Behandlung waren es, welche das Zeitalter mächtig ergreifen mussten.

Hierzu kommt endlich noch die Tendenz, die im einzelnen und im ganzen sich äussert. Im einzelnen sind es Auseinandersetzungen, sinnreiche Gespräche, welche Anweisungen und nutzbringende Lehren für das Verhalten der Edlen vorzeichnen: der König, der Feldherr, der Ritter, die Edelfrau, der fürstliche Berater sahen hier die Beispiele musterhaften Benehmens in lebendiger Handlung vorgeführt mit ausdrücklicher Hinweisung auf die sich im besonderen ergebende Nutzanwendung*). Im ganzen gilt es aber, einem auf Abwege geratenen Geschlecht das reine Bild vollkommenster, edelster Ritterlichkeit zu malen**).

Amadis, das Ideal männlicher, mit feinstem Anstande gepaarter Tüchtigkeit, und Oriane, in welcher der Dichter die Verbindung von stolzem, weiblichen Ehrgefühl mit innigster Zartheit liebender Empfindung dargestellt hat, haben als zwei unschuldige Menschen ihren Bund geschlossen; die Teilnahme des Lesers wird für zwei Liebende erwärmt, deren glänzende Eigenschaften und musterhafte Treue nicht einem im Grunde unsittlichen Verhältnisse einen glänzenden Mantel umhängen soll; dieser Liebesroman ist kein Ehebruchsroman, wie die Geschichte Tristan's und Isoldens, Lancelot's und Ginover's oder anderer Liebespaare keltischen Ursprungs; auch sind die Be-

*) Höflichkeit und Leutseligkeit wird empfohlen (die courtoisie und honnesteté ist Ursache, dass die Ritter Oriane dienstbereit waren, IV, K. 6); Ermahnung zur Freigebigkeit (I, K. 42); Fürsten werden gewarnt vor eigennützigen Ratgebern (II, K. 19); Ermahnung zur Frömmigkeit (II, K. 1) u. s. w.

**) Vgl. die Vorrede zum vierten Buch der venezianischen Ausgabe (1533) des spanischen Originals (Libros de Caballerias por Gayangos, Madrid 1857, S. 273):

„tomar por enjemplo el modo, la virtud y bondad que de Amadís se cuenta, y de los otros muy valientes caballeros, para por aquel camino seguir; y si lo que de los sobredichos no fué verdad, hacer cada uno que lo que *él hiciere sea verdadero* por dar ocasion à los coronistas que dél puedan escrebir el verdadero efeto."

ziehungen der beiden Hauptpersonen zu einander nicht getrübt durch Unlauterkeiten, wie im Guiron li Courtois, der (s. o. S. 112) um dieselbe Zeit von Alamanni erneuert wurde, oder, wie in Artus de Bretagne, einer der letzten Hervorbringungen des Mittelalters.

Dies musste dem Amadisroman in den Augen der Zeitgenossen einen besonderen Vorzug verleihen und ihm die sittliche Anfechtbarkeit nehmen.

Und vor allem Amadis selbst durfte als ein Vorbild gelten, als ein Ausbund ritterlicher Tugenden und sittlicher Eigenschaften; fromm und ehrbar, uneigennützig, gewandt und stark, aber bescheiden und höflich, fein und zart, in Thränen zerfliessend*), wenn die Geliebte ihm zürnt oder er der Abwesenden gedenkt, ist er „der ganzen Welt ein heller leuchtender Spiegel“ (I, K. 10), das Ideal eines vollkommenen Ritters und Hofmannes, dem nur noch die später für den „Cortegiano“ geforderte vielseitige Bildung abgeht, und der daher mehr ein idealisiertes Gegenbild zu den Bayard und La Palisse ist als zu den gelehrten Helden der jüngeren Generation, den Guillaume Du Bellay und Salvoison**).

So war es nicht erstaunlich, dass auch die zahlreichen Fortsetzungen und Nachahmungen des Amadisromans, die zum

*) „Schlummernd und wachend soviel Thränen vergiessend“ (II, K. 1), obgleich er in seinem „starken Herzen alle Tugenden umschlossen hielt“ (ibid.). „Als er seine Herrin gelobt, geriet er in grosse Sorge, so dass die Thränen ihm in die Augen kamen —, wenn er selbst gelobt wird, erfasst ihn Scham“ (II, K. 13); ausser seiner Liebe (fortaleza de armas und lealtad d'amores; Einleitung zum zweiten Buch) ist die „Ehrbegier“ die treibende Leidenschaft des Ritters: „gaigner honneur“ (ganar honra); „Ruhm und Ruf mehr erhoffend und begehrend als irgend einen anderen Gewinn“ (Rede Amadis' an seine Vasallen, IV, K. 4).

**) Bei Beginn der italienischen Feldzüge hatten die französischen Edlen gefunden, dass die geistige Kultur verweichliche und untüchtig machte, später war man der Ansicht, dass sie im Gegenteil dem Feldherrn und Hofmann nützlich sei und man verwies auf das Beispiel des grossen Römers Julius Cäsar (vgl. Branthome, Du Bellay IV, 39; Salvoyson V, 15).

Teil von dem sittlichen Niveau des Vorbilds herabstiegen, Bewunderer und geduldige Leser in Frankreich fanden. Die Spanier hatten vorgearbeitet. Bald gab es, wie in der mittelalterlichen epischen Volksdichtung, eine wirkliche „Geste“ des Helden. Der Sohn von Amadis, Esplandian, hatte seine eigenen Abenteuer, von ihm stammen wieder Lisuarte von Griechenland und Flores, der Schwanenritter. Im vierten Geschlecht erneuert Amadis von Griechenland mit seiner Prinzessin Lucelle die Heldenthaten seiner Vorfahren, dann folgen Don Florizel von Nicea und Anaxartes, der Sohn des Lisuarte, bis endlich im zwölften Buch die Abenteuer des Don Silva vom Walde den ganzen Cyklus abschliessen.

Zwölf Bücher waren bis 1556 übersetzt worden, davon acht durch Des Essarts, das neunte wurde von Colet übertragen, das zehnte und elfte von Jacques Gohorry und endlich das zwölfte von Aubert von Poitiers. Im Laufe der Zeit verdoppelte (bis 1615) sich noch die Zahl der Bücher; Gilbert Saunier Du Verdier brachte sämtliche Romane in einen Zusammenhang und veröffentlichte sie unter dem Titel: „Roman der Romane“ (Roman des Romans) in sieben Bänden[6]).

Daneben waren auch die alten Prosaerzählungen, wie oben bemerkt ist, wieder aufgenommen und verjüngt, und neue Arbeiten in demselben Stile veröffentlicht, wie der neue Tristan von Maugin (1554), die Histoire Palladienne von Colet (1555), Gerard d'Euphrate (1549) und andere Werke.

Nur ungern sahen die gelehrten Poeten im Zeitalter Heinrich's II., dass der Geschmack an derartigen Büchern sich lebendig erhielt. Jodelle hatte sich herbeigelassen, seinem Freunde Colet eine „Epistel an die Leser“ (der Histoire Palladienne) zu schreiben, aber er legt zugleich eine gewisse Missachtung gegen die Romane an den Tag und fügt zu seiner Entschuldigung hinzu, dass er sich alle Mühe gegeben habe, seinem Freund Colet es auszureden, Geist und Feder diesen „halbverschimmelten“ Romanen zu widmen und „Frankreich noch mehr mit diesem spanischen Lügenzeug in Verwirrung zu bringen“, doch ist Jodelle zugleich genötigt, zu gestehen,

dass man ausserhalb der gelehrtgebildeten Kreise nicht so gering von diesen Erzeugnissen der Mode denke, vielmehr erfreuten sie sich des Beifalls der Edelleute „et des damoyselles de nostre siecle, qui fuyent l'histoire pour sa severité et rejettent toute autre discipline pour leur ignorance"*).

2.

Während Amadis und seine Nachtreter vornehmlich Unterhaltungsschriften sind, die auf die Teilnahme einer Welt von Lesern rechnen konnten, in welcher ritterlicher Sinn, höfisches Wesen und zarte Gefühle gepflegt und hochgehalten werden sollten, geht daneben her eine mehr volkstümliche Litteratur, die, gleichfalls ihren Ursprung zurückführend auf die mittelalterlichen Heldenerzählungen, ihre Töne doch auf weniger gespannter Saite anschlägt. Auch in solchen Volksbüchern werden die Thaten eines ritterlichen Helden, seine Kämpfe mit Riesen und Zauberern berichtet, aber der Stoff erscheint hier in derberer Zubereitung für den einfacheren Geschmack des gemeinen Mannes eingerichtet, und nicht vornehmes Folio, sondern bescheidenes Quarto ist die äussere Form dieser Bücher, die immer wieder von neuem aufgelegt werden und ihrerseits in einer litterarischen Unterströmung einen Vorrat mittelalterlicher Traditionen in die Neuzeit einführen.

Zu diesen Volksbüchern, welche sich lange in der Gunst der breiten Masse gehalten haben, ist auch die Chronik des Riesen Gargantua zu rechnen, von der man gern annimmt, dass sie in der aus dem Jahre 1532 überlieferten Gestalt eine Ueberarbeitung des Meisters François Rabelais gewesen sei. So viel ist wenigstens sicher, dass ein Teil der Erfindung, einzelne Namen und Züge aus dem Volksbuch für den Roman Gargantua und Pantagruel verwertet sind.

Das Leben des Verfassers hatte eben seine Mittagshöhe überschritten, als er das erste Buch seines Pantagruel veröffentlichte. Fast gleichzeitig mit Clément Marot's Dichtungen,

*) Vgl. Bourciez a. a. O. S. 80.

wenige Jahre vor Calvin's Christenlehre erschienen die beiden Teile des Romans, Merkmale und Beförderer zugleich der schon vollzogenen und weiter noch wirkenden Bildungserneuerung und Umwälzung des geistigen Lebens. Ueber Rabelais selbst hat man sich nicht recht klar werden können; allerlei Widersprüche sind in seinem Leben und in seinen Schriften entdeckt worden, und die Kontraste wurden noch erhöht durch Hineintragung von Einzelzügen und Schwänken, die mit dem, was man sonst von ihm weiss, nicht in Einklang zu bringen sind. Einzelne der Anekdoten, mit denen man schon frühzeitig Rabelais' Leben „ausgeschmückt“ hat, sind älter als er selber, andere sind aus Gargantua und Pantagruel, vielleicht schon von ferner stehenden Zeitgenossen und Gegnern geschöpft und in persönliche Beziehungen zu ihm gebracht worden.

Sicher ist das Bild, das man sich von seinem Leben[7]) machte, lange ausgestattet und in seinem Charakter bestimmt worden durch den Inhalt von Rabelais' Hauptwerk; barocke Erfindungen und Ausschweifungen seines Humors sind verwertet worden, um eine Gestalt zu entwerfen, die etwa zwischen Panurg und „Bruder Jean“ die Mitte haltend, Rabelais genannt wurde, und die man sich als unmässigen Zecher und Possenreisser vorstellte, als gross in practical jokes, deren Ausübung ohne Rücksicht auf Umstände von Zeit und Ort stattfindet; so entstand, aus einseitigem Verfahren hervorgegangen, ein phantastisches Geschöpf. Denn ebenso, wie man mit Benutzung der komischen Gestalten des Romans eine Vorstellung von Rabelais zu bilden unternahm, wäre man berechtigt gewesen mit Rücksicht auf die ernste Erscheinung anderer Figuren des Werkes, sich ihn als eine Persönlichkeit zu denken von gesetztem, würdevollem, mildem Wesen, von umfassender Bildung, guten Sitten und menschenfreundlicher, überzeugter Religiosität. Cervantes ist weder Sancho Pansa noch Don Quijote, Rabelais weder Panurg noch Pantagruel, aber sie haben in jedes dieser ihrer Geschöpfe von ihrem eigenen Wesen und von ihrer eigenen Natur etwas hineingelegt.

Rabelais mag von einem ähnlichen Geist der Unruhe,

wie er seinen Panurg umhergetrieben hat, erfasst gewesen sein, vielleicht war er nur nicht so glücklich wie dieser, einen so grossmütigen Schützer zu finden, wie Pantagruel; freilich hat er auch niemals so ängstlich wie Panurg Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit abgewehrt, denn von dessen Bigotterie ist kein Körnlein in Rabelais' Natur zu finden; aber doch nicht allein die Gefahr der Glaubensverfolgung hat Rabelais von Ort zu Ort getrieben; es ist der unruhige Reise- und Wissenstrieb des Humanisten, der mit darauf hingewirkt hat, ihn nirgends eine bleibende Stätte finden zu lassen; jenes nicht zu ersättigende, auf allseitige Bildung gerichtete Streben, das noch verstärkt wurde durch die innere Unruhe eines verfehlten Berufs, der für ihn jedenfalls schon erwählt war, ehe er mit selbständigem Urteil über sein Lebensziel zu entscheiden fähig sein konnte: sein zum Selbsbewusstsein erwachtes Leben ist gleichsam ein Protest gegen die Gebundenheit des ihm aufgedrängten Mönchsstandes.

François Rabelais war um 1495 auf einem Landgute bei Chinon in der Touraine, dem „Garten Frankreichs" geboren. Sein Vater war Landwirt und Weinbauer und hat als solcher wohl seinen Wein, der besonders auf dem Gute La Deviniere in ausgezeichneter Beschaffenheit wuchs, im eigenen Hause ausgeschenkt; er übergab den Sohn frühzeitig der nahegelegenen Benediktinerabtei Seuilly. Später wurde Rabelais in den bei Angers gelegenen Minoritenkonvent La Basmette (Baumette) geschickt. Etwa im Jahre 1509 ist er in dem Franziskanerkloster zu Fontenay-le-Comte (Poitou) aufgenommen worden. Fünfzehn Jahre gehörte er dieser Gemeinschaft an. Um 1520 wurde Rabelais Priester.

Die Erfahrungen dieses als Bettelmönch im Kloster verlebten Zeitraums haben nach zwei Richtungen hin auf ihn eingewirkt. Sie entzündeten in Rabelais jene Flamme der Begeisterung für das Altertum und nährten in seiner Brust jenen Hass gegen das Mönchswesen, von dem seine späteren Schriften zeugen. Aber fünfzehn Jahre klösterlichen Lebens hinterlassen ihre Spuren. Es konnte daher nicht ausbleiben,

dass vornehmlich das äussere Gepräge seiner geistigen Persönlichkeit nicht auszutilgende Merkmale mönchischer Art und Sitte annahm, ungeachtet seiner Polemik gegen Mönchtum und Klosterwesen, denn nicht jeder ist frei, der seiner Ketten spottet.

Rabelais stammte aus einem Landstrich, der ausser anderen guten Gaben seinen Bewohnern auch gesunde Lebenslust mitteilt und der von altersher als der Sitz des echten französischen Frohsinns gegolten hat. Er wurde zum Manne in einem Kreise vielleicht derbfröhlicher, aber meist unwissender Gesellen. Zu gemeinsamem Leben mit ihnen verbunden, musste Rabelais die in solchen Konventen zur Herrschaft gelangenden Sitten und Umgangsformen auf sich wirken lassen. Diese sind in der Regel nicht die besten. Es gibt dabei viel äusseren und inneren Schmutz. Von ersterem hat Rabelais sich offenbar befreit, von dem inneren ist manches an ihm haften geblieben. Rohe, unwissende Mönche von urwüchsiger Art kennen nur Rücksichten, wo die Ordensregel sie gebietet, und bei gelockerter Zucht suchen sie für den immerhin noch vorhandenen Zwang des gemeinsamen Lebens und der Gelübde sich schadlos zu halten durch nur buchstäbliche Beobachtung der Vorschriften, durch Freiheit der Sprache und des Benehmens. Derbheiten, rohe, oft unflätige Spässe und Schwänke würzen die Einförmigkeit des Daseins, und bei dem Mangel einer vernünftigen, das Leben ausfüllenden Thätigkeit erhält ein Hang zu spielendem Witze Nahrung und wirksame Förderung.

Blieb Rabelais nun auch bewahrt vor Ueberfeinerung, vor den Ausschreitungen gesellschaftlicher Bildung und höfischer Sitte, so verstand doch seine ebenso kräftige wie gesunde Natur die in den langen Jahren seiner Klosterzeit empfangene mönchische Roheit und Spitzfindigkeit nicht wieder abzuthun.

Rabelais' Hass gegen das Mönchstum ist zugleich sein Hass gegen die Unwissenheit. Vor allem Erasmus von Rotterdam hat den Funken der Wissensbegeisterung zuerst in seine

Brust geworfen. Viele Jahre später (1532) hat Rabelais in einem Schreiben an den berühmten Humanisten demselben in glühenden Worten den Dank abgestattet für die empfangene Bereicherung seines Geistes[8]: Wie die Mutter das Kind im Schosse birgt und nährt, so habe er von Erasmus, obgleich er ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, das Beste empfangen: — sic educasti, sic castissimis diuinae tuae doctrinae uberibus usque aluisti, *ut quidquid sum et ualeo tibi id uni acceptum.*

Begreiflich ist dieser Enthusiasmus, denn Erasmus war eine in vielen Beziehungen Rabelais congeniale Natur. Neben diesen auf litterarischem Wege empfangenen Einwirkungen, unter deren Beistand Rabelais schon im Kloster den Grund seiner umfassenden Bildung gelegt hat, fällt bereits ebenso für diese Epoche seines Lebens die durch den Umgang mit Gebildeten gewährte Anregung ins Gewicht; gewiss wurde Rabelais schon während seiner Klosterzeit in La Basmette und Fontenay mit den Brüdern Du Bellay, Geoffroy d'Estissac, dem späteren Bischof von Maillezais (seit 1519) bekannt, mit Männern, die hervorragten durch Geburt, Rang und Bildung. Im Kloster selbst war sein Freund und Ordensbruder Pierre Amy von gleichem Wissensdrang wie Rabelais beseelt; dazu kamen die Bekanntschaften mit namhaften Gelehrten der heimischen Landschaft, mit Jean Brisson, André Tiraqueau, und einem Finetus (*Φίνετος*), welche den jungen Franziskaner schon früh als Mann zeigen, der in diesem Kreise als Gelehrter mit Auszeichnung genannt wurde. Selbst von Budé war Rabelais durch einen Brief erfreut worden (14. April 1522), und einige Jahre später rühmt man von ihm, dass er das erste Buch des Herodot „elegantissime“ ins Lateinische übertagen habe und für sein Alter im Besitz einer aussergewöhnlich vielseitigen Bildung und bewandert in beiden (der lateinischen und griechischen) Sprachen sei (Tiraquelli de leg. connub., 1524).

Bei der bekannten „frommen Scheu“ der Minoriten gegen die Wissenschaft („in unserem Kloster wird halt nimmer

studiert aus Furcht vorm Ohrenfluss," sagt später Bruder Jean; I, 39. K.) konnte es nicht ausbleiben, dass Rabelais und sein Freund Amy die feindselige Gesinnung ihrer Ordensbrüder gegen sich wachriefen. Wie die Bettelorden und die denselben angehörigen Theologen besonders das Griechische verabscheuten und als eine zur Ketzerei führende Neuerung verschrieen, lehrt der Briefwechsel Budé's mit Amy (Paris, vom 24. Febr. 1523) und Rabelais (Paris, am 2. Jan. 1524*). Aber nicht allein der „Eifer für das Griechische" war Ursache, dass die beiden Freunde Schlimmes zu erdulden hatten (*ὑπερ τῆς τῶν ἑλληνικῶν σπουδῆς***). Bedenklicher noch schien es fast, dass man bei ihnen Schriften von Erasmus vermutete, der mit Recht als der erbitterte Feind der Mönche galt, und den „ausdrücklich zu verleumden für eine fromme That gehalten wurde" (*τὸ κακολογεῖν ἐκεῖνον διαῤῥήδήν ὅσιον εἶναι νομίζοντες*). In demselben Jahre, in welchem Louis de Berquin von der Pariser Sorbonne wegen Verdacht der Ketzerei zur Verantwortung gezogen und auch beschuldigt worden ist, Erasmische Schriften ins Französische übersetzt zu haben (Mai 1523), wurde auch im Kloster zu Fontenay Nachforschung nach griechischen und Erasmischen Schriften gehalten. Die Freunde entzogen sich diesen Belästigungen durch die Flucht***). Die Nachricht von dieser Verfolgung gelangte bald an den Hof, und bei einflussreichen Männern erregte diese Bildungsfeindlichkeit der Oberen zu Fontenay grossen Anstoss†). D'Estissac, Tiraqueau, Budé werden ihren

*) Budaei Opera (Basil. 1557), I, p. 444 sq.

**) nicht *ἔρωτος*, wie Rathéry anführt (Rabelais, Oeuvres I, S. 13), dem bekannten Molière'schen „pour l'amour du grec" zuliebe.

***) *ἐνωχλῆσθαι ἔφθητον ὑπὸ τῶν κορυφαίων τῆς ἑταιρείας, καὶ εἰρχθῆναι τῆς τῶν ἑλληνικῶν συνταγμάτων ἀναγνώσεως* (Budaei Opp. I, p. 435).

†) Budé (überhaupt von der Gegnerschaft der Mönche und mönchischen Theologen gegen die griechischen Studien redend) schreibt an Amy: *καὶ οὐ πρότερον δὴ οὗτοι ἐπέσχον τοῦ τολμήματος καὶ περικωλυόντων αὐτοὺς τῶν σοφωτέρων, πρινὴ δικτυοντε φυσῶντες ἤσθοντο καὶ προσκεκρουκότες τοῖς περὶ τὸν βασιλέα, καὶ τοῖς χαριεστέροις τῶν ἐν τέλει* (l. c. 434).

Einfluss zu gunsten der beiden Franziskaner aufgeboten haben, die man zum Orden der Humanisten rechnen durfte, als Mitschüler in der Schule der Musen und der Werkstätte Athene's (*ὑμᾶς ἔχειν συμφοιτητὰς δοκοῦμεν εἰς διδασκαλεῖον τῶν μουσῶν καὶ ἐργαστήριον τῆς Ἀθηνᾶς*). Die Brüder kehrten in ihr Ordenshaus zurück und waren bald „ihrer früheren Freiheit und Ruhe wiedergegeben".

Doch Rabelais zog es vor, den Orden der Franziskaner zu verlassen. Ein Indult Clemens' VII. (1524) gestattete ihm den Uebertritt in die Benediktinerabtei von Maillezais und gewährte ihm zugleich das Recht, als regulierter Chorherr Benefizien anzunehmen. Nach eigener Angabe hat Rabelais sich längere Zeit im Kloster Maillezais aufgehalten (per annos plures mansit, Supplik an Paul III.) — doch dürfte dieses „mehrere Jahre" kaum etwas anderes als „zwei oder drei Jahre" bedeuten. Jedenfalls verliess Rabelais ohne Erlaubnis seines Oberen das Kloster zu Maillezais und begab sich im Kleide des Weltgeistlichen auf die Wanderschaft*). Im Jahre 1530 (17. Sept.) wurde er zu Montpellier unter Jean Schyron als Student der Medizin immatrikuliert. Aber Rabelais ist nicht bis zu diesem Zeitpunkte im Kloster geblieben. Er benutzte offenbar seinen eigenmächtigen Urlaub zum Besuch

*) absque licentia sui superioris a dicta Ecclesia discedens regulari dimisso et Presbyteri secularis habitu assumpto per seculum diu vagatus fuit eoque tempore durante Facultati Medicinae diligenter operam dedit, et in ea gradus ad hoc requisitos suscepit, publice professus est, et artem huiusmodi practicando pluries exercuit in suis ordinibus susceptis praedictis (d. h. trotz der ihm übertragenen obenerwähnten Weihen), et in altaris ministerio ministrando, ac horas canonicas et alia divina officia alias forsan celebrando, qua re apostasiae maculam et irregularitatis et infamiae notam per tantum temporis ita vagabundus incurrit. Die Uebersetzung von Rathéry (I, 17): tantôt exerçant la médecine dans les maisons de son ordre et ailleurs — ist nicht ganz zutreffend, da von „Ordenshäusern" hier nicht die Rede ist. Selbstverständlich bezieht sich dieses Geständnis auf die ganze, der Supplik (1535) vorausliegende Zeit seit Verlassen des Klosters Maillezais (etwa 1526—1535).

verschiedener französischer Universitäten, und zog umher, so wie sein Pantagruel dies gethan hat (II, 5. K.). Nur hat Rabelais vielleicht mit Paris den Anfang gemacht. Dass er mit Pariser Oertlichkeiten und Universitätsverhältnissen bekannt war, ergibt sich aus Gargantua (17.—24. K.); Gelegenheit, diese später verwerteten Erfahrungen zu sammeln, bot sich ihm besser vor 1530, als in den unmittelbar darauf folgenden Jahren. Auch andere Universitäten, Bordeaux, Toulouse, Orléans, Angers hat Rabelais in dieser Epoche aus eigenster Anschauung kennen gelernt, doch fand er überall viel zu tadeln und wenig zu loben; eine Ausnahme bildet nur Bourges, denn hier „studierte Pantagruel recht lange und lernte er sehr viel in der Rechtsfakultät“ (II, 12. K.). Dieses Lob der Universität Margaretens von Navarra ist begreiflich. Bekanntlich ist Bourges die Hochschule gewesen, an welcher der protestantische Geist und der Humanismus am frühesten einander die Hand reichten; Calvin und Beza sind hier gebildet worden, Wolmar hat hier gelehrt. Bezeichnend aber lässt Rabelais auf jene anerkennende Aeusserung über die Rechtsschule von Bourges den Tadel folgen der mittelalterlichen Glossatoren und die Empfehlung der nicht durch ihre Zusätze verunstalteten Pandekten. Hat doch Alciat als Rechtslehrer an dieser Universität gewirkt (1528). Frühzeitig fühlte Rabelais durch eigene Neigung und wohl auch durch die Freundschaft zum Juristen Tiraqueau sich zum Rechtstudium hingezogen. Vielfach beschäftigten ihn Recht und Gericht in den Büchern seines Romans; seinen Briefwechsel mit Budé hatte er einst mit der scherzhaften Drohung einer actio de dolo malo gegen Amy eröffnet. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass Rabelais eine Zeitlang auch zu Bourges fleissig die Rechte studiert hat.

In die Zwischenzeit fällt der Aufenthalt Rabelais' auf dem Schlosse Ligugé bei seinem Gönner Geoffroi d'Estissac. Jean Bouchet hat das Andenken dieser Tage in einer poetischen Epistel bewahrt, die ihm Rabelais nach Poitiers schickte mit der Aufforderung, bald nach Ligugé zurückzukehren. Bouchet

halten die Amtsgeschäfte fest, aber er rühmt in seinem Antwortschreiben den Ort*):

De toutes pars aux Nymphes delectable —

und freut sich, dass Rabelais in dem Bischof von Maillezai einen edlen und liebenswürdigen Schützer gefunden:

il aime gens lettrez
En grec, latin, et François bien estrez
A diviser d'histoire ou theologie:
Dont tu es l'un: car en toute clergie
Tu es expert. A ce moyen te print
Pour le servir dont tres grant heur te vint,
Tu ne pouvois trouver meilleur service
Pour te pourvoir bien tost de benefice —

Doch blieb Rabelais nicht lang im Dienst des Herrn von Ligugé, sondern er bezog, von demselben freigebig unterstützt, die Universität Montpellier**). Er brachte jedenfalls reiche naturwissenschaftliche und medizinische Kenntnisse auf diese Hochschule mit; denn schon wenige Monate nach seiner Aufnahme wurde er zum Baccalaureus der Medizin promoviert (1. Nov. 1530). Im folgenden Semester liest er über die Aphorismen Hippokrat's und Galen's „kleine Kunst".

Im Sommer des Jahres 1532 ist Rabelais in Lyon und nennt für die nächstfolgende Zeit diese Stadt seine Heimat und den Sitz seiner Studien***). Hier wurde ihm auch sein

*) Das Schreiben von Rabelais ist vom 6., das Bouchet's vom 8. September datiert. Die Episteln sind als die 48. und 49. bezeichnet (Bouchet: Epistres fam., s. o. S. 104). Da Bouchet seine Briefe in chronologischer Reihenfolge gibt (der 1. 1512, der 14. 1515, der 27. 1525, der 41. 1527, der 74. 1530), fällt der Aufenthalt in Ligugé zwischen die Jahre 1527 und 1530.

**) Rabelais widmet seine Hippokratesausgabe Geoffroi d'Estissac mit den Worten: Tibi enim iure debetur quicquid efficere opera mea potest: qui me sic tua benignitate usque fovisti, ut quocunque oculos circumferam οὐδὲν ἢ οὐρανὸς ἠδὲ θάλασσα *munificentiae* tuae sensibus meis obversetur (15. Juli 1532).

***) Lugdunum (ubi sedes est studiorum meorum), (Rabelais,

Sohn Theodul geboren, dessen vorzeitigen Tod (er starb im Alter von zwei Jahren), Rabelais' Freund Boysonné mehrfach in lateinischen Versen beklagt hat (Rab. ed. Marty-Laveaux IV, 394).

In Lyon bot sich die beste Gelegenheit zur Anknüpfung von Verbindungen mit Verlegern und Buchdruckern. Sebastian Greyf (Gryphius) bestimmte Rabelais zu einer Herausgabe schon vorhandener lateinischer Uebertragungen von Schriften des Hippokrates und Galen, die von dem griechischen Texte der Aphorismen und eigenen Randnoten begleitet wurden. Während der Herausgeber diese Arbeit dem Bischof von Maillezais widmete, eignete er seinem Freunde Aymery Bouchard das vermeintliche Testament des Cuspidius und einen gleichfalls unechten römischen Kaufkontrakt zu, Fälschungen, die von Pomponius Laetus und Pontanus herrührten, von Rabelais aber nicht gleich erkannt waren. Auch seinen alten Freund Tiraqueau vergass er nicht in der Widmung der medizinischen Briefe Manard's (1532).

Im November desselben Jahres (1532) wurde Rabelais am grossen Krankenhaus der Rhonebrücke als Arzt angestellt und blieb bis März 1535 in dieser Stellung mit einem Gehalte von vierzig Livres. Aber Rabelais hatte sich zweimal „ohne Urlaub“ während dieser Zeit von Lyon entfernt. Ein Herr von Montrotier, der dem Krankenhaus jährlich vierhundert Livres zuwandte, benutzte daher seinen Einfluss zu gunsten seines Schützlings Pierre Du Castel, und das „Konsulat“ beschloss, diesen zum Nachfolger von Rabelais zu er-

Marty-Laveaux III, 334), an J. Du Bellay (31. Aug. 1534), und einige Jahre später sagt Nicolas Bourbon, indem er zugleich Paris, Narbo und die Aude als Zeugen von Rabelais' Kunst nennt:

Testes tuarum Parisii artium
Testisque Narbo Martius, atque Atax
Et dite Lugdunum, penates
Sunt tibi ubi, placidae sedes.
(Carm. Lugd. 1538, b. Marty-Laveaux III, 375.)

nennen, nicht zum Nachteil der öffentlichen Kasse, denn Du Castel erklärte sich mit einer Herabminderung des Gehalts auf dreissig Livres jährlich einverstanden*).

Rabelais wurde in Lyon schnell bekannt, Gelehrte und Dichter, die vorübergehend oder dauernd in dieser Stadt weilten, Marot, Dolet, Despériers, Salmon Macrin, Nicolas Bourbon, Susaneau verkündeten sein Lob, Sceve, Aneau und andere waren ihm freundlich gesinnt.

Ein Mann, dem die protestantische Gesinnung die Milde aus dem Herzen nicht verbannte, und der unter dem Vorwand christlichen Eifers (praetextu Christi) die edlen menschlichen Wissenschaften (humaniores Musas) nicht gering achtete, Hilarius Bertulphus aus Gent, einst Sekretär des Erasmus, dann im Dienste Margaretens stehend, war, seitdem in Lyon wohnend, einer der vertrautesten Freunde von Meister Rabelais (quo hîc utor familiarissime**).

In Lyon war nun jenes Volksbuch erschienen, dessen erste datierte Ausgabe die Jahreszahl 1532 trägt, nämlich „Die grossen und unschätzbaren Chroniken des grossen und unermesslichen Riesen Gargantua“. Diese kleine, nur aus sechzehn Blättern bestehende Schrift erzählt von Merlin und dem durch seine Kunst ins Leben gerufenen Riesenpaar Grandgousier und Galemelle, deren Sohn Gargantua ist, welcher nach dem Tode seiner Eltern der eigentliche Held der Erzählung wird. Gargantua kommt auf seiner Riesenstute nach Paris und nimmt hier die Glocken von Notre-Dame, um sie seinem Reittier umzuhängen. Erst gegen eine Lösung von siebenhundert Ochsen und zweihundert Hammeln, zu Gargantua's Mittagsessen bestimmt, liefert dieser die Glocken den Parisern wieder aus. Der junge Riese gelangt hierauf

*) Quittungen und Protokoll der Ratssitzungen abgedruckt bei Marty-Laveaux III, 324 flg.

**) Hil. Bertulphus wurde mit Frau und drei Kindern 1533 ein Opfer der Pest (Herminjard, Correspondance I, 210; III, 413); Rabelais n Erasmus (Marty-Laveaux III, 322).

an den Hof des Königs Artus, und besiegt für diesen die Gogs und Magogs und die aufrührerischen Holländer und Irländer, lebt noch lange am Hofe und wird nach zweihundert Jahren, drei Monden und vier Tagen von Gain und Melusine ins Feenland entrückt.

Bei der Aufzählung beliebter volkstümlicher Geschichten und Romane wird, ausser den vier Haimonskindern, Robert dem Teufel und anderen, auch Gargantua in einer Ballade genannt, die zur Einführung der Legende von Meister Faifeu (s. o. S. 117) dient; da die Titelverzierung dieser sonst nicht datierten ältesten Ausgabe der Legende mit der Jahreszahl 1526 versehen ist, so scheint sich hieraus das frühere Vorhandensein eines Volksbuches Gargantua mit Sicherheit zu ergeben*).

Rabelais und Bourdigné, der Verfasser der Legende, stammten aus benachbarten Landschaften, dem ersteren wird ein Volksbuch nicht unbekannt geblieben sein, das Bourdigné mit Auszeichnung nennt. Entschieden war die Erzählung von Gargantua eine humoristische Riesen- und Heldengeschichte, deren Hauptreiz der Gegensatz bildete, in welchen die Grösse des Helden und seiner Bedürfnisse mit der ihn umgebenden normalen Welt gestellt wurde. Rabelais nahm dieses Buch, stattete es mit ein paar Einzelzügen eigener Erfindung aus und liess es bei Nourrit in Lyon drucken (1532). Das Zusammentreffen dieses Druckes mit Rabelais' Erscheinen in Lyon, die deutliche Beziehung auf dies Buch in der Vorrede zum Pantagruel, der Umstand, dass beide Werke zuerst von Nourrit gedruckt worden sind, alles dies spricht dafür, dass Meister Franz der Veröffentlichung des Volksbuches nicht fern stand. Doch hielt er sich in den engsten Grenzen des Bearbeiters; er hat eigentlich das Büchlein nur ein wenig zu-

*) Robert le diable a la teste abolye — —
Laissez ester Caillette le folastre,
Les quatre filz Aymon vestuz de bleu
Gargantua qui a chepueulx de plastre
Voyez les fäictz maistre Pierre Faifeu.

gestutzt, denn der Annahme einer wirklichen Umarbeitung widerspricht der Stil der Chronik, die Armut der Erfindung und die geringe Ausbeutung der gegebenen komischen Motive. Es war das Buch für Rabelais nur eine bequeme Grundlage des Romans, mit dessen Abfassung er sich damals schon beschäftigte, und es genügte ihm, durch Herausgabe der Chronik den Boden für denselben vorbereitet zu haben. Und der Erfolg dieser Chronik, von welcher „die Drucker in zwei Monaten mehr Exemplare abgesetzt hatten, als Bibeln in neun Jahren gekauft werden“ (Pant., Vorr.), konnte für jenes Werk nur eine gute Vorbedeutung sein.

Während der Weinlese 1532 schrieb Rabelais das letzte Kapitel seines ersten Buches*), und noch vor Ende des Jahres traten ans Licht[9]) „die erschrecklichen Handlungen und Heldenthaten des hochberühmten Pantagruel, Königs der Dipsoden“. Als Verfasser nannte sich Meister Alcofribas Nasier, der in der bald darauf veröffentlichten „Pantagruelischen Prognostication“ den Titel eines „Architriclin“ Pantagruel's angenommen hat.

Ungemein rasch verbreitete sich der Roman. Schon im folgenden Jahre erschien eine neue (die erste datierte) Ausgabe bei François Juste (1533) in Lyon; andere Nachdrucke folgten schnell. Bald darauf befasste sich schon die Sorbonne mit dem Buch, wie sich aus einer brieflichen Aeusserung Calvin's ergibt (Okt. 1533**).

Inzwischen wurde Rabelais nach Rom berufen, um, vielleicht als Leibarzt, in die Dienste von Jean Du Bellay, des

*) Garg. Pant. II, 34: Icy je feray fin à ce premier livre: car la teste me fait un peu de mal, et sens bien que les registres de mon cerveau sont quelque peu brouillez *de ceste puree de septembre.*

**) Es ist derselbe Brief, in dem Calvin über das Verhalten der Sorbonne und Universität berichtet, nachdem die Zensur des Miroir de l'âme pecheresse Margaretens den Unwillen des Hofs erregt hatte. Man habe den Seelenspiegel nur „inter suspectos“ zurückgelegt, aber „se pro damnatis libris habuisse obscoenos illos Pantagruelem, Sylvam . . . et ejus monetae“ (Herminjard III, 110).

Bischofs von Paris zu treten. Derselbe hatte sich aus England nach Rom begeben, um in dem Ehehandel Heinrich's VIII. die Kurie für die Absichten des letzteren zu gewinnen. Rabelais war Zeuge von dem glänzenden Erfolge Du Bellay's, den der Bischof in seiner Rede *περὶ τῶν κατὰ τὸν τῆς Βριταννίας βασιλέα* vor jenem heiligsten und ansehnlichsten Rate des Erdkreises davongetragen hat*); leider war dieser Erfolg mehr ein rhetorischer als diplomatischer, denn am 24. März 1534 erklärte das Konsistorium die erste Ehe des englischen Königs für gültig und damit war des Bischofs Mission gescheitert*).

Rabelais hatte vor allem gewünscht, nach Rom zu gelangen, um auf der Hinreise an den Orten, die berührt wurden, angesehene Gelehrte aufsuchen zu können, um neue Pflanzen, Arzneimittel und Tiere kennen zu lernen und endlich um den Plan der ewigen Stadt mit Feder und Stift aufzunehmen, so dass er nach der Heimkehr jederzeit Stellen, die sich bei den Alten auf die Topographie Roms beziehen, zu erklären vermöchte. Er hatte es nicht versäumt, im voraus mit einer umfänglichen Sammlung von Notizen sich zu versehen. Einigermassen erfüllt wurde Rabelais' erster Wunsch, wogegen die botanische Ausbeute nur gering war; um so ergebnisreicher waren die topographischen Bemühungen. Rabelais „kannte Rom bald besser, als ein anderer sein eigenes Haus". Du Bellay nahm lebendig an den antiquarischen Arbeiten teil, und erwarb sogar eine Vigne, um darin Nachgrabungen anstellen zu lassen. Doch kam der Plan, mit den beiden jungen Gelehrten Nicolas Leroy und Claude Chapuys eine Beschreibung Roms zu verfassen, nicht zur Ausführung, denn inzwischen veröffentlichte der Mailänder Marliani ein Werk ähnlicher Art.

*) Cum te dicentem spectaremus, stupente summo ipso Pontifice Clemente, mirantibus purpuratis illis amplissimi ordinis judicibus, cunctis plaudentibus? (Widmung der Topographie, Marty-Laveaux III, 332.) Die oben nächstfolgenden Angaben nach Rabelais' eigenen Worten in dieser Widmung.

Du Bellay verliess Rom wieder, und Rabelais wandte sich schon im Sommer 1534 nach Lyon zurück, versah das Werk Marliani's mit Verbesserungen und Nachträgen und liess dasselbe von Sebastian Greyf mit einer Widmung an seinen hohen Beschützer (1. Sept. 1534) drucken.

Inzwischen führte Rabelais auch seinen Plan aus, mit Benutzung einzelner Züge der Gargantuinischen Chronik eine Vorgeschichte zum Pantagruel zu schreiben, und so verliess zu Anfang des Jahres 1535 der Gargantua die Presse unter dem Titel: „Das unschätzbare Leben Gargantuas, des Vaters des Pantagruel“ (Lyon, François Juste). Während man sonst gewöhnlich den Sohn durch den Vater einführt, geschah hier das Umgekehrte: ein unumstösslicher Beweis dafür, dass Pantagruel dem Gargantua voraufgegangen ist.

Es lässt sich auch wohl behaupten, dass, besonders in Rücksicht auf den ernsteren Kern, Pantagruel eine Skizze war, die ihre weitere Ausführung in dem später erscheinenden Gargantua gefunden hat. Denn der Gang der Geschichte und die erzählten Thatsachen sind in beiden Büchern fast gleich: die Geburt, Kindheit, Erziehung eines jungen Riesen, ein Krieg mit eroberungslustigen Feinden, welcher von dem Riesenprinzen im Auftrag seines königlichen Vaters siegreich beendigt wird, und zum Schluss festliche Freude und Wohlbehagen. Jedes Buch hat auch seine eigene humoristische Figur, die vor allem des Lesers Teilnahme fesselt: Pantagruel den Panurg, Gargantua den Bruder Jean.

Ein und derselbe Geist belebt die beiden Bücher. Ein grosser Reichtum von komischen Einfällen und erschöpfend behandelten humoristischen Zügen, die nur den Unterhaltungszweck erreichen sollen, neben der Polemik gegen Schäden und Missstände des öffentlichen und kirchlichen Lebens, positives Eintreten für das reine Evangelium der christlichen Liebe und für die durch die Bildungserneuerung verheissene Weltverjüngung.

Pantagruel's Geburt, seine ausserordentlichen Kraftproben, seine Kindheit beschäftigt die ersten fünf Kapitel des ersten

(später zweiten) Buches. Seine Heimat ist die Stadt der Amauroten im Lande Utopien, Oertlichkeiten, deren Vorhandensein der englische Kanzler Morus zuerst (1516) nachgewiesen hatte. Pantagruel wird als Jüngling auf französische Hochschulen geschickt, nach Poitiers, Toulouse, wo er nicht blieb, als er sah, „dass man dort die Vorsteher verbrannte, wie geräucherte Häringe“, nach Montpellier, Avignon, Valence, Angers, Bourges, Orléans. Hier scheint Rabelais vorzüglich Erfahrungen eigener Irrfahrten verwertet zu haben. In Orléans findet die Begegnung mit dem „lateinschindenden“ Limousiner statt, der energisch auf den Gebrauch gemeinverständlicher Ausdrücke der Muttersprache verwiesen wird. Dann taucht im neunten Kapitel jene Gestalt auf, die Rabelais mit einigen Zügen seiner eigenen Persönlichkeit ausgestattet hat, der er aber doch als einer Schöpfung seiner Kunst so frei gegenübersteht, wie Shakespeare Falstaff, Cervantes Sancho Pansa, Goethe Mephistopheles. Wie hat man nur Rabelais mit Panurg, dem in der Gefahr bigotten Feigling, identifizieren können! Weiter hat man in Panurg das durch die Ströme und Gegenströme der Renaissance hervorgerufene Bild des abenteuernden Gelehrten erkennen wollen. Diese Annahme bedarf einer Einschränkung; Panurg, der gelehrte, geistvolle, leichtsinnige, cynische, aber gewissenlose, rachsüchtige Lump ohne sittliches Bewusstsein hatte bekanntlich schon einen litterarischen Vorfahren in dem Schelmen Cingar der makkaronischen Geschichte des Mantuaners Theophil Folengo (Merlinus Coccajus), deren Verfasser, beinahe gleichaltrig mit Rabelais, wie dieser dem Kloster entronnen war (1515) und ein abenteuerndes Leben geführt hat. Auf Panurg sind einzelne Züge und Anschläge von Cingar übertragen worden (IV. B. 8., 9. und 24. K.), das Urbild von Panurg, obgleich er nach dem Roman in der Touraine geboren ist, ist in Italien in einer schon mit Fäulnisbestandteilen durchsetzten Kultur heimisch, in dem Lande, das die Aretino, Niccolò Franco und andere Virtuosen des Humanismus hervorgebracht hat. Panurg ist kein Franzose, es fehlt ihm an Edelsinn und Mut, er hat

nicht den Schwung der Begeisterung und den sittlichen Ernst, welcher Despériers, Dolet, Rabelais selbst inmitten einer bisweilen abenteuerlichen Gelehrtenexistenz nicht abhanden kommen konnte. Denn in Frankreich war ja die Erneuerung der Bildung zugleich von einem Erstarken des religiösen Bewusstseins getragen.

Ohne Zweifel ist Panurg eine der lebenswahrsten Schöpfungen des Romans. Voller Schwächen und Fehler, ohne sittliche Eigenschaften unterscheidet ihn seine geistige Ueberlegenheit von dem Haufen der gemeinen Narren. Durch offenes Bekenntnis seiner Sünden und die selbstironische Behandlung, die er sich angedeihen lässt, erwirbt er sich Duldung und eine gewisse Geltung. In seinem Leichtsinn — er verzehrt sein Korn auf dem Halm, kennt sechzig Arten, Geld zu gewinnen, mehrere hundert, es zu verthun — ist er ein Bewunderer der Borger und hält er eine treffliche Lobrede auf dieselben, die in der Ausführung des Grundgedankens, dass die Welt auf gegenseitiger Dienstleistung ruht, ein Meisterstück feinsten Humors ist. Panurg ist reich an Schnurren, Streichen und an gemeinen und feinen Anschlägen*). Seine Meinung hält er aufrecht bis zum Scheiterhaufen exklusive, und wenn er hier und da eine freie Aeusserung sich gestattet, ruft er doch in der Gefahr die Heiligen an und will von einer Gemeinschaft mit Ketzern nichts wissen. Er wäre imstande gewesen, wie Pietro Aretino, neben seinen übrigen erstaunlichen Leistungen auch erbauliche Andachtsbücher zu schreiben. Von da an, wo Panurg, diese Verbindung von Talent, Wissen und Charakterlosigkeit, in die Handlung eintritt, wird er der Führer derselben. Er entscheidet, nachdem er sich bei der ersten Begegnung mit Pantagruel als vielseitigen Sprachkenner empfohlen hat, einen schwierigen Rechtshandel zwischen zwei Junkern (Satire auf die gerichtliche Beredsamkeit, 9.—11. K.), erzählt verschiedene Schwänke aus seinem Leben und verübt Streiche (14.—17., 21., 22. K.), bei

*) Vgl. die Charakterschilderung Panurg's, besonders II, 16. K.

denen nur zu verwundern ist, dass auch die ärgsten darunter dem edlen Pantagruel Spass machen (II, 22. K.*), disputiert mit dem grossen englischen Gelehrten (18., 19. K., Satire der scholastischen Disputationen), bis die Kriegsgefahr Pantagruel nach Utopien ruft und dieser sich mit seiner Gesellschaft in Havre einschifft und die Amauroten mit Glück bekämpft. Ehe Pantagruel in den Kampf gegen Anarch, den Führer seiner Feinde, eintritt, gelobt er in einem Gebete: „Darum, so Du, auf welchen ich mein einig Vertrauen und Hoffnung setz, zu dieser Frist nach Deiner Gnaden mir beistehen möchtest, thu ich Dir dieses Angelöbnis: dass auch ich, so hier in diesem Lande Utopien aller Orten, als anderwärts, wo ich Gewalt oder Ansehn hab, Dein heilig Evangelium schlecht, recht, einfältig und unverkürzt will predigen lassen; also dass der Unfug derer Wahn-Propheten und Papler-Schwärm, die alle Welt mit Menschensatzung und falschen Bräuchen vergiftet haben, aus meinem Reich vertilgt sein soll!“ Bemerkenswert ist auch die Episode des Epistemon, dem in der Schlacht der Kopf abgeschlagen wurde, nach der Schlacht aber wieder angeheilt worden ist. Inzwischen war seine Seele in die Unterwelt gewandert und berichtet nach ihrer Rückkehr über das, was sie dort erlebte (II, 30).

In dieser Unterwelt, in welcher hervorragende Gestalten der Geschichte und Sage zu lächerlich entwürdigenden Verrichtungen verurteilt sind, während die verstorbenen Philosophen und bescheidene Poeten herrlich und in Freuden leben, finden sich nicht Könige der Neuzeit, wohl aber einige Päpste, die hier mit wenig Rücksicht behandelt werden.

*) Der hier erzählte Streich ist doch wohl der gemeinste, den Panurg verübt hat: Pantagruel vit le mystere, qu'il trouva fort beau et nouveau. Neu war das Schauspiel, aber „schön“ brauchte der fromme, weise und grossmütige Riese es nicht zu finden. Ein Seitenstück zu jenem „Scherz“ bildet ein Vorfall am Hofe Katharinens (Bourciez, Mœurs polies, S. 343, nach Brantôme éd. Lalanne IX, 486), der Panurg nicht entschuldigt, aber zeigt, dass es junge Aristokraten gab, die nicht feiner fühlten als er. Ueber das Zartgefühl der Hofdamen vgl. Thuanus, Hist., 52. B., 7. Kap.

Der Schluss ist ein Protest gegen die falsche, durch die Ritterromane aufrechterhaltene Meinung, als ob es schon an und für sich rühmlich sei, Königreiche zu überfallen und zu erobern: das falsche Heroentum wird gründlich verhöhnt in dem Kronenräuber Anarch, der zum crieur de saulce verte degradiert und mit einem alten Höckerweib vermählt wird (32. K.): „Die Teufelskönig hie zu Land sind eitel Kälber, zu nichts nutz und wissen nichts weiter als ihre armen Vasallen zu schinden und alle Welt mit Krieg zu plagen nach ihrem abscheulichen bösen Gelust“ (II, 31*).

In *Gargantua* sehen wir uns plötzlich aus Utopien mit seiner afrikanischen, dursterzeugenden Hitze in die blühende, nicht minder durstige Touraine versetzt; das Königreich des Riesengeschlechtes schrumpft zusammen zu einem zwerghaften Reiche, das aus Chinon und Umgebung besteht, La Deviniere, Quinquennois, den trefflichen Weingärten bei Chinon, Chavigny, Gravot; ein paar Meilen weiter, in Bressé, Marché vieux, Parillé, Riviere wohnen bereits die Bundesgenossen, und Lerné, zwei kleine Stunden von Chinon, gehört zum Gebiet des feindlichen Königs Pikrochol. Immerhin ist dieses kleine Reich bevölkert genug, um ein Heer von 100500 Mann, Kavallerie und Infanterie, auf die Beine zu bringen.

In Gargantua sind mehr Bestandteile aus dem Volksbuch aufgenommen als in Pantagruel. Der brave Riesenkönig Grandgousier und sein Weib Gallemelle sind dort schon aufgetreten. Die Geburt, Kindheit und Erziehung des Sohnes Gargantua bildet den ersten wichtigen Abschnitt des Romans,

*) Dasselbe Thema wird noch einmal ausgeführt in Gargantua: Le temps n'est plus d'ainsi conquester les royaumes, avec dommages de son prochain frere Christian; ceste imitation des anciens Hercules, Alexandres, Hannibals, Scipions, Cesars et autres telz, est contraire à la profession de l'Evangile, par lequel nous est commandé garder, sauver, regir, et administrer chascun ses pays et terres, non hostilement envahir les autres. Et ce que les Sarrasins et barbares jadis appelloient prouesses, maintenant nous appellons briganderies et meschancetez (I, 46).

der aber zugleich in den Trinkergesprächen und den ingeniosen Streichen des Kindes und der Schilderung seines Zeitvertreibs in grossartiger Uebertreibung den mühsamen wortklaubenden und Aehnlichkeiten häufenden Witz der alten Schule und die mönchische Derbheit des Verfassers durch zahlreiche Beispiele belegt. Freilich, solche unverwüstliche gute Laune wie Rabelais hatte dabei keiner vor ihm bewiesen. Aber auch der für eine freie edle Menschlichkeit begeisterte Pantagruelist findet jetzt Gelegenheit, eine Satire auf die herrschende Erziehungsweise zu schreiben und es deutlich auszusprechen, dass die Methode der „matäologischen Phantasten aus der alten Zeit“ nichts taugte, „denn ihr Wissen wär' eitel Viehzeugs und ihre Weisheit nichts als leeres Stroh, welches die guten, edlen Geister verbastardiert und alle Blüt der Jugend erstickt“ (Garg. 14. K.). Gargantua, das Opfer der verdummenden Erziehungsmethode der Sophisten, wird in Eudämon aufgeklärt und in der Folge einem Vertreter der modernen Bildung zur Erziehung im realistischen Geiste übergeben. Vorher der Schwank mit der Fortnahme der Glocken von Notre-Dame und die Rede des Janotus von Bragmardo, wobei sich Veranlassung bietet, den Schmutz und die verkehrte Gelehrsamkeit der Sorbonne zu verspotten. Auch hierzu war im Pantagruel in der Beschreibung der Bibliothek von Sankt Viktor (II, 7) schon der Anlauf genommen worden. Dann beginnt die ernsthafte Erziehung unter Leitung von Ponokrates, der den Knaben Gargantua abweichend von der formalistischen Ausbildung der Scholastiker zu einem an Geist und Körper gesunden Manne machen will, zum wirklichen Herrn über einen Reichtum positiven Wissens.

Es ist die Ausführung jenes im Pantagruel gegebenen Programms (II, 8. K.), jener Mahnungen, die Gargantua an seinen Sohn richtet, mit allem Fleiss seine Jugend den Studien und der Tugend zu widmen, gründlich Griechisch, Lateinisch und Hebräisch zu lernen, die Realien sich anzueignen, mit Fleiss auf „die Kenntnis natürlicher Ding“ sich zu legen, „mit einem Wort, sich in ein Meer des Wissens zu tauchen“.

„Weil aber nach Salomon's wahrem Wort," schliesst jener Brief, „die Weisheit nicht kommt in die Seelen der Bösen, und Wissen ohn Gewissen nichts anders als der Seelen Tod ist, so sollt du Gott dienen, Ihn lieben, fürchten und auf Ihn dein ganzes Sinnen und Hoffen setzen, und stark im Glauben durch die Lieb, Ihm also fest verbunden sein, dass dich die Sünd ihm nimmermehr entreissen mag. Trau nicht dem Irrsal der Welt. Hänge dein Herz nicht an Eitelkeit: denn dieses Leben ist vergänglich, aber des Herrn Wort bleibet ewig. Sey allen deinen Nächsten gern zu Diensten, liebe sie wie dich selbst. Ehre deine Lehrer, fliehe die Gemeinschaft, denen du nicht willst gleich sein, und die Gaben, die du von Gott empfangen hast, lass sie dir nicht umsonst verliehen sein" (II, 8).

So spricht der alte „Pantagruelist" zu seinem Sohn; im Gargantua soll nun nachträglich gezeigt werden, auf welchem Wege solche Weisheit erlangt worden ist.

Die geistige Nahrung gewähren vornehmlich die alten Schriftsteller, der Inhalt ihrer Werke wird aber selbständig verarbeitet und in Beziehung zur Wirklichkeit gebracht; es wird darauf geachtet, dass das aus Büchern gewonnene Wissen stets belebt wird durch die Anschauung, die unmittelbare Beobachtung der Natur und der in der menschlichen Gesellschaft vorhandenen Lebensäusserungen und Einrichtungen.

Jagen, Fechten, Reiten, Schwimmen, Klettern und Turnübungen gewährleisten dazu eine entsprechende Ausbildung des Körpers, auch die Künste werden, vor allem die Musik, nicht vernachlässigt.

Nettigkeit, Reinlichkeit und Körperpflege sind Forderungen des neuen Programms, das auch hierin einen Gegensatz bildet zu der Unsauberkeit und Vernachlässigung der klösterlichen Anstalten*).

*) Bezeichnend ist das Schülergespräch bei Erasmus (Colloquia S. 5): Ge. Unde prodis? Li. E collegio Montis acuti Ge. Ergo ades nobis onustus litteris. Li. Imo pediculis. — Ge. Agnosco sodalitium scholasticum.

Es mag die Frage nach der Durchführbarkeit einer so vielseitigen Ausbildung, wie sie dem jungen Gargantua zu teil wird, aufgeworfen werden. Er soll in allen Wissenschaften, Künsten und Fertigkeiten ein Meister sein. Das versteht sich für einen königlichen Riesenjüngling von selbst. Es handelt sich hier nur um die unterhaltende, fröhliche Ausführung eines gesunden, ernsten Gedankens. Und das geschieht in der gründlich humoristischen Manier Rabelais', die alles herbeischleppt, was mit der behandelten Sache in Verbindung gebracht werden kann, die, wenn es sich darum handelt, eine naturwissenschaftliche Autorität anzuziehen, in einem Atem Plinius, Athenäus, Dioskorides, Julius Pollux, Galen, Porphyrius, Oppian, Polybius, Heliodor, Aristoteles, Aelian nennt, oder die, wenn Gargantua Musik treibt, sich nicht begnügt mit dem Spinett, sondern den Schüler auch „die Laut, die Harf, die deutsche Zwergpfeif und die neunlöchrige, die Viol und die Bassposaune spielen lehrt". Würde also diese humoristische Vervielfältigung auf die Einzahl zurückgeführt, so gelangte man zu einem vernünftigen, durchführbaren Erziehungsgang; wenn auch nicht behauptet werden soll, dass selbst bei dieser Vereinfachung die Gefahr der „Ueberbürdung" gänzlich ausgeschlossen bliebe. Glücklicherweise ist für Körperübungen und Erholungsspaziergänge ausreichend gesorgt worden. Der dem Erziehungsplan zu Grunde liegende Gedanke ist ein eminent praktischer: der Zögling soll widerstandsfähig fürs Leben gemacht werden. Auch die sittliche

Das Kolleg Montague hatte Erasmus selber besucht. Ausführlicher ist die Schilderung in dem Gespräch Ἰχθυοφαγία S. 259: Nec ea saevitia tantum perdidit tenues; sustulit non paucos divitum filios, et generosam indolem depravavit. Aetatem lascivientem moderatis rationibus cohibere paternum est. Ceterum in medio hiemis rigore datur postulantibus paululum panis, potus jubetur ex puteo peti, qui aquam habet pestilentem, pestiferam alioqui etiamsi nihil haberet praeter rigorem matutinum. — Erant aliquot cubicula humili solo, putri gypso, vicinia latrinarum pestifera.

Erziehung ist nicht vernachlässigt: einmal ist durch die Heranbildung eines gesunden Leibes und die Erziehung zur Fähigkeit selbständigen Denkens und Urteilens schon der Grund gelegt zu gesunder Sittlichkeit, andererseits aber ist die religiöse Erziehung nicht vergessen, das Tagewerk wird begonnen und geschlossen mit einem Gebet an den Schöpfer, man studiert jeden Morgen fleissig in der heiligen Schrift, singt Psalmen und besucht die Predigten der „prescheurs evangeliques“ (24. K.). Von der Messe und den Paternosterkränzen ist freilich keine Rede. Bemerkenswert ist dies für den evangelischen Standpunkt, den Rabelais einnimmt, denn als er die falsche Methode der früheren Erziehung beschreibt, lässt er Gargantua täglich sechsundzwanzig bis dreissig Messen hören, und, heisst es weiter: „inzwischen kam sein Horasbeter, verquaselt wie ein Wiedehopf — mit dem mämmelt’ er all sein Kyrieleisli und körnt’ sie so sorgsam aus, dass auch nicht ein einigs Sämlein davon zur Erden fiel. Wann er dann wieder aus der Kirch ging, führt’ man ihm auf einer Ochsenschleif einen grossen Prast Paternoster von Sankt Claudi nach — damit ging er im Kloster, im Kreuzgang oder im Garten auf und ab und betet ihrer mehr denn sechzehn Klausner an den Fingern herunter“ (I, 21. K.).

Ehe die Erziehung von Gargantua zum Abschluss gelangt ist, ruft ihn ein Brief seines Vaters zurück; denn die Hirten Grandgousier’s waren mit den Weckenbäckern von Lerné in Streit geraten; sie hatten ihnen ihre Wecken genommen, worauf König Pikrochol von Lerné ins Feld gerückt ist und La Roche Clermaud erobert hat. Wieder ist der vermeintliche Heroismus in Pikrochol und seinen Beratern Gegenstand der Satire. Der Kampf mit demselben wird belebt durch die Gestalt eines Mönches, des Bruders Jean des Entommeures. Dieser frische Mönch ist das nationalfranzösische Gegenbild zu Panurg, welcher mit ihm im Gargantua noch nicht zusammengebracht werden konnte, weil die hier berichteten Ereignisse den im ersten Buche des Pantagruel erzählten Begebenheiten zeitlich vorangehen, aber später, im vierten Buch

des ganzen Werkes, wird dieser Gegensatz zwischen Panurg und Jean köstlich verwertet (IV, K. 20, 23, 37). Bruder Jean ist gutmütig, uneigennützig und hat seinen gesunden Verstand und seine gute Laune im Kloster bewahrt; er ist unwissend, aber ein guter Geselle und Mann der That. Er findet daher Gnade vor den Augen der Gesellschaft Gargantua's, während man sonst „die Mönch nur Freudenstörer zu schelten pflegt und sie aus aller guten Gesellschaft stösst", denn „der Mönch ist unnütz wie ein Affe. So ein Mönch (ein müssiger) ackert nicht, wie der Bauer; er hütet des Landes nicht, wie der Kriegsmann; heilt die Kranken nicht, wie der Arzt; er lehret und prediget nicht dem Volk, wie ein guter evangelischer Pfarrer und Schulmeister, führt dem Staat keine Waren nach Notdurft zu, wie der Handelsmann. Da habt ihr die Ursach, warum sie allen ein Greuel und Gespött sind. Aber gleichwohl, sprach Grandgoschier, beten sie doch für uns. Nichts weniger, antwortet Gargantua. Wohl aber molestieren sie mit ihrem Glockengepimpel rings die ganze Nachbarschaft. — Mämmeln Legenden und Psalmen her, die schwere Meng, und verstehen's nicht; zählen ein Schock Paternoster ab, mit langen Ave Marias gespickt, und denken nicht dran und wissen's nicht. Dies heiss' ich Gotts Gespött treiben, nicht Gotts Gebet. Aber der Himmel erbarm sich ihrer, wo sie für *uns* beten, und nicht viel mehr aus Furcht, um ihre fetten Bissen und Suppen zu kommen. Alle rechte Christen aller Ständ, Ort und Zeiten beten zu Gott und der Geist betet mit ihnen und spricht für sie, und Gott erhöret sie zu Gnaden. Ein solcher ist hie unser guter Bruder Jahn." Denn dieser, den sich jeder zum Gesellen wünscht, ist kein Gleisner, geht nicht zerrissen, „brav, resolut und lustig ist er, ein guter Kumpan. Er arbeit, schafft, beschirmt die Unterdruckten, tröstet die Traurigen, hilft den Angefochtnen, nimmt sich des Klostergartens an. Ich thu wohl mehr, versetzt der Mönch: denn wenn wir im Chor unsre Metten und Begängnis abthun, mach ich dazwischen Armbrustschnüren, schnitz Pfeil und Spannwinden, strick Netz und Garn zur Kanikel-Jagd.

Müssig geh ich nimmer“ (I, 40). Dieser Mönch erweist sich auch im Kriege brauchbar und räumt mit seinem Knüttel unter den Feinden Grandgousier's gewaltig auf.

Während des Krieges werden einige Pilger, die zu Sankt Sebastian von Nantes um Errettung von der Pest einen Bittgang gemacht hatten, vor Grandgousier gebracht. Dieser stellt den Leuten ihre Thorheit eindringlich vor und schliesst mit den Worten: „Geht, ihr armen Leute, seid fürder nicht so geschwind zu diesem faulen und unnützen Wandern. Sorgt für den Unterhalt eurer Angehörigen, arbeite jeder in seinem Beruf und lebt nach den Lehren Sankt Paul's, des guten Apostels. Thut ihr also, so werdet ihr den Schutz Gottes, der Engel und der Heiligen geniessen und weder Pest noch ander Leid wird euch schädigen“ (I, K. 45).

Als nach glücklich beendetem Kriege die Freunde Gargantua's belohnt werden, soll Bruder Jean Abt von Seuilly werden, aber Jean schlägt diese Belohnung aus, er möcht von Mönchen weder Vogt noch Vormund sein: „Denn wie soll ich andere regieren, wenn ich mich selbst nicht regieren kann?“ Auf seine Bitte wird ihm erlaubt, sich eine Abtei nach eigenem Geschmack zu stiften. Er erhält das Land Theleme (ϑέλημα) am Loirefluss. Dieser Orden der Thelemiten sollte das Widerspiel aller anderen sein. Keine Mauern umgaben das Kloster, weil alle anderen Abteien schrecklich vermauert sind, „und da in den Stiftern dieser Welt alles nach Stunden eingeteilt, verschränkt und klausulirt ist, wurde beschlossen, es sollt da weder Uhr noch Seiger sein, sondern jedes Geschäft nach Schick und Gelegenheit verrichtet werden. Denn, sprach Gargantua, der einzige Zeitverlust, den er wüsst', wär' das Stundenzählen. Und, während man jetzt die schwächlichen, lahmen und überlästigen Weiber und Männer ins Kloster stiesse, sollten hier nur schöne, wohlgeartete, wohlgestaltete Männer und Frauen aufgenommen werden. „Weil so Männer als Weiber, einmal ins Kloster aufgenommen, nach ihrem Probejahr lebenslang dort bleiben müssen, wurde bestimmt, dass jeder Mann und jedes Weib da aufgenommen, wenn ihnen

gut däuchte, frei und gänzlich herausmarschieren dürften. Weil die Ordensleut gemeiniglich drei Gelübd thun, nämlich Keuschheit, Armut und Gehorsam, so wurde vorgesehen, dass man allda in Ehren mögt beweibt sein, dass ein jeder reich wär und in Freiheit leben sollte" (K. 52). Zum Bau spendet Gargantua reichliche Mittel. Das Gebäude wird sechseckig, sechs Stock hoch, hundertmal prächtiger als Chambord und Chantilly, mit 9332 Gemächern. In den sechs Stockwerken war eine schöne Bibliothek aus griechischen, lateinischen, hebräischen, französischen, toskanischen und spanischen Werken aufgestellt. Eine Ueberschrift am Portal bezeichnet, wer eintreten dürfe, wer nicht. Abgewiesen sind Scheinheilige, Geldgierige, Rechtsverdreher, Volksbedrücker, Wucherer, Geizhälse, eingeladen die Freisinnigen, Schönen und Guten, edle Ritter und Frauen*):

Hie kommt her, die ihr des Herren Wort
Dem Feind zum Tort, mit flinkem Geist verkündt.
Hier sollt ihr haben feste Burg und Hort,
Wenn Geistermord mit Glossen fort und fort
Die Gnadenpfort uns zuschliesst und verspündt.
Kommt! Gründt hie den Glauben, weckt und zündt!
Alsbald verschwindt, wenn ihr schreibt und sprecht,
Was sich verschworn wider Gottes Recht!

Mitten im Hofe war ein herrlicher Brunnen von schönem Alabaster mit drei Grazien und Hörnern des Ueberflusses. Vor dem Frauenquartier sind die Uebungsplätze, Rennbahn, Schaubühne, Schwimmplatz nebst Bädern. Auf der Flussseite der Lustgarten; ausserdem ein prächtiger Fruchtgarten, ein Gehege mit aller Art Wild, ein Schiessrain für Bogen, Büchs und Armbrust; Küchenkeller, Marstall, Falknerei, Jägerei. Kleidung und Lebensweise der Stiftsherren und Frauen sind dann geschildert (K. 56). Ihr ganzes Leben war nicht eingerichtet nach Satzung, Regel und Verordnung, sondern nach eigner

*) Alle oben auf deutsch mitgeteilten Stellen des Romans nach Regis, Gargantua und Pantagruel (Leipzig 1832), I. Bd.

freier Wahl. Sie standen auf, wenn's ihnen beliebte, tranken, assen, arbeiteten, schliefen, wenn sie wollten; niemand weckte sie, niemand zwang sie weder zu essen, noch zu trinken, noch sonst etwas zu thun. Der einzige Vorbehalt ihrer Regel war: Thu was du willst. Denn wohlgeborene, freie, wohlerzogene und in guter Gesellschaft aufgewachsene Leute haben schon von Natur einen Sporn und Anreiz, der sie beständig zum Rechtthun treibt und vom Laster abhält und den nennen sie *Ehre*. Aus dieser Freiheit erwuchs in ihnen ein lobenswerter Wetteifer, alles zu thun, was dem einen angenehm war. So gut waren alle erzogen, dass unter ihnen auch nicht einer oder eine war, die nicht hätt' lesen, schreiben, singen, musizieren, fünf oder sechs Sprachen reden, und so gut reimweis als in gebundener Red' darin dichten können. Niemals hat man so wacker höfliche Ritter gefunden, so fertig zu Fuss und zu Ross, rüstig und regsam, wohlbewandert in allen Waffen, als es dort gab. Niemalen auch hat man so stattliche Frauen, so artige, wohlgelaunte, zur Hand, zur Nadel, ja zu jeder ehrlichen, freien, weiblichen Kunst geschicktere Frauen gesehen als dort (K. 57).

Es äussert sich Rabelais' Denkungsart in dieser Erfindung. Eine neue Weltanschauung, ein neues Lebensideal spricht aus derselben. Auf das Einzelne der Ausführung ist nicht allzu viel Gewicht zu legen. Dies war gegeben durch das beabsichtigte Gegenbild zu klösterlichem Zwang und geistlicher Abgeschlossenheit. Aber war in dem Abschnitt über die Erziehung Gargantua's der mittelalterlichen Dressur und der formalistischen Ausbildung eine realistische Erziehung entgegengestellt worden, war eine gleichmässige Ausbildung des Geistes und Körpers, aller Anlagen und Kräfte des Menschen ein Ideal, das mit Hilfe der klassischen Autoren, unter Verwertung ihres Wissens und ihrer auf die Beachtung der Natur hinführenden Bildung auf natürlichem Wege erreichbar wird und Erfüllung des Geistes mit wirklichem Inhalt, Anregung zu eigener Erfahrung, selbstthätigem Denken durch Anschauung und Beispiel fordert, so stellt auch die Schilderung des

Thelemitenstiftes dem mittelalterlichen das moderne humanistische Lebensziel entgegen.

Ist das Lebensideal des christlichen Mittelalters Selbstentäusserung und Weltflucht, ist der Mönchsstand der vollkommenste Stand, der Mönch der vollkommenste Mensch, so ist hier ein durch die humanistische Wissenschaft von mittelalterlichen Schrullen sich läuterndes Christentum vorhanden: ein Menschheitsideal, das erreicht wird in der freien Ausübung eines durch gute Erziehung geregelten Willens. Das Ehrgefühl, das durch die Erziehung in dem Menschen aufs feinste ausgebildet ist, ist sein Gewissen. Es bedarf keiner äusseren erzwungenen Gelübde, um edle Naturen auf rechtem Wege zu erhalten und sie ihrer Bestimmung entgegenzuführen. Bei Beurteilung dieser Sätze ist wieder zu erwägen, dass die Absicht vorherrschte, einer durch Zwangsvorschriften aufrecht erhaltenen Sittlichkeit ein auf freier Selbstbestimmung beruhendes sittliches Zusammenleben entgegenzuhalten.

Wenige Wochen nach Erscheinen des Gargantua, der selbstverständlich bald als erstes Buch des Romans betrachtet wurde, dem der Pantagruel sich dann als zweites anschloss (nach Aufgabe seiner Stellung am Krankenhaus), ging Rabelais wieder über die Alpen. Er wird in Ferrara am Hofe der Renée de France, die damals gerade Marot Aufnahme gewährte, sich eine Weile aufgehalten haben, und hat möglicherweise auch Calvin dort kennen lernen*), aber das Ziel seiner Reise war Rom. Hier galt es nicht allein, dem Kardinal Du Bellay dienstwillig zu sein und Aufträge für Geoffroy d'Estissac auszuführen, sondern Rabelais dachte auch an die Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten. Er richtete eine Supplik an Paul III., um Absolution für seine „Apostasie" und „Irregularität" zu erhalten; und nach mancherlei Schreibereien wird ihm Ablass und Nachlass gewährt für seine durch

*) Der Aufenthalt in Ferrara ergibt sich aus den Briefen an Geoffroy d'Estissac (deux pacquets que vous avois envoyé l'un de Ferrare, Marty-Laveaux III, 340).

Uebertretungen der kanonischen Regeln erwirkten Strafen. Ihm wird gestattet, in ein anderes Ordenshaus der Benediktiner überzutreten, „wo er nur freundliche Aufnahme finde", und die ärztliche Praxis (unter Ausschluss chirurgischer Operationen) auszuüben. „Denn wir sind der Ansicht, dass die Milde des apostolischen Stuhles den Schoss ihrer Barmherzigkeit den Bittenden nicht zu verschliessen gewohnt gewesen ist, und ausserdem wollen wir einem Manne, der durch Glaubenseifer, Gelehrtheit, Ehrbarkeit des Wandels und der Sitten und durch mancherlei andere Verdienste und rechtliche Gesinnung und Tugenden mehrfach bei uns empfohlen worden ist, in Rücksicht hierauf uns geneigt und günstig zeigen" (Breve Paul's III., v. 17. Jan. 1536).

Jean Du Bellay war zugleich Abt von Saint-Maur lez Fossés bei Paris. Er hatte von Papst Clemens VII. (13. Juni 1533) schon eine Bulle erlangt, wodurch dieses Kloster für „Errichtung eines Dekanats" vorgesehen wurde. Du Bellay hatte ferner Rabelais auf seinen Wunsch als Chorherrn in dieses Stift aufgenommen. Erst 1536 aber wurde dieses der Bestimmung gemäss weltlich. Eine Unregelmässigkeit bestand noch, weil Rabelais wohl vor der „Ausführung" (executio) der Säkularisierung in das Stift aufgenommen worden, nicht aber vor der „Erection" im Jahre 1533 als Mönch der Gemeinschaft von Saint-Maur angehört hatte. Doch scheint es, dass durch Genehmigung eines zweiten Gesuchs an Paul III. (1536) dieses Bedenken gehoben wurde.

Aus dem Ende des Jahres 1535 und den ersten Monaten des folgenden sind drei Briefe von Rabelais erhalten, die er aus Rom an seinen alten Gönner, Geoffroy d'Estissac, den Bischof von Maillezais, geschrieben hat. Sie sind zugleich ein Zeugnis des Eifers, mit dem Rabelais sich bemühte, seinem bewährten Freund stets dienstbereit und nützlich zu sein, entweder seine Geschäfte bei der Kurie wahrnehmend, oder ihn mit litterarischen Neuigkeiten und wichtigen politischen Nachrichten versehend, oder Aeusserungen, welche von einflussreichen Personen über die öffentliche Lage gethan wurden,

ihm mitteilend. Sogar für den Gemüsegarten und die Blumenkultur des Bischofs von Maillezais und seiner Schwester, der Madame d'Estissac, hat Rabelais durch Sendungen von Sämereien gesorgt. Tausenderlei „mirolifiques“ aus Cypern, Kandia, Konstantinopel waren in Rom billig zu haben. Allerdings bedurfte Rabelais auch der Geldsendungen des Bischofs, denn wenn er bei Du Bellay und dem Bischof von Mâcon „ass und trank“, so ging doch für Miete, Kleidung und Depeschen „viel Geld weg“, selbst wenn er so sparsam lebte, wie es nur eben ging. Die Korrespondenz und die Pakete gingen über Lyon, wo sie der Buchführer Parmentier im Basler Wappen in Empfang nahm und nach Maillezais besorgte. Der Dienst war so exakt, dass schon in acht Tagen die Briefe von Lyon nach Rom gelangten.

Dass Rabelais auch andere Städte Italiens aufgesucht, ist selbstverständlich; sein Roman zeigt ihn mit einer Reihe von Orten bekannt.

Im Frühjahr 1536 ist Meister Franz nach Lyon zurückgekehrt. Als der Hof, Franz I. und Königin Margarete, hier länger verweilten, gab es vorteilhafte Gelegenheit, neue Verbindungen anzuknüpfen. Ein ihm befreundeter Humanist erzählt von dieser Zeit: „Ich hielt mich eine Weile in Lyon auf, um den schwarzen Schnee und die heuchlerisch geschminkten Larven des Hofes mir einmal anzuschauen; um Salmon Macrin, Franz Rabelais, Bartholomäus Aneau aus Bourges, Freunden nicht gemeiner Art, gefällig zu sein. Diese fesselten mich mit dem Bande der Freundschaft so lange als der Hof des Königs hier anwesend war*).

*) Sussanneau (Alexandri Quantitatis emendatae, Paris 1539) bei Rathéry (I, 25); doch sind obige Worte nicht auf das Jahr 1533 (als Rabelais noch in Rom weilte), sondern auf den Aufenthalt des Hofes zu Lyon im Sommer 1536 zu beziehen. Rathéry irrt, wenn er den zweiten Aufenthalt Rabelais' in Rom in die Jahre 1536/37 verlegt; der erste erhaltene Brief an d'Estissac (Rathéry II, 585) ist datiert vom 30. Dezember 1535 (nicht 1536), denn Rabelais schickt mit demselben die Beschreibung der Leichenfeier des letzten Herzogs von Mailand

Der König blieb bis Anfang August 1536 in Lyon. Er war schon abgereist, als Marot aus der Verbannung eintraf und sich den Statthalter, den Kardinal von Tournon, günstig stimmte. Rabelais hatte nicht das Glück, dem Kardinal zu gefallen. Seine Verbindung mit Du Bellay war diesem vielleicht unbequem, die Briefe, die Rabelais nach Rom schrieb, ihm verdächtig. Der Statthalter wusste sich einen dieser Briefe zu verschaffen.

Der Reformator Farel „lutherien jusqu'aux dents" kam in diesen Tagen durch Lyon; Tournon berichtet hierüber an den Kanzler Du Bourg und sendet ihm in derselben Depesche, an dem Tage (10. Aug. 1536), an welchem der Dauphin François einen plötzlichen Tod, wie man annahm, durch Gift fand, einen Brief, den Rabelais nach Rom geschrieben, und bemerkt dazu: „Ihr werdet daraus entnehmen, mit was für Neuigkeiten er (Rabelais) einen der ärgsten Schelme in Rom versah; ich habe ihm Befehl zugehen lassen, die Stadt nicht eher zu verlassen, als bis ich Eure Entscheidung darüber eingeholt, und, wenn er nicht von mir in dem erwähnten Briefe gesprochen und sich nicht als Angehöriger des Königs und der Königin von Navarra bekannt hätte, würde ich ihn ins Gefängnis haben abführen lassen, um an einem dieser Neuigkeitenschreiber ein Exempel zu statuieren*)."

Erwies sich der Schutz Margaretens wirksam? Gewiss war Rabelais im März 1537 in Paris, als Dolet seine Freunde zum Festmahl vereinigte und er nicht fehlen durfte (Doleti Carm. p. 63):

Franciscus Rabelaesus honos, et gloria certa
Artis Paeoniae: qui vel de limine Ditis
Extinctos revocare potest, et reddere luci —

(Franz Sforza starb 1535) und einen Almanach für 1536; beide Sendungen hätten am 30. Dezember 1536 keinen Sinn gehabt.

*) Der Brief Tournon's bei L. Paris, Cabinet historique (IV, 348) nach Rathéry I, 36. In diese Zeit würde die alberne Anekdote fallen, welche das sprichwörtlich gewordene „Quart d'heure de Rabelais" veranlasst hat (s. Regis III, 1. S. XII).

Rabelais wendet sich hierauf nach Montpellier, um den, von ihm bisweilen widerrechtlich usurpierten, Grad eines Doktors der Medizin zu erwerben (22. Mai 1537). Die berühmte Stadt der Aerzte hält ihn bis Mitte des Jahres fest; er liest „vor zahlreicher Zuhörerschaft“ über die Prognostica Hippokrat's; sucht aber in den folgenden Monaten wieder die Praxis auf, in Narbonne (1538), in Castres und Lyon. Später gedenkt er des Stiftes, dessen Chorherr er ist, und besucht Saint-Maur lez Fossés, das er gepriesen (Prot. IV. B.) hat als „den Wohnplatz, (oder eigentlicher und besser zu reden) das Paradies der Heilkraft, Anmut, Labsal, Behaglichkeit und aller edlen Vergnügungen des Ackerbaues und Landlebens“. An diesem Orte stand auch ein von Philibert de l'Orme erbautes Schloss Du Bellay's. Doch nicht lange darauf ist Rabelais in Piemont bei Guillaume Du Bellay; er hat im Hause des Statthalters die geachtete Stelle eines Vertrauten eingenommen; schon aus den eigenen Worten von Rabelais geht dies hervor, mehr aber noch aus den Briefen, welche Pelicier in den Jahren 1540 und 1541 an ihn gerichtet hat. Der Bischof von Maguelonne und Gesandte Franz' I. zu Venedig empfiehlt sich hier in einem Satze zugleich dem Herrn von Langey (Guillaume Du Bellay) und Rabelais und bittet den letzteren um Fürsprache bei seinem Beschützer; auch nahm Pelicier vielleicht, als er in Venedig im Auftrag des Königs Handschriften erwarb und anfertigen liess, bei diesem Geschäfte Rabelais' sachkundigen Rat öfter in Anspruch*). Als Guillaume Du Bellay vom König, der seiner bedurfte, nach Frankreich gerufen, sich krank von Turin aufgemacht hatte, war Rabelais in seiner Begleitung und zugegen, als „den tapfern und gelehrten Ritter“ auf dem Berg Tarare (bei Saint-Saphorin) der Tod ereilte am 10. Januar 1543 (III, 21; IV, 27).

*) In den drei Briefen Pelicier's an Rabelais (aus Venedig vom 23. Juli, 27. Okt. 1540; 20. März 1541) bei Marty-Laveaux III, 382 flg., wird letzterer mit ausserordentlicher Achtung behandelt. Aus dem Briefwechsel von Boyssoné und Pelicier ergibt sich, dass Rabelais den 17. Dezember 1539 in Chambéry war (vgl. Rathéry I, S. 45).

Rabelais mochte während dieser Jahre sich am Hofe Guillaume Du Bellay's in Piemont sicherer fühlen als in Frankreich. Doch scheint die 1542 bei François Juste zu Lyon gedruckte Ausgabe seines Gargantua nicht ohne seine Mitwirkung veröffentlicht worden zu sein, manche bedenkliche Stelle war hier abgeschwächt worden, mancher „Theolog" in einen „Sophisten" verwandelt. Auch ein verloren gegangenes Werk, die „Kriegslisten Du Bellay's", sollen im gleichen Jahre in Lyon in einer Uebersetzung des lateinischen Textes von Rabelais herausgekommen sein*).

Er suchte wohl nun sein Paradies zu Saint-Maur von neuem auf und erlangte bei Franz I. durch einflussreiche Gönner ein Privileg (1545) für das inzwischen vollendete dritte Buch seines Romans, das 1546 zuerst in Paris gedruckt wurde als „Drittes Buch der Thaten und Heldensprüch des edlen Pantagruel". Jetzt bekannte Rabelais sich mit Namen zu seinem Werke und fügte zu dem Titel eines Doktors der Medizin noch den eines „Calloyer (*καλὸς γέρων*) der Hyerischen Inseln". Ohne Verzug ging die Sorbonne wieder die Regierung an, die Verfolgung und Unterdrückung des Buches zu veranlassen. Umsonst; Franz I. blieb fest, Castellanus hatte dem König mit der Vorlesung des Romans grosses Vergnügen bereitet, und das Privileg wurde nicht zurückgezogen. Sicher ohne Einwilligung des Verfassers erschien aber bald darauf eine Fortsetzung des Pantagruel (als viertes Buch) in Lyon. Diese unrechtmässige Ausgabe enthält nur elf Kapitel, nur einen Entwurf der späteren Ausführung. Sie trägt die Jahreszahl 1548, also konnte dieser Vertrauensbruch nicht die unmittelbare Veranlassung sein, wenn Rabelais den französischen Boden wieder zu heiss fand. Die Willenskraft des Königs war durch Krankheit gebrochen; die Waldenser und manche andere Opfer wurden der Verfolgung preisgegeben; Rabelais flüchtete nach Deutschland und fand in Metz Unter-

*) Stratagemes — du chevalier Langey, traduits du latin de Fr. Rabelais par Claude Massuau, Lyon 1542 (nach Du Verdier).

kunft. „Das Unglück der Zeit hat auch Rabelais aus Frankreich verjagt," schreibt Johann Sturm aus Zabern an Jean Du Bellay (28. März 1546), „hierher ist er noch nicht gekommen. Ich weiss, dass er sich in Metz aufgehalten, denn von dorther sendet er uns seine Grüsse*)." Rabelais befand sich im Februar in grösster Not. Er bittet Du Bellay, dass er ihm nur so viel zukommen lassen möchte, um sein Dasein (en vivotant) zu fristen: „Wenn ihr kein Erbarmen mit mir habt, weiss ich nicht, was ich anfangen soll**)." Doch wurde bald für ihn gesorgt. Ostern 1546 bis Johanni 1547 war Rabelais mit dem ansehnlichen Gehalt von 120 Livres Arzt am Metzer Krankenhaus***).

Während dieser Zeit starb König Franz (den 31. März 1547); für Du Bellay's Einfluss war der Thronwechsel ein tödtlicher Schlag; er konnte gehen und ging nach Rom. Rabelais war nach Paris gekommen†) und folgte dann seinem Beschützer; er hat ohne Zweifel als „médecin ordinaire" zum Hause des Kardinals gehört††). Im Februar 1549 wurde die Ehe Hein-

*) Tempora etiam Rabelesum ejecerunt e Gallia, φεῦ τῶν χρόνων. Nondum ad nos venit. Metis consistit, ut audio, inde enim nos salutavit. Ad Tabernas Alsatiae, vigesima octava Martii (1546), vgl. Rathéry I, 52.

**) Marty-Laveaux III, 390; der Brief ist datiert: Metz den 6. Februar (1546).

***) Bégin, Puymaigre, Mém. de l'Ac. de Metz, 36. u. 46. Jahrg. Da Rabelais seit Ostern 1546 in Metz Gehalt bezog, fällt seine Flucht in den Anfang desselben Jahres und kann der Brief Sturm's nur aus dem Jahre 1546 sein, nicht von 1547, wie Rathéry will.

†) Als der bekannte Zweikampf zwischen Jarnac und Chastaigneraye stattfand (16. Juli 1547), war Rabelais in Paris anwesend (vgl. Sciomachie, Marty-Laveaux III, 393).

††) Diesen Titel führt er auf einem Almanach für das Jahr 1550. Rabelais scheint während seiner ganzen litterarischen Laufbahn auch „Kalendermacher" gewesen zu sein. Die Prognostikation ist nur ein witziger Protest gegen den Aberglauben, wie die von Despériers und anderen (Anc. Poés. IV, 36; XII, 144 flg). Almanache von Rabelais sind nachgewiesen für die Jahre 1533, 1535, 1536, 1546, 1548, 1550 (vgl. auch Marty-Laveaux III, S. 255 ff.).

rich's II. und Katherinens von Medici durch die Geburt eines zweiten Sohnes (Louis d'Orléans) gesegnet. Um dieses Ereignis gebührend zu verherrlichen, veranstalteten Du Bellay und d'Urfé, der französische Gesandte in Rom, eine grossartige Festlichkeit. Den Glanzpunkt derselben bildet ein Scheinkampf, die Eroberung einer auf dem Platze Sant Apostolo, gegenüber dem Hause des Kardinals errichteten Burg. Mit reichster Kleider- und Waffenpracht ausgestattet, unter unendlichem Aufwand von Schiesspulver und Feuerwerk, unter Teilnahme Dianens und ihrer Nymphen, deren eine geraubt und verteidigt von den Burgmannen, die Helena des Streites war, wurde dieser Kampf, nicht ohne Opfer, denn drei mit Stroh ausgestopfte Puppen blieben auf der Wahlstatt, glücklich beendet, und das Schönste war, dass es dabei weder Händel, Uneinigkeit noch wüstes Durcheinander gab, und dass selbst bei der darauf folgenden Bewirtung (denn der Kardinal hielt an demselben Tage offene Tafel) kein Stück Silberzeug verloren ging oder sich „verirrte". Meister Rabelais wurde beauftragt, dem Kardinal von Guise brieflich diese öffentliche Festbelustigung genau zu beschreiben, und er durfte hoffen, dass die in der Person der alten Jagdgöttin der alten „Gebieterin" des Königs dargebrachte Huldigung am französischen Hofe mit Beifall aufgenommen wurde. Diese Beschreibung hat „nach den Briefen" als „Sciomachie" Sebastian Greyf schon 1549 in Lyon veröffentlicht.

Inzwischen wurde Rabelais von zwei verschiedenen Seiten angegriffen und verketzert. Hatte die protestantische Partei früher nicht mit Unrecht Rabelais für sich in Anspruch genommen, so wurde er später den Calvinisten eine unerfreuliche Persönlichkeit. Dass gelegentlich Calvin den Pantagruel in einem Briefe als unanständiges Buch bezeichnet hat, kommt hier nicht in Betracht, aber polemisch erscheinen die Ausdrücke „predestinateurs", „imposteurs", die in der Vorrede zum Pantagruel seit 1542 vorkommen und ihre Spitze gegen Calvin richten. Der Genfer Reformator greift Rabelais erst im Jahre 1550 öffentlich an, in dem Buche De Scandalis,

das zugleich lateinisch und französisch herauskam*). Ausdrücklich werden hier die „Lukianisten“ genannt, „welche über den ganzen Christusglauben“ spotten und in derselben Schrift, in der Agrippa, Villeneuve und Dolet als Verächter des Evangeliums gebrandmarkt werden, sagt Calvin von Rabelais, dass er, wie Govea und Despériers, freilich das Evangelium geschmeckt habe, dann aber mit Blindheit geschlagen worden sei. „Und weshalb? Nur weil sie jenes heilige Unterpfand des Lebens durch die Frechheit ihres Spottes und Scherzes im voraus entheiligt hatten. Jeden von gleichem Schlage können wir als ein von dem Herrn uns vor Augen gestelltes, gleichsam mit dem Finger bezeichnetes Exempel betrachten, damit wir über den Stand unserer Berufung dauernd besorgt bleiben, auf dass uns nicht ähnliches widerfahre.“

Rabelais' Duldsamkeit war in Calvin's Augen Lauheit und Gleichgültigkeit; seine Ausgelassenheiten und Zuchtlosigkeiten konnten unmöglich vor der strengen Glaubens- und Sittenzucht Calvin's bestehen und nicht deshalb auf Billigung rechnen, weil zugleich die Feinde des Evangeliums und Anhänger der Tradition von Rabelais an den Pranger der Lächerlichkeit gestellt wurden. Rabelais hält sich Calvin gegenüber nun auch nicht mehr zurück; in dem vierten Buche (1552) lässt er die Antiphysis die Erzeugerin der besessenen Calvine**)

*) De Scandalis, Genevae 1550 (Des Scandales, Geneve 1550), Opp. Calvini VIII, S. 53; S. 45:

Alii ut Rabelaysus, Deperius et Goveanus, gustato evangelio, eadem caecitate sunt percussi. Cur istud? Nisi quia sacrum illud vitae aeternae pignus sacrilega ludendi audacia ante profanarunt? — — Quicunque eiusdem sunt farinae, eos sciamus nobis a Domino in exemplum quasi digito monstrari, ut sollicite in vocationis nostrae stadio pergamus ne quid simile nobis contingat.

**) Der Groll gegen Rabelais blieb bei den Calvinisten lebendig. Theodor von Beza: Pantagruel cum suo Libro, quem fecit imprimere per favorem Cardinalium, qui amant vivere sicut ille loquebatur (Passavant 1553). Robert Estienne verlangte, ut liber ille maledici ac blasphemi conviciatoris cum authore cremaretur (Praef. ad Gloss. Nov. 1554)

(Demoniacles Calvins) sein (IV, 32) und weist ihnen gleichen Ursprung zu, wie den Cagotz, Papelards und Putherbes; denn auch sein erbittertster katholischer Gegner, Gabriel Puits-Herbault, wird als eine Hervorbringung der Widernatur gekennzeichnet. Letzterer hatte allerdings Rabelais in seinem Theotimus noch wütender angegriffen. Triumphierend hatte er bemerkt, dass seit Beginn des neuen Regiments Rabelais der Schar der entlassenen Kardinäle nach Rom gefolgt war. In Genf lebe man gottlos, aber so arg wie Rabelais hätten's die Genfer nimmer getrieben. „Was kann unserem Rabelais," ruft Puits-Herbault aus, „an vollendeter Ruchlosigkeit fehlen, der weder Furcht Gottes, noch Achtung vor den Menschen hat? Der über Gott thörichtere Ansichten hegt als Diagoras? Welcher Timon hat je um die menschlichen Angelegenheiten schlimmeren Lohn verdient? Mag er ein Spassmacher sein, Bauchredner, Parasit, das wäre noch zu ertragen! Aber es ist nicht auszuhalten, dass er ausser seinem fortwährenden Saufen und Fressen, seinem Griecheln und hinter dem Bratenduft herziehen und Affenschwänzeln, auch das arme Papier noch mit unaussprechlichen Schriften besudelt, Gift speit und weit und breit ausstreut, dass er Schimpfreden und Vorwürfe gegen alle Stände ohne Unterschied hervorschleudert, Männer von Ehre und frommer Betriebsamkeit verletzt, als gottloser seines Witzes nicht mächtiger Mann, von unbezwinglicher Ruchlosigkeit — wer kann das noch ertragen?" Dabei bleibt es ein Wunder, meint Puits-Herbault, dass ein hochgelehrter und frommer Bischof solchen Schandfleck in seiner Nähe duldet und mit ihm auf dem vertrautesten Fusse verkehren mag*).

Henri Estienne (Apol. pour Herodote, 14. K.) verabscheut Rabelais ebenso gründlich wie sein Vater. Wer in Genf den Pantagruel in die Hand nahm oder las, wurde vom Konsistorium mit Verweis und Entziehung des Abendmahls bestraft (wie Jacques Omblex, pour avoir tenu un livre de Pantagruel et le Rabelais et icelui avoir lu; Prot. des Kons., 29. März 1575, vgl. Sayous II, S. 401).

*) Putherbeus: Theotimus, sive de expungendis et tollendis malis libris (Paris 1549), vgl. Regis II, 1. S. 664, II, 2. S. 1372.

Diesen Verunglimpfungen gegenüber hat Rabelais von dem Recht der Wiedervergeltung nur mässigen Gebrauch gemacht.

Er blieb in Rom bis nach dem Tode Paul's III. und der neuen Papstwahl. Julius III. (seit 17. Febr. 1550) hat er noch gesehen, wie sicher aus den Worten sich ergibt, die Rabelais Panurg reden lässt, als dieser von dem Papimanen gefragt wird, ob er den „Gott auf Erden" erblickt habe. „Habt ihr ihn je gesehen?" — „Sie meinen den Papst?" (unterbricht ihn Carpalim), „auf Ehre!" — „Ja, ja," antwortet Panurg, „gewiss, meine Herren, drei, doch hab' ich wenig dabei profitiert!"

So viel hatte Rabelais wenigstens „profitiert", um im nächsten Buch seines Romans mit übermütiger Satire die päpstliche Tradition anzugreifen. Denn bald nach seiner, im Frühjahr 1550, erfolgten Rückkehr nach Frankreich erlangte er für seine früheren Bücher und für die Fortsetzung des Romans ein Privileg des Königs (6. August 1550), das sowohl in der Pariser Ausgabe des dritten Buches (Paris, Fezendat, 1552) wie auch in dem im demselben Jahre erscheinenden vierten Buche „der Thaten und Heldensprüche des guten Pantagruel" (28. Januar 1552) abgedruckt ist. Diese Fortsetzung ist dem Kardinal Odet von Chastillon gewidmet, einem Manne von damals schon höchst zweifelhafter katholischer Rechtgläubigkeit.

Unterdes hatte der andere, mit dem Purpur der römischen Kirche bekleidete Gönner Rabelais' für diesen gesorgt, indem er ihm die Pfarrstelle von Meudon in der Pariser Diözese (18. Januar 1551) und die Pfarre Sankt Christoph du Jambet im bischöflichen Sprengel von Le Mans übertrug.

Rabelais hat diese beiden Pfründen schon am 9. Januar 1553 wieder abgetreten*). Deshalb dürften die, vorzüglich auf Leroy zurückgehenden Nachrichten über den Eifer und die Sorgfalt, mit welchen Rabelais die Pflichten seines Amtes wahrgenommen, und die Behauptung, er sei zugleich

*) Die Urkunden sind abgedruckt bei Marty-Laveaux III, S. 417 flg.

Arzt der Seele und des Leibes für seine Gemeinde gewesen, mit Vorsicht aufzunehmen sein. Die Bemühung, die letzten Jahre von Rabelais mit dem freundlichen Ausblick auf eine katholische Pfarridylle zu verschönern, entspriesst mehr dem Wohlwollen der Biographen, als dass sie auf dem festen Grunde nachgewiesener Thatsachen ruht. Dem „Pfarrer von Meudon“ wäre nur eine kurze Spanne Zeit geblieben, um sich in sein Amt einzuleben und der Wohlthäter seiner Gemeinde zu werden. Leistet er doch nicht einmal in eigener Person auf seine Pfründen Verzicht, sondern durch einen Bevollmächtigten.

Konnte er es vielleicht nicht mit seinem Gewissen vereinen, Inhaber von zwei Pfarrstellen zu sein und Einnahmen aus denselben zu beziehen, während er nicht den Verpflichtungen des Amtes nachzukommen gedachte? So viel Gewissenhaftigkeit und zarte Bedenklichkeit ward in dem Zeitalter, dem Rabelais angehörte, nicht leicht angetroffen; geistliche Versorgungen anzunehmen, ohne sich zu geistlicher Seelsorge zu verpflichten, galt nach der bestehenden Unsitte bei hoch und niedrig für anständig, und einer Pfründen-Kumulation, die den Kardinälen Du Bellay und Lothringen anstand, brauchte in bescheidenem Massstabe ein Rabelais sich nicht zu schämen. Gewiss hatte er seinen geistlichen Charakter nur bewahrt, um es seinen Gönnern zu erleichtern, ihn für geleistete Dienste durch Uebertragung von Benefizien angemessen zu belohnen.

Auch die bevorstehende Veröffentlichung des vierten Buches seines Romans braucht Rabelais wegen der darin enthaltenen Satire gegen einzelne Einrichtungen der römischen Ueberlieferung nicht zum Verzicht veranlasst zu haben. Eine Satire, welche den Papst und päpstliche Einrichtungen mitnahm, war in Frankreich damals durchaus zeitgemäss und im Sinne einer Regierung, welche soeben einen Papst auf den Stuhl Peter's gehoben sah, der einen in Frankreich verhassten Namen (Julius III.) annahm und bald offen als Feind Frankreichs auftrat. Während der französische König den Herzog

von Parma gegen Julius III. in Schutz nahm und öffentlich (Edikt von Fontainebleau, den 3. Sept. 1551) erklärte und unter Trompetenschall an den Strassenecken verkünden liess, dass der heilige Vater den Krieg wolle, um das Konzil zu stören; während es den französischen Bischöfen verboten war, an der päpstlichen Kirchenversammlung teilzunehmen, und Geistlichen und Laien untersagt wurde, Geld oder Geldeswert für Pfründen, Bullen, Gnaden, Dispensationen oder unter irgend einem anderen Titel nach Rom zu senden: kurz, als der französische Hof in Feindschaft mit der Kurie lebte, konnten jene Kapitel des Buches keinen Anstoss erregen, in denen die Dekretalen mit bitterem Hohn überschüttet wurden, „die uns aus Frankreich jedes Jahr vierhunderttausend Dukaten und drüber nach Rom ziehen" (IV, K. 53).

Und ferner, jene Ausfälle gegen die geistliche Gerichtsbarkeit und ihre Beamten, die „Chikanous" (denn um die Angehörigen der Offizialgerichte handelt es sich hier nur) auf der Insel „Procuration" konnten keine Bedenken hervorrufen. Vielmehr, seitdem man mit dem Edikt von Villers-Cotterets (1539) den Anfang gemacht, die Offizialgerichte aus ihren angemassten Rechten herauszudrängen und in ihren bisher anerkannten Rechten einzuschränken*), stand die Haltung von Rabelais in dieser Frage nur im Einklang mit der Politik des Königs.

Das päpstliche Dekretalrecht und die geistliche Gerichtsbarkeit liefern aber die beiden Hauptstücke der Satire im

*) Auch die auf die gelegentliche Erklärung Pantagruel's, dass er nur nach dem Willen seines Vaters heiraten werde, folgende Auseinandersetzung, welche die durch das kanonische Recht erleichterte Eheschliessung ohne Einwilligung der Eltern bekämpft, berührt eine damals viel erörterte Frage, die von der Regierung im Sinne Rabelais' entschieden wurde. Nämlich ein Edikt vom Jahre 1557 erklärte jede Ehe für nichtig, die ohne Einwilligung der Eltern eingegangen war, bevor der Sohn das 30., die Tochter das 25. Jahr zurückgelegt hatte. Pasquier (Lettres III, 1) geht diese Verordnung nicht weit genug. Vgl. auch Thuanus, Hist. XIX. Buch.

vierten Buche, die hier mit dem schneidenden Hohn der Persiflage, mit dem verhüllenden Spotte der Ironie und in der lebendigen Veranschaulichung behaglich erzählter Schwänke und Schelmenstücke vorgetragen, den vielseitigen Reichtum Rabelais'schen Humors noch einmal glänzend bekundet.

In der That können diese Partien, die in der (widerrechtlichen) Angabe von 1548 noch nicht enthalten waren, gerade die Veranlassung gewesen sein, dass dem Verfasser des Pantagruel von Heinrich II. bereitwillig das Privileg erteilt wurde.

Aber nach wie vor bewahrte die Sorbonne ihm ihren alten Groll. Auch hörte Du Bellay unterdes auf, Bischof von Paris zu sein, und die Möglichkeit lässt sich denken, dass der Nachfolger seines Gönners den Gegnern des Pfarrers von Meudon sich geneigt zeigte. Jedenfalls versuchte die Sorbonne, die Unterdrückung des Buches durchzusetzen, und verhängte die Zensur über dasselbe. Das Parlament untersagte vorläufig den Verkauf (1. März 1552) und berichtete an den König. Dieser jedoch erhielt das einmal gewährte Privileg aufrecht.

Nach diesem Erfolge war Rabelais nur noch eine kurze Lebensfrist beschieden: er ist, nach gut beglaubigter Nachricht, in der Vorstadt Saint Antoine bei Paris am 9. April 1553 gestorben.

Die beiden letzten Bücher des Romans, eigentlich das zweite und das dritte des Pantagruel, bilden einen Abschnitt für sich. War Gargantua die Ausführung des im ersten Buch des Pantagruel gegebenen Entwurfs, so verbindet das dritte mit dem vierten eine gewisse Einheit des Interesses, denn es bildet in beiden Teilen die Frage, ob Panurg heiraten solle oder nicht, sozusagen die Triebfeder der Handlung, ohne dass damit gesagt werden soll, dass die Einbildungskraft des Verfassers nun einen bestimmt vorgezeichneten Gang verfolgt.

Das dritte Buch ist auf den ersten Blick das unverfänglichste, denn an und für sich scheint jene Frage, deren Beantwortung man zu erzielen sucht, harmlos, sie ist „brennend“

(aber nicht mit dem Nebensinn eines „gare le fagot!“) nur für Panurg, der immer als eine nicht ernst zu nehmende Persönlichkeit betrachtet wird. Er ist allerdings der Held des dritten Buches und ein echter Romanheld, wenn derselbe (wie Goethe lehrt*) „leidend“ oder wenigstens eine „retardierende Persönlichkeit“ sein muss. Denn von aller Welt muss Panurg mit seinem Heiratsprojekt und den dasselbe begleitenden Verzögerungsmomenten Spott leiden. Selbst der wohlwollende und ernste Pantagruel hat für die Wenn und Aber seines Schützlings nichts wie „Gespött, Paronomasien, Sarkasmen, Epanalepsen und Widersprüch' in einem Atem“ in Bereitschaft. Alle Mittel müssen herhalten, die einfachsten und die abenteuerlichsten, um entscheidende Antwort auf die wichtige Frage zu bekommen: „Virgilianische Lose“, das Traumorakel, die Sprache der Glocken, die Sybille von Panzoust, der Kabbalist Herr Trippa, ein Jurist, ein Theolog, ein Mediziner werden um Auskunft ersucht; man wendet sich an einen Stummen, an den sinnreichen Hofnarren Triboulet, an die dichterische Seherkraft des Raminagrobis, alles ist vergeblich, denn die Antwort fällt immer so zweideutig aus, dass sie das erwünschte Eheglück Panurg's nicht mit Sicherheit in Aussicht stellt und sich für die Treue seiner Zukünftigen keineswegs verbürgt. Wie die verständige Antwort auf die Frage lautet, zeigt der Dichter in den Worten des Theologen Hippotadäus (III, K. 30), aber dieselbe kann eine Persönlichkeit wie Panurg selbstverständlich nicht befriedigen, da sie von ihm einen ehrbaren Wandel, gutes Beispiel und wohlüberlegte Wahl verlangt. Auch kann der Rat des Arztes (III, K. 31), der ihm empfiehlt, sich die Heiratsgedanken „durch emsig eifriges Studieren“ aus dem Sinne zu schlagen, ihm nichts nützen, und so geht das Spiel weiter. Zuletzt wird entschieden, dass das Orakel der göttlichen Flasche Bakbuk aufzusuchen sei, und mit den Zurüstungen zur Reise, für die man sich mit einem starken Vorrat von Pantagruelion

*) Wilhelm Meister, 5. Buch, 7. Kapitel.

(Hanf) versieht, dessen Lob Rabelais begeistert verkündet, schliesst das Buch, welches seinem Hauptinhalte nach die geistvolle Variation über das scherzhafte Ehestandsmotiv ist. Ausser den bei solcher Gelegenheit unvermeidlichen satirischen Bemerkungen über das weibliche Geschlecht und seine Liebhabereien, ausser Anekdoten und Schwänken, die mit der Hauptfrage nur in lockerem Zusammenhang stehen und dazu beitragen, dies Buch vornehmlich unterhaltend-humoristisch erscheinen zu lassen, gibt es noch einzelne Exkurse gleichen Stiles, beispielsweise in den ersten Kapiteln, als Panurg sich einführt, wie er die reichen Einkünfte seiner Chastellenerie Salmigondin im voraus verthan und noch dazu Schulden gemacht hat und eine Lobrede auf das Schuldenmachen hält.

Jedoch werden die Kuttenträger auch diesmal nicht geschont, und nur Panurg unternimmt mit rechtgläubigem Pathos die Verteidigung der guten Brüder, die Raminagrobis wie zudringliche Köter von seinem Sterbebette fortscheucht. Nicht unbeträchtlichen Raum beansprucht ferner die Satire gegen die Richter und das Gerichtsverfahren, die in der berühmten Episode des Richters Bridoye und des Parlaments von Mirelingen enthalten ist. Bridoye, der zur Rechenschaft wegen eines falschen Urteils gezogen wird, nachdem er bis dahin gemäss seiner Methode der Entscheidung durch die Würfel in tausend Fällen richtig geurteilt hatte, beschreibt, wie er die Prozesse vor dem Würfelurteil heranreifen lassen und es im ganzen „so wie die anderen Herren“ gemacht habe. Der edle Pantagruel ist für seine Freisprechung, und, nachdem er sie erlangt, begründet er sein eigenes Endurteil in Worten, die die Satire auf die Rechtszustände noch schärfer zuspitzen: „Ich möchte nimmer denken, noch sagen, glaub's auch gewiss nicht (so krass ist der Unfug, so augenscheinlich die Schalkheit derer, die hie in diesem Parlament zu Mirelingen das Recht verwalten), dass ein Prozess durch Würfel (fall was fallen mag) übler entschieden wär, als wenn er durch ihre Händ voll Blut und böser Gelüsten ging (III, K. 43).“

Im vierten Buche, dessen zweiter Prolog in seiner reichen

lukianischen Ausführung der äsopischen Fabel von Merkur und dem Holzhacker schon beweist, dass Rabelais' Humor seine Frische bewahrt hat, wird dann die Reise nach der göttlichen Flasche angetreten. Die Wunderreise führt durch eine Phantasiewelt, die teils als Schöpfung der freien Laune sich gibt oder verstanden werden muss, teils mit satirischer Absicht bestimmte Zustände in der wirklichen Welt in lächerlicher Verzerrung widerspiegeln sollte. Denn es hiesse vollständig Rabelais' Humor in seinem Wesen verkennen, wollte man hinter allen diesen Erfindungen satirische Tendenzen wittern. Pantagruel in seiner Thalamege der bekannten Welt den Rücken wendend und in unbekannte Gebiete hinaussteuernd, gewährt Rabelais noch mehr als vorher das Recht, der Einbildungskraft freien Flug zu gestatten und nicht bloss was wirklich geschehen ist, zu verarbeiten; vielmehr erscheinen hier Erfindungen, die in sich selbst ihre Daseinsberechtigung tragen, und die „luftigen Gestalten", welche die Phantasie „erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen". Denn sie hängt sich an keinen Gegenstand, und spielt nur wie eine Musik auf uns selbst*). So ist das Eiland Plattnasien, sind die Makräonen und Windmänner, so ist der Kampf mit den Würsten und mit dem Physeter nichts anderes als reines Erzeugnis der ihrer eigenen Kraft frohen Phantasie, es sind „Märchen, wo der Wechsel der heitersten vorüberziehenden Erscheinungen von geistigen Anklängen, wie von einer unsichtbaren Musik begleitet wird**)." Entschieden satirisch sind in diesem Buche, wie oben schon auseinandergesetzt wurde, die Kapitel von den Chicanous und von den Dekretalen. Auch sonst sind hier und da noch einige satirische Lichter aufgesetzt worden. Als die Reisenden im 18. Kapitel „neun Hucker voll Mönchen" begegnen, die zum Konzil von Chesil

*) Vgl. Goethe: Unterhaltungen der Ausgewanderten (Werke, Ausg. Hempel 16. Bd., S. 102).

**) A. W. Schlegel über Goethe's Märchen (vgl. Regis, II, 2, S. 1480).

fahren, um „die Glaubensartikel durchzukrebsen wegen der neuen Ketzer und Schismatiker“, war Panurg ausserordentlich fröhlich, weil „er nun alles guten Glücks für diesen und viele kommende Tage“ sich versichert sah, und empfahl „sein Seelenheil ihren brünstigen Stossgebetlein und milden Bitten, während Pantagruel tiefsinnig und schweigsam bei der Begegnung blieb“. Seine Ahnung trog ihn nicht, bald brach ein furchtbarer Sturm los, der allerdings später doch als Anzeichen des bevorstehenden Todes eines Helden gedeutet wird.

Die Gesellschaft kommt zur Fastnachtsinsel; Caresmeprenant wird geschildert als ein missgeschaffenes widernatürliches Ungeheuer, als eine Personifikation des ganzen mit dem Glauben getriebenen Missbrauchs und Unfugs. Der angefügte Apolog von Physis und Antiphysis enthält zugleich die Erklärung, in welchem Sinne Rabelais seine Satire gegen Einrichtungen und Ueberlieferungen der Kirche schreibt: im Sinne nämlich des gesunden Menschenverstandes, der gegen das Widernatürliche sich aufbäumt, welches „hirnverbrannte, tolle, gesunden Urteils und Menschenverstandes ermangelnde Leute“ bewundern. Hervorbringungen der Antiphysis sind aber nach dem Urteil des Verfassers nicht allein Einrichtungen, die, wie die Fastengebote, das Mönchswesen, die erzwungene Ehelosigkeit den Geboten der Natur zuwiderhandeln, es sind auch die religiösen Fanatiker selbst, die samt ihren unvernünftigen Zwangsmassregeln, der „Natur zum Trutz“ entstanden sind.

Calvin konnte von seinem Standpunkt aus Servet, der das rätselhafte „Drei in Einem“ nicht so durchsichtig fand wie andere Köpfe, verbrennen lassen; die französischen Behörden mochten nach ihrer Betrachtungsweise berechtigt sein, auf Grund der Ketzeredikte zahlreiche Opfer dem Moloch der Glaubenseinheit darzubringen; daneben bleibt es eine erfreuliche Erscheinung, dass in dem Zeitalter der Greuel von Merindol und Cabrieres, dass im Angesicht der in Lyon, in Paris und mittlerweile auch in Genf entzündeten Scheiterhaufen Männer vorhanden waren, deren Humanismus ihr Christentum geläutert hatte, und welche die Versündigungen

des Konfessionalismus und Klerikalismus als Ausgeburten einer zum Wahnwitz bethörenden Widernatur brandmarkten.

Nicht ohne Mitleid wird das arme Land Papefiguiere betrachtet, das ehemals so glücklich war, jetzt aber infolge seiner Papstverachtung gemassregelt, verderbt und verwünscht wird. Denn alle Geisseln des Himmels sind darauf gestürzt, die Blitze des Papstes und Gottes; die Sachwalter und Heuschrecken haben es heimgesucht (wie die armen Waldenser). Diesem unglücklichen Lande gegenüber liegt die gesegnete Insel der Papimanen, deren wütende Papstverehrung und Dekretalenanbetung zu einem längeren Verweilen Veranlassung gibt. Das Reiseziel wird nicht erreicht, die Gesellschaft lernt noch einige merkwürdige Inseln kennen und gelangt endlich in die Nähe des Diebseilandes Ganabin. Mit einem Salut an die Musen, der für Panurg zu einem unglücklichen Verhängnis wird, schliesst der Reisebericht.

Der Tod hatte Rabelais die Feder aus der Hand genommen; die später (1564) erschienene Fortsetzung des Romans hat er nicht geschrieben [10]). Einzelne der in diesem fünften Buch enthaltenen Episoden und Schilderungen, das Schelleneiland (Isle Sonnante) mit seiner Verspottung der römischen Hierarchie, die Pelzkatzen (Chats fourrez) mit ihrer erneuten Satire gegen die Justiz, der Palast der Quintessenz mit ihrem Hohn auf die Spekulation der „Peripatetiker“ sind sicherlich nicht ohne Geist und Witz erfunden. Auch in der allgemeinen Tendenz stimmen diese Erdichtungen mit den Ansichten überein, welche der Verfasser des Pantagruel geäussert hat. Aber die knappe Vortragsweise, der sich gleich bleibende Ton der Satire, die flache Charakteristik der Personen, selbst der Sprachgebrauch setzt sich in Widerspruch mit der breiten, behaglichen Manier des Meister François, mit seiner Vorliebe für Abschweifungen*) und mit seiner Art, die Satire fallen zu

*) Im ganzen fünften Buche findet sich eigentlich nur eine in der breiten humoristischen Manier von Rabelais vorgetragene Geschichte, eine äsopische Fabel (V. B., 7. K.).

lassen und dafür dem Humor und der Phantasie die Herrschaft einzuräumen. Endlich, in seinen früheren Büchern dürfte eine ganze Anzahl von Ausdrücken nicht zu finden sein, die im fünften Buche sich häufiger antreffen lassen. Andererseits sind die einzelnen Kapitel des fünften Buches meist offenbare Nachahmungen eines bestimmten Kapitels aus einem der älteren echten Teile. In der Isle Sonnante ist beispielsweise sogleich das Eiland der Papimanen des vierten Buches nicht zu verkennen; auch sind ganze Sätze und Wendungen aus den vorhergehenden Büchern aufgenommen und wiederholt worden, ein Zeichen mehr für die Unechtheit des fünften Teiles, dem dieses Verfahren den Anstrich der Echtheit verleihen sollte. Rabelais aber brauchte nicht sich selbst auszuschreiben*).

Obgleich die lehrhafte Absicht, die das Unvernünftige und Verkehrte auf der lächerlichen Seite angreifende Satire, den ganzen Roman hindurch immer wieder zu Tage tritt, ist doch nicht leicht ein Buch mit fröhlicherem Herzen und unbefangenerer guter Laune geschrieben worden als Gargantua und Pantagruel. Man darf es dem Verfasser aufs Wort glauben, was er wiederholt beteuert**), dass er sein Werk verfasst habe, „um der Mitwelt Spass zu machen“, um die Leidenden zu erheitern und ein gesundes breites Lachen hervorzurufen,

Dieweil des Menschen Fürrecht Lachen ist.

Dieser Frohsinn ist Naturanlage, aber auch das Bewusstsein erworbener Freiheit des Denkens, das nicht begrenzt ist in der einseitigen Stimmung des Satirikers, sondern das zu-

*) Es ist daher auffallend, dass ein in Rabelais so heimisch gewordener Erklärer wie Le Duchat äussern konnte: Le 5. livre est certainement de Rabelais. C'est son style, c'est son esprit. Das Gegenteil von beiden ist der Fall, es ist weder sein Stil, noch sein Geist, wohl aber die Nachahmung beider.

Dass hinterlassene Aufzeichnungen von Rabelais für das fünfte Buch benutzt worden seien, ist eine Möglichkeit, die weder bestritten noch bewiesen werden kann.

**) Vgl. II. B., 34. K., Prol. zum III. B., Widmung des IV. B.

gleich den Vollklang humoristischer Weltanschauung ertönen lässt. Dieser Humor spielt um die banalsten Histörchen, Schwänke und Anekdoten; er verleiht ihnen aus seinen reichen Schätzen neuen Glanz und junge Reize, wie in den köstlich vorgetragenen Geschichten von Merkur und dem Holzhacker (2. Prol. des IV. B.), von dem Hammelkauf (IV. B., 6. K. flg.), von den Hochzeitsgebräuchen des Herrn von Basché (IV. B, 12. Kap.) und in anderen Erzählungen. Freilich wird die Ueberbürdung mit Einzelheiten nicht immer vermieden, und derselbe Humor wuchert pedantisch barock in unendlichen Worthäufungen, Aufzählungen und Wiederholungen (vgl. I, 5; I, 22; II, 7; III, 24; IV, 30, 40), die uns anmuten, wie gequälte, ungeniessbare Belustigungen des Witzes in der Manier der Rhetoriker, aber aus unvergleichlich reicheren Hilfsquellen gedächtnismässiger Erfindung ausgestattet sind. Oft auch verliert sich der Frohsinn abwärts in platte Possen, Unflätigkeiten und Unanständigkeiten: er überschlägt sich über alles Mass und Ziel hinaus, in Sachen und in Worten, rücksichtslos gegen Sitte und Anstand, so dass für solche Partien des Buchs die ausdrucksvolle Gebärde, mit der die Sibylle von Panzoust von Panurg und seinen Gefährten Abschied nimmt, als bezeichnendes Sinnbild zugleich und Warnungsschild gelten könnte.

Rabelais geht entschieden zu weit auf diesem Wege. Zu seiner Entschuldigung dient seine mönchische Erziehung und klösterliche Vergangenheit. Andererseits wird immer wieder vergessen, welche Freiheiten der Umgangston seines Zeitalters gestattete*). Auch war die litterarische Sprache in humoristischen Werken nicht genötigt, den Gebrauch eines

*) Eine Fülle von Belegen steht hierfür zu Gebote. Doch genügt es, an den Epilog der 11. Novelle des Heptameron zu erinnern, um zu vergegenwärtigen, was am Hofe einer tugendhaften und frommen Königin zu sagen erlaubt war oder an Einzelheiten bei Branthôme (z. B. die Anekdote vom Guidon des M. de Montpensier, die bei Tafel in Gegenwart von Fürstinnen und Hofdamen vorgetragen wird, vgl. Branthôme IV, 17).

Ausdrucks sich zu versagen, der im täglichen Verkehr mündlicher Rede gestattet war. Die Rückwirkung litterarisch gehobenen Stils auf die Umgangssprache ist erst viel später eingetreten. Man wird mithin nicht mit Recht die Derbheit der Ausdrucksweise beanstanden dürfen, zumal wo sie für Persönlichkeiten wie Panurg und Bruder Jean charakteristisch ist. Mit weniger Nachsicht sind einzelne Scherze und Histörchen in Bezug auf ihren sachlichen Inhalt zu beurteilen. In einzelnen Fällen regt sich hier das Bedenken, dass eine unsittliche Handlung als unterhaltend und lächerlich hingestellt wird. Sollte dann nicht bisweilen die durch die verübte Unthat hervorgerufene sittliche Entrüstung die durch die begleitenden komischen Umstände erzielte erheiternde Wirkung überwiegen? Auch hier stellt Geschmack und Gefühlsbildung erst die Gradunterschiede für das Zulässige auf.

Die Streiche Renard's, Pathelin's, Eulenspiegel's und Panurg's werden immer Vergnügen hervorrufen, so gut wie die des Meister Dieb oder des Zundelfrieder, und die Freude über den sinnreich durchgeführten Anschlag wird gern über die sittlichen Defekte des Urhebers und das dabei dem Gefoppten geschehene Unrecht hinwegsehen lassen; es kommt nur dabei in Frage, bis zu welchem Grade die Gefühlszartheit entwickelt ist. Ueberwiegt das Mitleid mit dem Opfer des Streiches die Freude über den Erfolg, erscheint als hart, grausam oder gar als gemein, was von einer weniger zarten Empfindung der komischen Wirkung preisgegeben wird, so hängt dies eben zum Teil von der Ausbildung des Geschmacks und des Gefühls ab, und nicht die Roheit des Verfassers, sondern die Rauheit der Zeit spricht oft aus Geschichten und humoristischen Zügen, die uns abstossen. In einem Jahrhundert, in dem kleine Vergehen höchst grausam geahndet wurden, gefallene Günstlinge ohne weiteres ausgeraubt oder auf dem Rechtswege ermordet wurden, in welchem ganze Besatzungen, die sich nur tapfer verteidigt hatten, vom Sieger wehrlos gemacht, niedergemetzelt wurden, in einem Zeitalter, in dem der Feuertod selbständige Glaubensregungen bedrohte, verlangte man stark

gewürzte Scherze, und wenn einer der gelehrtesten und gebildetsten Männer der Epoche in allem Ernste den Wunsch äussern konnte, dass der Verfasser des Pantagruel samt seinem Buche verbrannt werden möchte, dann kann eine lustige Fiktion, bei der ein thörichter Hammelhändler über Bord ging und ersoff, oder der im vierten Buche erzählte Streich Villon's nicht für so grausam und roh gelten, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte.

Andere Bestandteile und Schwänke des Romans sind solcher Art, dass sie vornehmlich dem Anstand und der guten Sitte zuwider laufen. Sie gehören entweder in die Physiologie der Liebe oder stehen mit Vorgängen auf dem Gebiet der Ernährung in Zusammenhang. Scherzen der ersten Klasse hat sich das Ohr der guten Gesellschaft nie verschlossen, und es wird nur verlangt, dass sie unanstössig vorgetragen werden; die Schwänke der anderen Kategorie werden dagegen infolge der ihrer Komik anhangenden Verbindung mit dem, was Ekel hervorruft, unter Wohlerzogenen nicht geduldet und bleiben dem Ergötzen der niederen Volksklassen überwiesen (Charme de la Canaille, La Bruyère).

Noch auf einen Umstand sei aufmerksam gemacht. Rabelais' humoristische Manier sündigt oft in ihrer übertriebenen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit; er erlässt uns, wie schon hervorgehoben wurde, keine Einzelheit; er schüttet den ganzen auf den fraglichen Gegenstand bezüglichen Begriffsvorrat, der bei seinem erstaunlichen Wort- und Sachgedächtnis ausserordentlich gross ist, über seine Leser aus. Ob das Thema in irgend einer Hinsicht verfänglich ist oder nicht, kümmert ihn dabei kaum; er befolgt dieselbe Methode: mag er die Erziehung Gargantua's im einzelnen beschreiben, oder im Prolog des dritten Buches die Schanzarbeit der Korinther schildern, mag er im letzten Abschnitt seines Werkes die Erfindungen Messer Gaster's aufzählen oder in jenem Kapitel des ersten Buches mit rücksichtsloser Ausführlichkeit an einem unsauberen Vorwurf die vielgeschäftige Erfindungsgabe des Knaben Gargantua sich üben lassen. Er weicht dem

Unanständigen und Unsauberen nicht aus, aber er bevorzugt es nicht, es gehört nur nach seiner Auffassung mit zu den für den Humor verwertbaren Gegenständen. Durch Lüsternheiten und Zweideutigkeiten zu reizen, wie etwa später Lorenz Sterne, liegt ihm fern; die bildliche Darstellung hässlicher Vorwürfe verurteilt er gelegentlich (IV, 2) als „albern und plump" — c'est trop sot et trop lourd — auch scheint es, als ob mit den zunehmenden Jahren Rabelais' Geschmack sich läutere, und dass im dritten und im vierten Buche weniger unser Gefühl verletzende Unanständigkeiten und Roheiten sich antreffen lassen als in den vorhergehenden Abschnitten des Romans.

Uebrigens bilden die durchaus verwerflichen Kapitel doch nur einen geringen Teil des Ganzen, und es ist das eigene Unglück einzelner Beurteiler, wenn sie diese Partien auffallend bevorzugen und hiernach über die Gesamtleistung urteilen. Im ganzen aber darf doch in Beziehung auf die erörterte Frage die Antithese La Bruyère's Geltung beanspruchen, soweit eine Antithese über Rabelais ein unbefangenes Urteil enthalten kann: Où il est mauvais, il passe bien loin au delà du pire, c'est le charme de la canaille; où il est bon, il va jusqu'à l'exquis et à l'excellent, il peut être le mets des plus délicats (Car. 1. Kap.).

Die Cynismen als eine geborgte Hülle anzusehen, welche sich schützend über die Kühnheit der Gedanken breiten soll, wäre eine unvernünftige Selbsttäuschung. Welche Auslegerweisheit könnte etwa in dem 13. Kapitel des ersten Buches oder in dem 15. und dem 22. Kapitel des zweiten aus dem Wust abenteuerlicher Hervorbringungen cynischen Witzes kühne Gedanken und hohe Wahrheiten „herauskrebsen"?

Gewiss erklärt Rabelais in seinem ersten Prologe, dass man unter der derben Hülle, die wie eine hohle Silenfigur köstliche Arznei und Balsam berge, die edleren Wahrheiten suchen möge, und er fordert, man solle „den Knochen zerbrechen, um das Mark zu saugen"; aber diese Ermahnung geht eher auf die Mischung von Scherz und Ernst überhaupt,

als im besonderen auf die Cynismen, in welchen der Verfasser des Buches sich ergeht.

Der erste Eindruck, der von Gargantua und Pantagruel erzeugt wird, ist freilich der einer aus zufälligen Eingebungen zusammengerafften Geschichte abenteuerlicher und ausschweifender Handlungen und Begebenheiten, deren Vollbringer und Träger phantastische Gestalten sind, die, ohne Rücksicht auf die Gesetze der Wahrscheinlichkeit ersonnen, nicht einmal zu einander in ihren Proportionen verharren; aber sogleich regt sich auch die Empfindung, dass dieser Roman unter der Einwirkung verschiedener, aber bedeutender Bildungseinflüsse entstanden ist: durchweht von dem Geiste der Reformation und der humanistischen Renaissance, stofflich ausgestattet mit Motiven, Ueberlieferungen und Anregungen, welche dem Mittelalter entstammen, bildet er ein Behältnis, das Form und Füllung erhält von dem Schwank, der Anekdote, dem Fabliau, dem zum Volksbuch gewordenen Abenteuer- und Heldenroman der unmittelbar vorausliegenden Jahrhunderte, während gleichzeitig Raum und Aufnahme dem Wissen, dem Humor, den Erdichtungen und geschichtlichen Beispielen des Altertums vorbehalten und gewährt worden ist.

Schon aus diesem Reichtum des Materials und der formverleihenden Bestandteile ergibt sich, dass ein vielseitig gebildeter, den verschiedensten Anregungen des Wissens und des Lebens sich aufschliessender Geist Urheber des Werkes gewesen sein muss, welcher in dem planlos verschnörkelten, phantastisch ungleichmässigen Bau Gedanken verarbeitet hat, die höheren Zwecken dienen als denen des blossen Zeitvertreibs.

Derselbe Schriftsteller, dessen ausschweifende Einbildung in dem Munde seines Riesen ganze Landschaften, Gebirge, Wälder, Städte und Dörfer entdecken lässt, hat über das menschliche Thun und Treiben nachgedacht, und er weiss genau, welche Kräfte bestimmt sind, die Menschheit in ihrer Entwickelung zu fördern, welche nachteiligen Einflüsse ihren Fortschritt hemmen und vereiteln. Rabelais ist in seinem

Romane der beredte Anwalt einer auf vernünftiger Erkenntnis der Natur und auf Uebereinstimmung mit ihr begründeten Führung des Lebens. Wo er zu der Ueberzeugung gelangt ist, dass in seinem Zeitalter die Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Leben sich von den einfach naturgemässen Bedingungen des Daseins entfernen, da schwingt er die Geissel seiner Satire. Denn Antiphysis bringt nur Ungeheuer hervor (s. o. S. 256). Doch ist er kein Vernünftler, der zu einer mit Stumpf und Stiel ausrottenden Thätigkeit sich begeistert hat. Er weiss, dass die Triebe und Leidenschaften von der Natur in die menschliche Seele gepflanzt sind, und dass es nicht die Aufgabe einer gesunden Sittenlehre ist, sie zu ertöten, sondern den Menschen zu erziehen, seine Triebe zu regeln und seine Leidenschaften zu zügeln. Mit Rücksicht auf die in der menschlichen Natur liegenden und ererbten Anlagen ermahnt Rabelais zur Duldung: „Besteht doch jeder auf seinem Sinn, zumal in fremden, äusserlichen, gleichgültigen Dingen, die an sich weder gut noch bös sind, weil sie nicht aus unserem Herzen und Innersten kommen, wo alles Guten und Bösen Werkstatt: des Guten, wenn es ein guter, ein vom reinen Geist regierter Trieb ist; des Bösen, wenn der böse Geist den Trieb zur Sünde anreizt und fälschet“ (III, K. 7).

Bei seiner Abneigung gegen das Uebertriebene und Unnatürliche will Pantagruel-Rabelais nur eine nutzlose Abweichung in gleichgültigen Dingen vom überlieferten Brauch der Welt nicht gefallen.

In seiner Gemütsverfassung betrachtet er die Dinge dieser Welt mehr historisch als dogmatisch. Er wendet sich eher gegen das Veraltete, missbräuchlich Gewordene, als gegen bestimmte Lehren. Man kann ihm kaum Angriffe auf Dogmen der Kirche nachweisen, und insofern verwahrt Rabelais sich mit Recht gegen die Vorwürfe seiner Gegner, dass seine Bücher „sämtlich voll arger Ketzereien stäken“, und meint, sie „haben gleichwohl auch nicht eine an keinem Ort darin nachweisen können“ (Prol. B. III).

Dagegen war sein Buch erfüllt von der Satire auf Einrichtungen und Missstände der römischen Kirche; Rabelais schont nicht die Unwissenheit und den Fanatismus der Sorbonne, er spricht sich wegwerfend über den Heiligenkult (I, 45) und das Ablasswesen (II, 17) aus, er ist ein erbitterter Feind des Mönchstums, er verwirft die Fastengebote und die Ehelosigkeit: alles Einrichtungen, die der mit der Natur Hand in Hand gehenden gesunden Vernunft und der menschlichen Freiheit zuwiderlaufen*).

Auch der Gemeinplatz der mittelalterlichen Satire, die auf geistlichen Gelderwerb erpichte Wirtschaft zu Rom bleibt nicht unaufgegriffen**). Rabelais ist ferner ein Verächter der Messe. So oft Gargantua und Pantagruel in ernsten gottesdienstlichen Verrichtungen erscheinen, vor der Schlacht, nach gewonnenem Sieg, vor Antritt der Seereise ist von der Messe keine Rede und hat die religiöse Feier ganz protestantischen Anstrich. Als man aufbricht zur Meerfahrt — „im Monat Junius — — beurlaubt sich Pantagruel von seinem Vater,

*) Die Feindschaft gegen die Sorbonne tritt vorzüglich im Gargantua hervor, in Aeusserungen, wie „Sorbonne, où lors estoit, maintenant n'est plus l'oracle de Leutece" (I, 17) und „raison nous n'usons point ceans" (I, 20) und überhaupt in den Kap. 15, 17, 20 und II, 18 (maraulx de sophistes). Die Hauptstelle gegen die Mönche ist oben (S. 235) mitgeteilt (nach I, 40), aber die Polemik gegen „moinerie", gegen „tas de villaines, immondes et pestilentes bestes noires etc." (III, 21) zieht sich durch den ganzen Roman (III, 15, 19; IV, 46, 50 u. s. w.). Je, dist frere Jean, ne m'en soucie d'un bouton. Ilz mesdisent de tout le monde, si tout le monde mesdit d'eux, je n'y pretends aucun interest (III, 22). Die Verurteilung der Fastengebote ist Buch IV, Kap. 32 ausgesprochen. Stellen gegen das Cölibat enthalten das 4. Kap. des III. Buchs (sub fin.) und Kap. 48, Buch III.

**) Vgl. die in Kap. 42, Buch III angeführten alten Verse:

Roma manus rodit, quas rodere non valet, odit
Dantes custodit, non dantes spernit et odit.

und:

Accipe sume cape sunt verba placentia Papae.

Ferner Kap. 53 (s. o. S. 251).

dem guten Gargantua, unter dessen heissen Gebeten (wie es in der ersten Kirche bei den heiligen Christen der löbliche Brauch war) für seines Sohnes und seiner Gefährten glückliche Fahrt" — auf dem Admiralsschiff war dann „aller Versammlung. Da hielt ihnen Pantagruel eine kurze und fromme Ermahnung aus lauter Sprüchen der heiligen Schrift, anlangend Seefahrt, gebauet. Nach dessen Endigung thäten sie ein lautes und vernehmliches Gebet zu Gott, dass alle Leut und Bürger von Thalass, die auf den Molo strömten, die Einschiffung mit anzusehen, es deutlich verstehen und hören konnten. Auf das Gebet ward dann melodisch der Psalm des heiligen Königs David gesungen: Da Israel aus Aegypten zog" (IV, K. 1). Predigt, Gebet und Gemeindegesang, also ein vollständiger protestantischer Gottesdienst. Dies ist entscheidend für Rabelais' innere Zugehörigkeit zum Protestantismus*). Es konnte nicht zweifelhaft sein, was im Jahre 1552 ein Ritus wie der eben beschriebene bedeutete. Und wer die Geschichte der französischen Reformation kennt, weiss, dass den Anhängern der alten Kirche die Nichtachtung der Messe das vornehmste Merkmal des Abfalls war.

Rabelais befindet sich in Uebereinstimmung mit allen Bestrebungen, die zu der evangelischen Reinheit und zur Einfachheit der Natur zurückführen sollen. Aber der Eifer für das lautere Evangelium wird bei ihm nicht zum Vorwand, um, im Wahn ausschliesslicher Rechtgläubigkeit, zur Verfolgung und Bestrafung Andersgläubiger aufzufordern oder dieselbe auch nur gutzuheissen**). Ihm ist das Evangelium die

*) Die Zeugnisse lassen sich über die oben und früher (S. 229, 232, 234) mitgeteilten Stellen leicht vermehren (I, 58; IV, 19): der Teufel beklagt sich, dass sein gewöhnliches Frühstück von Studenten nicht so reichlich zu haben sei, wie sonst, seitdem dieselben die heilige Schrift lesen, et croy que si les caphards ne nous y aident, leurs ostans par menaces, injures, force, violence et bruslement leur Saint-Paul d'entre les mains, plus à bas n'en grignoterons (IV, 46).

**) Vgl. die ironische Betonung des päpstlichen Rechtes, die Ketzer „de spolier de leur biens, les deposseder de leur royaulmes, les proscrire,

frohe Botschaft der Menschenliebe. Er beruft sich mit Vorliebe auf den Apostel Paulus, wenn er für das sittliche und religiöse Verhalten des Einzelnen Vorschriften gibt. Sein Gargantua trägt als Symbol die bildliche Darstellung von Plato's Androgynos und als Wahlspruch: „Die Liebe suchet nicht das Ihre" *).

Das Panurg in den Mund gelegte Wort über die Aufrechthaltung eigener Meinungen — bis zum Feuer exclusive — spricht nicht wider Rabelais' Ernst und Aufrichtigkeit. Die einfache Thatsache, dass er selbst in dem letzten, ein Jahr vor seinem Tode unter seinem Namen erscheinenden Buche aus seiner protestantischen Gesinnung kein Hehl macht, hätte vor diesem Irrtum bewahren sollen. Aber er ist kein Eiferer. Wenn es eine Partei des Kampfes gab, welche eine Reinigung des durch die Tradition gefälschten Glaubens allein durch eine vollständige Umgestaltung der Kirchenverfassung für möglich hielt, so war Rabelais friedsam von Naturanlage und durch die empfangene Bildung, auf welcher seine Weltanschauung ruhte. Die Hitze seiner religiösen Ueberzeugung war durch den Pantagruelismus zu einer wohlthätigen Wärme gekühlt worden. Aus den Alten, denn das sind die Pantagruelisten, schöpfte Rabelais jene Stimmung „philosophischer" Billigkeit, die sich mit seiner evangelischen verband (equité philosophique et evangelique; B. I, K. 10), die (wie der Katechismus sagt) beim Nächsten „alles zum besten kehren" soll, oder wie Rabelais im Prolog seines dritten Buches diese Philosophie definiert: eine spezifische Eigenschaft und indi-

les anathematiser, et non seulement leurs corps, et de leurs enfants et parens autres occire, mais aussi leurs ames damner au parfond de la plus ardente chauldiere qui soit en enfer (IV, 50).

*) Vgl. auch Buch II, Kap. 28 (Jean): Je ne te dis comme les caphards: Aide-toy, Dieu t'aydera, car c'est au rebours, aide-toy, le diable te rompra le col: mais je te dis: Metz tout ton espoir en Dieu, et il ne te delaissera point. Und Buch III, Kap. 5 (Pantagruel): Rien (dit le saint envoyé) à personne devez, fors amour et dilection mutuelle (Röm. 13, 8).

vidualisch Wesen (die Alten hiessen's Pantagruelismus), kraft dessen sie nimmermehr krumm nehmen, was aus einem guten, freien und wohlgesinnten Herzen kommt*).

Ihm liegt vor allem der Fortschritt der Menschheit durch die „Wiederherstellung der guten Wissenschaften" am Herzen; sein Interesse ist daher kein kirchliches, kein politisches, auch nicht vorzugsweise ein religiöses, sondern insbesondere ein Bildungsinteresse. Für diese Sache kämpft Rabelais mit wirklicher Leidenschaftlichkeit. Unwissenheit, Aberglauben und Fanatismus, die sich den Erfolgen der aus dem Altertum fliessenden Bildungserneuerung entgegenstemmen, finden aber ihre hauptsächlichsten Träger und Beförderer in den Mönchsorden; daher der unversöhnliche Hass, mit dem er sie in ihrer Gesamtheit verfolgt; immer und immer kommt er von neuem auf die Schädlichkeit des Mönchswesens zurück, und seine Verurteilung der ganzen Bruderschaft wird nur heller beleuchtet durch die günstige Behandlung, welche der Verfasser des Pantagruel in „Bruder Jean" einem einzelnen Mönche widerfahren lässt. Auch die Feindseligkeit gegen die Sorbonne fliesst aus der Quelle der Bildungsbegeisterung.

Hier kämpfte Rabelais gleichsam pro aris et focis, denn er selbst verdankte seine Befreiung aus der Gebundenheit und Finsternis „gotischer Barbarei" vornehmlich den „guten Wissenschaften"; gelangt er auf dies Gebiet, wo er für die geistliche Erhellung und Freiheit streitet, so sind seine Angriffe zuweilen bitter und schonungslos; sonst aber erhält seine Satire durch den mildernden Beisatz des menschenfreundlichen Pantagruelismus einen duldsameren Charakter. Indem Rabelais die den einzelnen Berufsarten und Ständen

*) Hierzu noch II, 34: Et si desirez estre bons Pantagruelistes c'est à dire vivre en paix, joye, santé, faisant toujours grand chere, ne vous fiez jamais aux gens qui regardent par un pertuys. Und die Empfehlung absoluter Gemütsruhe, III, 2: Car tous les biens que le ciel couvre, et que la terre contient en toutes ses dimensions, hauteurs, profondité, longitude et latitude, ne sont dignes d'esmouvoir nos affections et troubler nos sens et nos esprits.

anhaftenden Mängel und Eigentümlichkeiten geisselt oder verspottet, indem er ohne Bitterkeit und Voreingenommenheit das Treiben der Fürsten und Grossen, der Richter und Beamten, der Geistlichen und Lehrer, der Bürger und der Studenten seines Zeitalters beleuchtet, gewährt er dem Einzelnen gern die Rechtswohlthat, sich mit dem ihm notwendig zukommenden Teil von allgemeiner menschlicher Schwäche entschuldigen zu dürfen, während ihn wiederum seine unversiegbare gute Laune und Lustigkeit gegen den Ankläger der Satire schützt, dessen Beleidigungsklage auch hier abgewiesen werden muss mit einem „solventur risu tabulae".

Als satirischer Schriftsteller ist Rabelais durchaus modern. Seine Angriffe gegen die Gesamtheiten, die Stände und Körperschaften geschehen nur, indem er einzelne Vertreter derselben vor sein Forum ruft. Diesem Vorgehen liegt schon ein Prinzip neuzeitlichen Individualismus zu Grunde; aber vorzugsweise wurzelt diese Erscheinung im Boden künstlerischen Bewusstseins. Die Gestalten des Romans gehen ebenso sehr aus dem Bedürfnis dichterischen Schaffens hervor wie aus der Absicht des satirischen Sittenrichters. Die Satire des Romans und die Satire der Renaissance, wie sie durch die älteren Werke, etwa das „Narrenlob" des Erasmus und Cornelius Agrippa's Abhandlung „Ueber die Nichtigkeit der Wissenschaften" repräsentiert wird, unterscheiden sich dadurch voneinander, dass Rabelais, die einförmige Bahn ironischer Rhetorik verlassend, Lebendiges schafft, Wesen, die von einem reichen Hintergrund sich lebhaft abheben und in dramatisch bewegtem Verkehr die Wirklichkeit ihres Seins bezeugen: Gargantua, den patriarchalischen Herrscher, Pikrochol, den von unersättlicher Ländergier geplagten Eroberer, Bridoye, den unwissenden Richter, Jean de Bragmardo, den theologischen Pedanten, bis hinab zu dem unglücklichen Hammelhändler des vierten Buches. Panurg hätte der blosse Satiriker als ein abschreckendes Beispiel hinstellen müssen; der Dichter steht seiner Schöpfung künstlerisch anders gegenüber; mit einem „es muss auch solche Käuze geben" behandelt und gestaltet

er in freiem humoristischen Behagen seine Schöpfung, ohne Rücksicht auf den moralischen Rigoristen, der Gestalten wie Falstaff, Mephistopheles, Panurg niemals verstehen kann.

Hat also Rabelais' Individualismus vor allem eine poetische Begründung und verleiht dies einer grossen Anzahl von Kapiteln des Romans eine eigenartige Lebensfrische, so ist andererseits seine Satire, weil individuell, keineswegs persönlich. Einzelne gelegentliche Ausfälle wider Pontanus, Galland, Ramus, Calvin kommen für die Beurteilung des Ganzen so wenig in Betracht, wie die Manier des Verfassers, zuweilen in liebenswürdiger Weise eines guten Freundes oder Gönners zu gedenken, eines Tiraqueau, des Abtes Ardillon oder Philibert's de l'Orme. Sonst ist die Sucht, hinter seinen Gestalten bestimmte Persönlichkeiten der Geschichte, unter den von ihm berichteten Thatsachen Anspielungen auf historische Begebenheiten hervorzuziehen, erfolglos geblieben. Am ausschweifendsten hat die Beflissenheit geschichtlicher Deutung an Rabelais gesündigt in der „Edition Variorum". Gleichwohl scheinen schon fast gleichzeitige Aufschlüsse über die geschichtliche Bedeutung von Rabelais' Persönlichkeiten vorhanden gewesen zu sein. Cop, Passerat und andere sollen derartige Aufklärungen besessen haben. Ein älterer „Rabelaisschlüssel", zuerst 1659 zu Amsterdam gedruckt, gab Veranlassung zu weiteren Versuchen. Le Motteux hat einen Schlüssel geschmiedet und in unserem Jahrhundert in noch ausgedehnterer Weise Esmangart. Ersterer will in Grandgousier Jean d'Albret, König von Navarra, in Pantagruel Antoine de Vendôme, in Bruder Jean den Kardinal von Chastillon, in Panurg Jean de Montluc, Bischof von Valence, erkennen. In dem Kriege zwischen Grandgousier und Pikrochol haben andere sogar den Streit der Calvinisten und Katholiken über die Transsubstantiation entdecken wollen. Esmangart hat in Grandgousier den patriarchalischen König Ludwig XII. erkannt, der im Grunde ebenso patriarchalische Gargantua soll dann Franz I. sein, und Pantagruel natürlich Heinrich II.; letzteres ist um so unsinniger, als die beiden

ersten Bücher des Romans erschienen sind, als der 1518 geborene Dauphin Franz noch lebte, und man folglich nicht vermuten konnte, dass Heinrich jemals den französischen Thron besteigen würde. Panurg sollte nach derselben Auslegung der Kardinal von Lothringen sein, doch auch eine Persönlichkeit, deren Einfluss erst eine geschichtliche Bedeutung erlangt, als die drei ersten Bücher des Romans längst erschienen waren. Wenn die Vertreter geschichtlicher Auslegung immer die Jahreszahl des Erscheinens der einzelnen Bücher fest im Auge behalten hätten, sie würden nicht zu derartiger Ungereimtheit gekommen sein, beispielsweise im ersten Buche (Gargantua) die satirische Verarbeitung von Ereignissen zu erkennen, die nach 1535 geschehen, oder Persönlichkeiten zu entdecken, die erst dann zu politischer Grösse gelangt sind. Aber davon abgesehen, dass ein Teil jener historischen Auslegungen sinnlos ist, weil im Widerspruch mit der Chronologie, abgesehen davon, dass die vier Bücher des Romans eine Schöpfung der ungebundenen Laune eines die Freiheit liebenden Geistes sind, weist Rabelais selbst die Ausleger ab mit ihrer Sucht: de gallefreter des allegories, qu'oncques ne furent songées par l'auteur, während er zugleich über den Missbrauch, der in ähnlicher Weise mit Homer und Ovid getrieben worden, sich lustig macht. Diese Verwahrung widerspricht nicht etwa den in demselben Prolog vorher gethanen Aeusserungen. Dass man unter den Scherzen und Ausgelassenheiten des Buches auch vernünftige Lehren und ernste Meinungen suche, wie den edlen hohen Geist hinter der lächerlichen Maske des Sokrates, fordert der Verfasser des Gargantua selbst, aber er will nicht mittelalterliche Satire schreiben und wünscht nicht, dass sein Buch nach dem auch auf weltliche Texte angewendeten Rezept mittelalterlicher Schriftauslegung „moralisiert“ werde. Leider haben nicht alle Ausleger von dieser Warnung ausreichend Notiz genommen.

Selbstverständlich sind darum Anspielungen nicht ausgeschlossen auf Selbsterlebtes, auf bekannte Persönlichkeiten, auf bestimmte politische Zustände und geschichtliche Vor-

gänge; das bringt schon der persönliche Charakter des Werkes mit sich, aber solche Anspielungen sind meist nicht versteckt, sondern in der Regel recht deutlich*).

In seinem Zeitalter ist Rabelais zweifellos der begabteste Dichter, den Frankreich hervorgebracht hat. Reiche Phantasie, feuriges Empfinden, scharfe Beobachtung vereinigen sich bei ihm mit der Fähigkeit, die von aussen gewonnenen Eindrücke und Anregungen zu verarbeiten, sie lebendig zu gestalten; auch besitzt er die Gabe, eigene Gesinnungen und Erfahrungen mit Kraft und Schwung auszusprechen. Aber bei aller klaren Besonnenheit in der Beurteilung der das zeitgenössische Leben bewegenden Fragen, bei dem Geiste der Mässigung, der die Weltanschauung Rabelais' auszeichnet, scheinen ihm Selbstzucht, Sinn und Verständnis für die Schönheit der litterarischen Kunstform abzugehen, und nicht mit Unrecht hat ein hervorragender Forscher von ihm gesagt, dass „der gewaltige, stets barocke Franzose“ in seinem Romane „uns ungefähr ein Bild davon gewährt, wie die Renaissance sich ausnehmen würde ohne Form und ohne Schönheit“**). Dennoch wäre es voreilig zu leugnen, dass auch der Verfasser des Pantagruel für die durch die Schönheit und das Gleichmass künstlerischer Erscheinung geweckten Empfindungen zugänglich gewesen ist. Ein echter Sohn seines Zeitalters, ist er von der Kunstbegeisterung der Renaissance nicht unberührt geblieben: selbst inmitten aller jeder Regel spottenden Formlosigkeiten seines Romans leuchten Aeusserungen eines gewissen Kunstsinnes auf: in der Beschreibung der Abtei Thelema, die er nicht vergisst mit Werken der Bildhauerkunst und der Malerei auszustatten, in den zu Anfang seines dritten Buches berichteten Gemäldeankäufen, vor

*) z. B. die Erwähnung der Gefangennahme Franz' I. (I, 50), des bevorstehenden Kriegs mit dem Kaiser (Prol. d. III. B.), der Verbrennung Boyssonné's, des Streits Galland's und de la Ramée's; Rabelais hält nicht hinter dem Berge, wenn er auf Zeitgeschichtliches anspielt.

**) Burckhardt (Geiger): Kultur d. Ren. (3. Aufl.) II, 6. Abschn. S. 203.

allem in der Sciomachie zeigt Rabelais, dass er die bildenden Künste, die Pracht und den Prunk der Renaissance zu schätzen weiss, und ausdrücklich bezeugt ein im vierten Buche von Epistemon-Rabelais erzähltes Erlebnis in humoristischer Wendung, dass er nicht den mönchischen Verächtern, sondern den begeisterten Liebhabern des Kunstgenusses beigezählt zu werden wünscht*).

In seinen litterarischen Schöpfungen dagegen folgte Rabelais nur dann künstlerischen Prinzipien, wenn er, für die gebundene Rede sich entscheidend, in die hergebrachten verzwickten Regeln des Verses den Schwung seiner energischen Gedanken einengte; aber selbst dann ist, wie in einzelnen Strophen der Inschrift des Portals von Thelema, die aus dem Innern der Empfindung quellende poetische Beredtsamkeit durch das einzwängende Spiel von Reim und Vers nicht immer erstickt worden, und der Gegensatz zwischen der spröden Fassung und dem kraftvollen Fluss der Gedanken wirkt nicht ohne weiteres unkünstlerisch. Umfing aber hier schon den Verfasser des Pantagruel der Bann der Schulüberlieferung, der ihm wehrte, reineren poetischen Wirkungen dauernd nachzugehen, so wurde andererseits die eigentliche Grundform seines Hauptwerks, der volkstümliche Roman, nicht

*) C'est, dist Epistemon, naifvement parlé en moine. Je dis moine moinant, je ne dis pas moine moiné. Vrayement vous me reduisez en memoire ce que je vis et ouy en Florence, il y a environ vingt ans. Nous estions bien bonne compagnie de gens studieux, amateurs de peregrinité et convoiteux de visiter les gens doctes, antiquitez, et singularitez d'Italie. Et lors curieusement contemplions l'assiette et beauté de Florence, la structure du dome, la sumptuosité des temples et des palais magnificques. Et entrions en contention qui plus aptement les extolleroit par louanges condignes: quand un moine d'Amiens, nommé Bernard Lardon, comme tout fasché et monopolé nous dist: Je ne sçay que diantre vous trouvez icy tant à louer. J'ay aussi bien contemplé comme vous, et ne suis aveugle plus que vous. Et puis: Qu'est-ce? Ce sont belles maisons, c'est tout. Mais . . . en toute ceste ville encores n'ay-je veu une seule routisserie, et y ay curieusement regardé et consideré (IV. B., 11. Kap.).

als eine poetische Gattung angesehen, die dem Dichter die Beobachtung eines künstlerischen Gesetzes zur Bedingung machte. Von aussen war nichts vorgeschrieben; es blieb also dem Autor überlassen, das Formprinzip aus sich selbst zu entwickeln. Aber er zog es vor, seiner Laune sich zu überlassen, an seine Vorgänger sich anzuschliessen und den Roman wie einen bequemen, ins Unendliche dehnbaren Rahmen zu behandeln, der alles fasste, was dem Schriftsteller zu äussern am Herzen lag. So schrieb er, ohne künstlerische Rücksichten, wie sein Humor, seine Phantasie, wie seine aus der Erfahrung des Lebens und der Wissenschaft sich ergebenden Ansichten und Meinungen in Scherz und Ernst es ihm eingaben. Dabei war es gleichgültig, ob die der Handlung zu Grunde liegende Erfindung inneren Zusammenhang bewahrte, oder in der Fülle der Einzelheiten und Abschweifungen verloren ging. Weit entfernt, der scholastischen Manier, die ihm aus seiner Jugend und von seinen Vorgängern her anhaftete, zu entsagen, überbot Rabelais vielmehr noch alles vorher Dagewesene; auch liess er dazu den ganzen Reichtum seiner Belesenheit in den Roman einströmen. Vertraut mit der älteren und neueren poetischen und historischen Litteratur des Vaterlandes, inspiriert durch Pathelin, Villon, Bouchet, Marot, erinnert Rabelais sich nicht minder der Gestalten uralter volkstümlicher Ueberlieferung, des Renaud von Montauban und der Haimonskinder, des Fierabras und der Brücke von Mantible, des Salomon und Markolf. Wichtiger aber und für den Charakter des Werkes entscheidender sind die aus dem litterarischen Erbe des Altertums in dasselbe übergegangenen Bestandteile. In verschiedenen Partien des Romans tritt in Ton und Erfindung diese Inspiration durch einzelne antike Schriftsteller zu Tage; beispielsweise ist im Prolog des zweiten Buches und zum Teil im vierten Buche Lukian das Vorbild, während an anderen Stellen Plutarch und Plato Rabelais, zumal in den betrachtenden Kapiteln, mit ihrem Geiste erfüllen. Aber das ganze Werk ist überhaupt Zeuge, dass er keine ihm zugängliche Schrift griechischen oder römischen Ursprungs ungelesen

lassen konnte. Er beherrscht nicht allein die naturwissenschaftliche und medizinische Litteratur der Alten, sondern er ist ebenso heimisch in ihren politischen, philosophischen, historischen und juristischen Schriften. Plinius, Plutarch, Plato, Cicero unter den Prosaikern, Virgil, Homer, Horaz, Aristophanes unter den Dichtern sind die am häufigsten in dem Roman angezogenen und ausgeschriebenen Gewährsmänner. Zu wiederholten Anführungen veranlassen Rabelais ferner die Lateiner Seneca, Tacitus, Sueton, Aulus Gellius, Plautus, Terenz, Martial, die Griechen Hippokrat, Galen, Lukian, Aristoteles, Euripides, Hesiod. Diese Liste ist nicht erschöpfend. Sicherlich sind mehr als siebzig alte Schriftsteller bald einmal, bald öfter von Rabelais benutzt oder angeführt worden [11]).

Ebenso belesen zeigt er sich in der heiligen Schrift. Neben mancher, nach mittelalterlich mönchischer Art skurrilen oder frivolen Verwertung von Schriftstellen, etwa wenn das Wort des Psalmisten — vanum est vobis ante lucem surgere — die Nutzlosigkeit des Frühaufstehens beweisen soll*), neben diesen scherzhaften Anführungen ist die Bibel oft im ernsten evangelischen Sinne eine gern angezogene Autorität. Mit Vorliebe wird Paulus, „le saint envoyé", wie ihn Rabelais mit Ehrfurcht nennt, angerufen. Die Bevorzugung Paul's, des Apostels der Reformation, steht auf gleicher Höhe mit der begeisterten Anerkennung Plato's, des Philosophen der Renaissance. „Der göttliche" (IV. B., 37. K.) Plato wird von Epistemon-Rabelais so oft genannt, dass Rhizotomus mit seiner glaubwürdigsten Beteuerung — bei meinem Durst — erklärt, er wolle „ihn auch lesen". Wie hätte die dem Platonismus so günstige Zeitströmung wirkungslos an Rabelais vorübergehen können. Befand er sich doch in Lyon, in Rom und an anderen

*) Aehnlich: j'ay la parole de Dieu en bouche: sitio (I, 5. K.). Leichtfertig mit geistlichen Dingen wird auch umgegangen im 17. Kap. des 2. Buches, im Prol. des 3., im 23. Kap. des 3. Buches (asne für âme) u. s. w.

Orten gerade in Kreisen, in denen Plato ein besonderer Kult gewidmet wurde. Nach den mannigfachen Zeugnissen seiner evangelischen Denkungsart bleibt es freilich zweifelhaft, ob der Verfasser des Pantagruel schliesslich auch in das Fahrwasser des Theismus, in welches die platonische Akademie von Florenz gelangte, geraten ist. Aber in Fragen, welche die Autoritäten des christlichen Glaubens für ihr Gebiet beanspruchten, liess sich Rabelais doch gern von dem Ansehen Plato's leiten. Von ihm nimmt er den Beweis der Unsterblichkeit der Seele an, und manche seiner Aeusserungen, wie seine Hinneigung zu dem Glauben an einen Dämon und an Vorbedeutungen, wurzelt in sokratisch-platonischen Anschauungen. Indem Rabelais aber das Gebot uneigennütziger Liebe durch das Symbol des platonischen Androgynos versinnlicht, stellt er gleichsam die Lehre seines heidnischen Lieblingsphilosophen als übereinstimmend hin mit dem vornehmsten Inhalt des christlichen Sittengesetzes.

Rabelais' Begabung entfaltet sich unter den verschiedenartigen Bildungseinflüssen der Renaissance; seine Sprache gibt hiervon beredte Kunde, aber sie ist nicht bloss ihm eigen, sondern sie ist zugleich der merkwürdigste Ausdruck der allgemeinen Bildungszustände des ganzen Zeitalters. Die reiche Fülle der neu dargebotenen Stoffe wirkte zugleich anregend und verwirrend, wer nicht zur Herrschaft über dieselben gelangte, liess sich beherrschen, und vor allem die heimische Sprache wollte nicht zur litterarischen Selbständigkeit und Fertigkeit gedeihen inmitten des wuchernden Mitbewerbs der klassischen Sprachen. Nicht ganz zutreffend ist die Behauptung, Rabelais' sprachlicher Stil sei nicht der gebräuchliche seines Zeitalters gewesen*), ein solcher Ueberfluss an griechischen Wörtern wie bei ihm sei sonst nicht vorhanden und selbst die Rechtschreibung nicht so stark von etymologischen Rücksichten bestimmt gewesen.

Vielmehr will es auf den ersten Anblick scheinen, als

*) Vgl. Egger: l'Hellénisme en France. I. Bd. S. 176.

seien einzelne Abschnitte des Pantagruel in ihrer Ausdrucksweise nicht wesentlich von den Werken der Meister des „honigsüssen“ Stiles verschieden; von einer Rabelais eigentümlichen Rechtschreibung ist aber nichts zu bemerken. Seine Sprache ist, indem sie Fremdwörter, besonders griechische, bevorzugt, eben nur dem Grade, nicht dem Wesen nach unterschieden von der litterarischen Sprache vieler Zeitgenossen. Verwendet Rabelais mehr Fremdwörter als diese, so überragt er auch die übrigen Schriftsteller durch seine umfassende Bildung, den Reichtum der Gedanken und Worte. Seine Sprache hat oft dasselbe künstliche Gepräge wie die Ausdrucksweise der Rhetoriker und der damaligen litterarischen Erzeugnisse überhaupt. Indem Rabelais zu denselben Mitteln des Ausdrucks griff, wie seine älteren und jüngeren Zeitgenossen, blieb er nur der in Ansehen stehenden Schriftsprache getreu. Er selbst hat mit Bewunderung von Bouchet's Schriften geredet und ist dessen Schüler gewesen, aber zu gleicher Zeit war er ein Zögling der alten Pantagruelisten, der Schriftsteller des griechisch-römischen Altertums (I. B., 10. K.), als ein begeisterter Humanist. Endlich, im Mittelpunkte französischen Sprachtumes, zu Chinon, „der ersten Stadt der Welt“ (2. Prol. des IV. B.) als ein Sohn des Volkes geboren, in Touraine herangewachsen, wurde Rabelais mit Notwendigkeit auch ein Kenner heimischer Rede, volkstümlicher Ausdrucksweisen und Dichtungswerke. Le Maire, Calvin, Pathelin finden sich wieder im Pantagruel. Nur bringt Rabelais die Eigenheiten der einzelnen schärfer zum Ausdruck, weil er, gleichsam am Ende des Gliedes stehend, seiner Anlage nach sich lebhafter, „flügelmännischer“ bewegt als sie.

Häufig sind die einzelnen Bestandteile in seiner Darstellung bunt durcheinander gewürfelt; nicht selten aber herrscht der eine Stil vor, so dass Pantagruel Beispiele gewährt für alle in der französischen Schriftsprache jener Zeit möglichen Ausdrucksweisen. Rabelais hat es zu keinem einheitlichen Stil gebracht.

Vollständige Kapitel, Erzählungen und Gespräche, sind

klar, einfach, kräftig geschrieben; sie geben die volkstümliche Gesundheit der gebräuchlichen Rede des täglichen Verkehrs wieder: Vergleiche, stehende Wendungen, sprichwörtliche Ausdrücke, Idiotismen, Bestandteile des populären Bilderschatzes der Sprache verstärken dann glücklich die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit des Vortrags. Rabelais ist hier der geniale Schriftsteller, der den besten Teil seiner sprachlichen Ausbildung empfangen und vollendet hat in enger Fühlung mit seiner Volksgemeinschaft.

Die Sprache des Autors, der hochstehenden litterarischen Vorbildern nacheifert, ist schon eine andere: sie nimmt das Gepräge des Erkünstelten an. Nicht allein in Reimen ist er der Nachahmer der Rhetorik, sondern er folgt auch ihren Mustern, komischen Wirkungen zuliebe. Wie er in den Reimkünsten der alten Schule schwelgt, ebenso gern nimmt er ihre Prosascherze auf, ihre zahlreichen Doppelsinnigkeiten, Gleichklänge, Wortspiele, Aneinanderreihungen und Worthäufungen. An Witz und reicher Erfindung seinen Vorgängern überlegen, beweist Rabelais gerade seine Stilverwandtschaft mit ihnen, selbst wenn er die Manier überbietend in einer Hetzjagd nach Worten den Leser ermattet und atemlos macht[12]).

Soll aber die Rede bei Rabelais Feierlichkeit und eindringlichen Ernst erhalten, so tritt er als der in der Schule der klassischen Autoren des Altertums gebildete Stilist hervor. Und zwar besteht in Wortgebrauch und in Satzbau ein Unterschied zwischen Calvin's und Le Maire's, zwischen Rabelais' und Bouchet's Prosa. Den alten Schönrednern waren die lateinischen und griechischen Fremdwörter Zierstücke, Pleonasmen, die oft aus dem Satz entfernt werden konnten, ohne den Zusammenhang des Sinnes zu unterbrechen. Die bei den Humanisten gleichfalls in Menge erscheinenden Fremdwörter sind dagegen sachlich begründet; sie sind kein eitler Schmuck, der herbeigeholt wird, sie bieten sich dem Schriftsteller von selbst an, welcher in die alten Sprachen und ihre Denkmäler sich versenkt hat: ihre Verwendung erscheint ihm unentbehrlich, weil der Gegenstand über die Rede der All-

täglichkeit ihn emporträgt und die Muttersprache ihm nicht ausreichen will. Denn eine andere Sprache ist ihm Nährmutter seiner Bildung geworden, zu ihr kehrt er, ohne weiter darüber zu reflektieren, zurück, wenn er Gedanken ausspricht, denen er zuerst in griechischer oder römischer Einkleidung begegnet ist; er zieht diese Fremdlinge, ihnen flüchtig ein französisches Gewand überstreifend, auf das Gebiet der heimischen Rede herüber und durchsetzt das altheimische Sprachgut mit fremden Bestandteilen. Es gibt dies Verfahren keine rechte Mischung, das Ueberwiegen des einen Bestandteils macht die Sprache spröde und brüchig. Leicht schleppt auch die Gewohnheit des Lateindenkens entbehrliche Ausdrücke ein, die durch heimische ersetzbar sind, aber bei Untersuchung der ernsthaften Auseinandersetzungen, Betrachtungen und feierlichen Staatsreden ergibt sich nirgends, dass die Fremdwörter nur dem rhetorischen Gepränge zuliebe sich blähen oder nichtsbedeutend gehäuft sind[13]).

Rabelais verspottet die „Lateinschinder“, das „Kaminfeger-“ und „Küchenlatein“ ebenso wie Despériers, und ohne wie dieser von entbehrlicher Sprachmischung sich selbst frei zu halten, richtet er seine Angriffe vorzüglich gegen die scholastische Unsitte, gegen das Dunkelmännerlatein, welches, eine Folge von Unwissenheit und Unbildung, ausgeht auf Vulgarisierung der Römersprache und Latinisierung der Muttersprache*). Von diesem leidigen theologischen Schuljargon mag Rabelais nichts wissen; doch wählt er seine lateinischen und griechischen Wörter aus dem Vorrat, der dem geläufig

*) Von den mittelalterlichen Juristen meint Rabelais (II, 10): leur stile qui est stile de ramonneur de cheminée ou de cuysinier et marmiteux, non de jurisconsulte? Auch Despériers spottet in den Joyeux Deviz (14, 21) wiederholt über diese Art von Latein, so in dem Schwank von dem Advokaten von Le Mans „qui latinisoit le françois et francisoit le latin“, und der, ähnlich redend wie der Limusiner bei Rabelais (II, 9), zu seiner Magd sagt: Pedisseque, serve moi le farcime de ferine, qu'il ne soit point famulé (d. h. Gardez-moi ce pâté de venaison et que la valetaille n'y touche).

die alten Sprachen schreibenden Humanisten zu Gebote steht, und schaltet über den ganzen Sprachschatz der Dichter, Philosophen, Mediziner, der naturwissenschaftlichen und der juristischen Schriftsteller. Zahlreich stellen sich besonders die dem Gebiete der Heilkunde und der Naturwissenschaft entlehnten Ausdrücke ein. In ausführlichen Beschreibungen physiologischer und pathologischer Vorgänge verschmilzt sich dann die gewissenhafte Genauigkeit des erfahrenen Arztes mit der humoristischen Manier des schalkhaften Erzählers zu einer drolligen Pedanterei. Rhetorisch-pedantisch ist oftmals Rabelais' witziger Vortrag, humanistisch-pedantisch seine ernsthafte Darstellungsweise.

Letzteres gilt auch für den Satzbau. Der feierliche Gang der historischen Muse der Römer oder der Reden Cicero's bestimmt Haltung und Gangart des Stils in vielen Kapiteln des Pantagruel. Denn dasselbe Streben auf Nachbildung der lateinischen Periode beherrscht oder beeinflusst die gründlich gebildeten Humanisten von Calvin bis auf Henri Estienne. Es hat seinen guten Grund, dass Rabelais in höherem Grade als viele seiner gelehrten Zeitgenossen diesem Banne verfallen scheint. Seine urwüchsige, nach Ungebundenheit verlangende, überschäumende Natur lässt bei ihrer grösseren Lebhaftigkeit den der Sprache auferlegten Zwang schärfer hervortreten, als dies bei nüchterneren, frühzeitig disziplinierten Naturen der Fall war. Calvin findet sich darum leichter mit dem lateinischen Satzbau ab, als der den Eingebungen seines Humors lieber ausschweifend folgende Rabelais. Offen gestanden, ist die unter dem Einfluss der klassischen Latinität stehende Sprachbehandlung geistlos, denn sie verzichtet auf ihren eigenen Geist. Aber dies Urteil geht nur die Form an. Die Gussform ist gleichsam von verkünstelter und unfreier Zeichnung, das Metall bleibt gediegen und wertvoll. Denn die Gedanken sind gesund, kräftig, oft von warmer und tiefer Empfindung; nur jene schleppende Umständlichkeit eines bei mangelnder Selbständigkeit in die Sprache eingeschwärzten fremdartigen Periodenbaues mindert die Wirkung. Man kann

als treffliche Beispiele dieses Gegensatzes der spröden Form und des gediegenen Inhalts die Rede Gallet's anführen, den Brief Gargantua's, den Vortrag des Arztes Rondibilis und zahlreiche andere Kapitel des Romans [14]).

Die Tradition „des guten Gebrauchs", einer Ausdrucksweise, die dem höheren und edleren Denkinhalt in Wort und Satz sich anpasst und zugleich durchaus national bleibt, war noch nicht vorhanden. Mit geringen Ausnahmen stehen die meisten Schriftsteller dieser und der nächstfolgenden Zeit in dem Stadium der unverständigen Nachbildung klassischer Muster. Das Bewusstsein fehlt, welche fremden Bestandteile mit dem sprachlichen Eigengut sich verschmelzen lassen, welche besseres verdrängen und deshalb zurückzuweisen sind. Ein Fortschritt war es immerhin, wenn man sich aus dem leeren Spiel und inhaltlosen Wortgepränge zu den Klassikern flüchtete, selbst wo unbeholfen mit der Aufnahme ihrer Gedanken die Form des Ausdrucks nachzubilden versucht wurde. Es war ein Uebergangszustand, in dem ein Streben künstlerischer Sprachbehandlung sich regte, zuerst freilich auf falscher Fährte; denn mit verschiedenen Mitteln erzielt gleiche Wirkungen nur der Künstler, welcher die Natur seiner Mittel genau kennt und sie nach ihrer Eigenart zu behandeln versteht.

Die ungemeine Verbreitung von Rabelais' Roman hat selbstverständlich eine Anzahl von Nachahmungen hervorgerufen. *Das fünfte Buch*, welches die unvollendete Geschichte abzuschliessen bestimmt war, darf hierzu gerechnet werden. Der Verfasser dieses Buches ist nicht bekannt geworden. Er hat ausser Rabelais' eigenen Büchern auch hin und wieder die 1558 gedruckte Schwanksammlung von Despériers benutzt*). Im ganzen strebt die Schar der Nachahmer, dem Vorbilde das abzugewinnen, was bei diesem als äusseres Merkmal zuerst in die Augen springt. Das Possenhafte,

*) Kap. 27. u. 28. sind eine Nachbildung des 58. Schwankes, ebenso geht das „Or ça" (12., 13. K.) auf Despériers' Nov. 21 zurück.

Phantastisch-Absonderliche wird zu überbieten versucht. So entstehen: „Die Reise und Schiffahrt Panurg's nach den unbekannten Inseln" (1548), „Die Fahrt der Gesellen nach der Flasche" (1545), „Die Mythengeschichte von Fanfreluche und Gaudichon" von Guillaume des Autels[15]). Noch andere Werke, dem folgenden Zeitalter angehörig, sind vielfach durch Rabelais inspiriert.

3.

Von den gleichzeitig mit Gargantua und Pantagruel entstandenen Novellensammlungen zeigen entschieden Despériers' heitere Geschichten am offenbarsten den Einfluss von Rabelais' Art. Gänzlich entzieht sich seiner Einwirkung der „Parangon de Nouvelles nouvelles" von *Nicolas von Troyes*, einem Sattler, der sich in Tours niedergelassen hatte und im Jahre 1535 zwei Bände Geschichten zusammenstellte[16]), wovon ein Band sich erhalten hat. Nicolas setzt die italienische Ueberlieferung fort, die Antoine de la Sale im 15. Jahrhundert in Frankreich in seinen „Hundert neuen Novellen" aufgenommen hat. Denn aus dieser Sammlung, aus dem Dekamerone, aus den Gesta Romanorum und der spanischen Celestina schöpft er vornehmlich. Dazu fügt er eigene Erlebnisse und ihm von „guten Gesellen" erzählte Geschichten. Einzelne dieser „Novellen" sind Muster einfältiger, volkstümlicher Prosa, doch leidet der Vortrag öfter an ungeschickter Weitschweifigkeit und Zerfahrenheit. Der sittliche Gehalt der Geschichten ist gering, die meisten sind anstössige, gelungene oder missglückte galante Abenteuer.

Unmittelbar auf italienische Quellen weisen auch, zum Teil wenigstens, die Geschichten, die *Antoine de Saint Denys* (A. D. S. D.) unter dem Titel „Contes du Monde Adventureux" (1555) veröffentlicht hat, und von denen einzelne auf Masuccio's Novellino zurückgehen[17]). Antoine scheint Anregungen an dem Hofe Margaretens von Navarra empfangen zu haben. Er wird ihr Kammerdiener genannt. Grössere Beachtung ver-

dienen aber entschieden die „Nouvelles Recreations et Joyeux Deviz“ von *Despériers*. Dieser hatte durch den Vortrag seiner „lustigen Geschichten“ wohl öfter seine Gebieterin Margarete und ihren Hof erheitert, als er den Plan fasste, seine Schwänke und Einfälle niederzuschreiben und zu einer Sammlung zu vereinigen.

Noch ehe die Weltglocke erschienen war, hat Despériers seinen Prolog zu dieser Sammlung verfasst, aber der Druck derselben liess zwanzig Jahre auf sich warten. Robert Granjon hat erst 1558 dafür Sorge getragen, dass die „gierige Zeit, die Verwüsterin menschlicher Vortrefflichkeit“, an diesem Geisteserzeugnisse nicht ihr Werk der Vernichtung vollendete[18]. In der Vorrede, die offenbar unter dem Einflusse von Rabelais' Prologen steht, wird mit Nachdruck hervorgehoben, dass die Geschichten nur die Bestimmung haben, zu einem fröhlichen Lachen zu reizen; ohne alle Hinterhaltigkeit allegorischen Sinnes solle man sie nehmen, wie sie sich darbieten — telz les voyez, telz les prenez — und mit einem „lacht frisch drauf los“ (riez seulement) schliesst diese Ermahnung. Zu den neunzig ursprünglichen Stücken fügten spätere Ausgaben (seit 1568) noch neununddreissig andere Geschichten hinzu, die zur grossen Hälfte aus Estienne's Herodotapologie stammen.

Despériers bietet seinen Lesern vor allem Züge und Erfindungen heimischen Humors; denn er hat, wie er selbst sagt, seine Geschichten nicht „aus Konstantinopel, aus Florenz, noch aus Venedig“ geholt. Die Sammlung besteht mehr aus Schwänken, etwa wie die Geschichten Sacchetti's, als aus Novellen. Liebes- und Verführungsgeschichten sind nur in ganz geringer Anzahl vorhanden. Wortspiele, Missverständnisse, komische Fragen und treffende Antworten, lächerliche Situationen und Ungereimtheiten, also ganz besonders Eulenspiegeleien, bilden den Hauptinhalt des Buches. Die Opfer und Urheber der von Despériers vorgetragenen Streiche sind französische Landjunker, Bürger und Bauern, Regenten und Advokaten, Geistliche und Mönche, darunter wohlbekannte Per-

sönlichkeiten, wie der Pfarrer von Brou, der Seigneur von Vaudrey, die Narren Triboulet, Caillette, Meister Faifeu und der Spielmann Jean du Pontalais. Die Handlung spielt in Paris, oder in Poitou, Touraine, Picardie und anderen Provinzen Frankreichs. Despériers berichtet entweder, was er selbst erlebt oder selbst gehört hat. Die unmittelbare Benutzung schriftlicher Quellen ist nirgends nachweisbar, selbst da nicht, wo Anklänge an Poggius (um 1470) oder Bebel (1508) sich finden.

Rücksichtlich ihres Inhalts kann diese Sammlung von Schwänken nicht höhere Würdigung als die späteren Anekdotenbücher verlangen, deren Urbild sie ist, aber auf die Höhe eines litterarisch beachtenswerten Denkmals erhebt sie ihre Sprache. Despériers' Vortrag quillt aus dem lebendigen Born volkstümlicher Sprachkunde. Weder rhetorische Eitelkeit, noch humanistische Aufgeblasenheit haben die Reinheit seiner unvermischten französischen Rede getrübt und den hurtigen leichtgeschürzten Bau des nationalen Satzbaus durch das schleppende Kleid fremdartiger Periodenpracht gehemmt. Merkwürdig genug zeigen sich jene Eigenschaften, Einfachheit, Natürlichkeit und Angemessenheit, die wesentlichen Vorbedingungen für die Anwendung der Bezeichnung klassisch, zuerst da, wo litterarische Ansprüche nicht erhoben werden sollen.

Aber selbst wo Despériers aus dem engeren Rahmen des Schwankes heraustritt auf das Gebiet der Liebesnovelle oder Parabel, bleiben sich die Vorzüge seiner Sprache gleich. Freilich sind die Klangwitze, Wortspiele, asyndetischen Aneinanderreihungen von fast gleichbedeutenden Ausdrücken nicht immer unterlassen; diese, dem älteren Zeitgeschmack dargebrachte Huldigung hält sich aber in sehr bescheidenen Grenzen.

Selbst in Kleinigkeiten zeigt Despériers einen Humor, der mit dem von Rabelais verwandt ist. In der selbstironischen Zurückweisung von Einwendungen und Widersprechungen, in der Art, wie er charakterisiert, in der Nachbildung idiomati-

schen Ausdrucks berührt er sich mit Meister François. Nicht allein der sprachliche Stil ist zu loben, auch in Erfindung und Einzelausführung bekundet Despériers schriftstellerische Begabung. Satirische Zwecke verfolgt er nicht. Wenn von Mönchen und Pfarrern, Gerichtspersonen und Sachwaltern mitunter wenig Erbauliches erzählt wird, so sind diese Geschichten nicht in satirischer Absicht vorgetragen, sie werden erzählt, weil sie unterhaltend und erheiternd wirken. Eine Moral ergibt sich dabei bisweilen aus der Fabel selbst, wie bei der Geschichte vom Milchtopf, dem Original der bekannten Fabel Lafontaine's oder bei der Erzählung von dem zufriedenen Schuhflicker Blondeau, dem Vorfahren von Hagedorn's Seifensieder.

Stehen die Joyeux Deviz mit beiden Füssen in der Ueberlieferung des echten französischen Humors und Scherzes der Fabliaux und Farcen, so wurzelt das *Heptameron* von *Margarete von Navarra*, gleichzeitig mit Despériers' Schwanksammlung der Oeffentlichkeit übergeben (1558[19]), in anderem Boden. Ohne dass der echt französische Charakter auch dieses Werkes bestritten werden darf, ist hier eine Ueberlieferung wirksam, welche in die italienische Renaissance hinüberführt. Denn die Novellen der Königin sind unter der Einwirkung von Boccaccio's Dekamerone entstanden. Das Heptameron ist ein planmässig angelegtes Werk, eine Hervorbringung der neuen Bildung, und trägt höhere litterarische Ansprüche in sich. Auf Befehl der Königin Margarete war die berühmte Novellensammlung des Boccaz von Le Maçon ins Französische übertragen worden. Diese Uebersetzung erschien in Paris im Jahre 1545. Sie hatte schon einige Jahre früher bei Hofe eine so freundliche Aufnahme gefunden, „dass König Franz I., der Herr Dauphin, die Frau Dauphine, Madame Margarete die hundert Novellen des Boccaz so hoch schätzten, dass Boccaz, hätte er an dem Orte, wo er weilte, sie vernehmen dürfen, bei dem Lobe solcher Persönlichkeiten wieder auferstanden wäre". Die beiden Frauen fassten darauf den Plan, ein Buch wie das des Boccaz zu schreiben, und jede Novelle

sollte eine „wahrhafte Geschichte“ enthalten. „Und die genannten Frauen und der Herr Dauphin verhiessen, jedes solle zehn Geschichten liefern, und so viel Personen, die sie für die Würdigsten hielten, etwas zu erzählen, wolle man heranziehen, bis die Zahl zehn erreicht wäre, studierte Leute und Gelehrte ausgeschlossen; denn der Herr Dauphin wünschte nicht, dass die Kunst damit vermengt würde, auch hegte er die Befürchtung, die Schönheit der Redekunst möchte der Wahrheit der Geschichte Abbruch thun.“

So kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Die politischen Ereignisse und andere Begebenheiten, wie die Niederkunft der Dauphine (3. Januar 1544), brachten das Unternehmen in Vergessenheit. Erst in den letzten Jahren ihres Lebens nahm Margarete von Navarra die Ausführung des Werkes wieder ernstlich in Angriff. Sie gelangte bis zur zweiundsiebzigsten Erzählung.

Schon ohne den ausdrücklichen Hinweis im „Prolog“ ergibt sich die Anlehnung an den Certaldesen von selbst. Wie bei Boccaz werden auch im Heptâmeron der Königin von Navarra die einzelnen Erzählungen zu einem Novellenkranz vereinigt; fünf Herren und fünf Frauen von gleicher gesellschaftlicher Stellung und Bildung haben sich zusammengefunden und werden in wechselnder Reihenfolge zum Vortrag einer Geschichte aufgerufen. Unter der anagrammatischen Hülle der Namen verbergen sich Personen, welche der Königin wirklich nahe gestanden haben. Ihre Mutter, die Herzogin Luise, ist Madame Osile, sie selbst nennt sich Parlamente, Ennasuite ist Anne de Vivonne, die Mutter Branthôme’s, die anderen Erzähler sind: Hircan (Heinrich von Navarra), Geburon (M. de Burye), Saffredant (Jean de Montpezat), Symontault (Seigneur de Bordeilles), Dagoucin (Nicolas Dangu), die junge Witwe Longarine (Aimée de la Fayette) und Nomerfide, die Jüngste der Gesellschaft (Françoise de Fiedmarcon). Eine ungewöhnliche Häufung von Abenteuern und Unfällen hat die Mitglieder dieser Gesellschaft in die Abtei Notre Dame de Serrance auf der Heimreise aus dem Pyrenäenbade Cau-

terets verschlagen. Die durch Regengüsse angeschwollenen Gewässer verbieten die Fortsetzung der Reise; und so beschliesst man auf Vorschlag Parlamentens, zehn Tage lang, bis eine Brücke über den Gave hergestellt ist, durch täglichen Vortrag von je zehn Novellen sich die Zeit des Harrens zu kürzen. Zwischen Mittag und Vesper versammeln sich die Freunde, nachdem jeden Morgen Madame Osile eine Bibelstunde abgehalten hat, auf der schönen Wiese am Gave, wo das Laub so dicht ist, dass die Sonne seinen Schatten nicht durchdringt und die Kühle des Ortes nicht vertreibt; hier lagern sich die Erzählenden (devisants) auf dem edlen, zarten, grünen Rasen, über den man keine Decken und Teppiche zu legen braucht. Selbst im Kloster hat sich das Gerücht dieser Versammlungen verbreitet und die Mönche herbeigezogen, die hinter einer Hecke verborgen, in einem Graben auf dem Bauche liegend, andächtig lauschen und dabei wohl einmal den Ruf der Vesperglocke überhören.

Margarete hatte in der That die Bäder von Cauterets (1541) besucht, und die Erinnerung an diesen Aufenthalt wurde Veranlassung, dass, als sie der Ausführung ihres früher (1538—1541) gehegten Planes näher trat, sie den Ort der Handlung ihrer „Rahmenerzählung“ in die Nähe dieses Bades an den Gave verlegte.

Diese Erdichtung rief eine schon weiter zurückliegende Vergangenheit der Königin wieder ins Leben; denn die Charakteristik der Erzähler nach den Urbildern des eigenen Kreises weist auf jene Epoche hin, die zwischen der zweiten Verheiratung Margaretens und dem Tod der Herzogin Luise, ihrer Mutter, liegt (1528—1531). Branthôme, dessen Grossmutter der Königin das Schreibzeug hielt, während dieselbe, in ihrer Sänfte über Land reisend, ihre Novellen dichtete*),

*) Elle composa toutes ces Nouvelles, la plupart dans sa lictiere, en allant par pays, car elle avoit de plus graves occupations estant retirée. Je l'ay ouy ainsi à conter à ma grand mere, qui estoit tousjours avecques elle dans sa lictiere, comme sa dame d'honneur, et luy tenoit lescritoire dont elle escripvoit (Branthôme: Dames illustres).

bemerkt: „sie verfasste in ihrer frohen Zeit ein Buch, welches die Novellen der Königin von Navarra betitelt ist.“ Keine andere frohe*) Zeit kann hierunter verstanden sein, als die eben bezeichnete, da Margarete, seit kurzem mit Henri d'Albret vermählt und zum erstenmale Mutter geworden, während der Jahre des Friedens vorzugsweise ihre Lieblingsorte Amboise, Alençon, Longray bewohnte, und gleichsam auf der Höhe ihres häuslichen und öffentlichen Glückes stand. Der Sturm der Glaubensverfolgungen schien beschwichtigt, Margarete wurde von den Eiferern noch nicht in der Oeffentlichkeit verdächtigt und verunglimpft; die Fortschritte der „Wahrheit“ schienen der reinen Lehre den Sieg zu verheissen. Zu den freundlichen Erinnerungen jener Jahre gehörten die damals erzählten Geschichten und die im Kreise der Königin darüber geführten Unterhaltungen, und nach dem Badeaufenthalt in den Pyrenäen wurde nun jener Prolog erfunden, welcher ihnen eine anmutige Einfassung verleihen sollte. Die in demselben besprochenen Ereignisse lassen ihn nicht früher als 1546, und, weil König Franz noch als lebend erwähnt wird, noch vor Anfang April des Jahres 1547 entstanden sein.

Einige Geschichten sind erst in den späteren Lebensjahren der Königin hinzugekommen; abgesehen von diesen wenigen Ausnahmen, bildet sonst das Jahr 1531 die diesseitige Grenze für die den Novellen der Sammlung zu Grunde liegenden Ereignisse. In der That ist von dem Vorsatz, „nur die Wahrheit zu berichten“, nur verbürgte Begebenheiten aus der Gegenwart oder aus der nicht allzu fern liegenden Vergangenheit**) zu erzählen, nicht abgewichen worden, und wenn

*) Elle fist en ses gayetez un livre qui s'intitule les Nouvelles de la Reyne de Navarre (Branthôme a. a. O.). Vgl. auch Felix Frank, Hept. I. Bd., S. XLVIII.

**) Bezeichnend ist die Entschuldigung der Madame Osile, als sie die Geschichte der Madame du Vergier zu erzählen gedenkt: pour ce que n'est pas de nostre temps; et si a esté escripte par un autheur, qui est bien croyable, et nous avons juré de ne rien mettre icy qui ait esté escript (III, 285). Nous avons juré de dire la vérité, heisst es an anderer Stelle Bd. II, S. 126.

etwa neun oder zehn Novellen abgerechnet werden, die von älterem, litterarisch nachweisbarem Ursprung sind, gehen die übrigen Geschichten nicht über die Grenzen eigener Erfahrung des Erzählers oder mündlicher Ueberlieferung hinaus. Ariost, Massuccio, Giraldo Cinthio, Sacchetti, der Roman des Chevalier de la Tour Landry (37), die „Hundert neuen Novellen“ (6, 8, 69), französische Fabliaux (70) und einmal die Colloquia des Erasmus sind die Quellen für jene aus der litterarischen Ueberlieferung geschöpften Geschichten gewesen, welche gegen die erlebten oder aus mündlicher Ueberlieferung empfangenen Novellen ganz in den Hintergrund treten. Doch kennzeichnet Le Roux de Lincy den Charakter der letzteren nur zum Teil richtig, wenn er behauptet, dass „unter durchsichtigem Schleier in diesen Erzählungen Begebenheiten vorgetragen werden, die am französischen Hofe, vornehmlich unter Ludwig XI., Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. sich ereignet haben“ (Hept. I, Vorr.).

Noch anderes als Hofgeschichten enthält das Heptameron; oft handeln die Novellen von Königen und Fürsten, von Hofbeamten und Rittern; aber auch die verschiedenen bürgerlichen Stände und Berufsarten sind vertreten, der Kaufherr erscheint neben dem Amtmann und Sachwalter, der Chorherr neben dem Pfarrer, dem Bettelmönch und dem Bauern, der Maultiertreiber neben dem Weibe des Fährmanns. Veranlassung genug, allerlei Beziehungen und Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens zu berühren. Luise von Savoyen (Osile) und Margarete (Parlamente) sprechen freilich gern von Begebenheiten, die in ihrer unmittelbaren Nähe sich zugetragen haben, berichten in Erzählungen, die König Franz I. trefflich charakterisieren, von Zügen des Edelmutes, der Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit des jungen Herrschers (17., 25. Nov.); oder es wird der Abenteuer eines königlichen Günstlings gedacht (4., 14. Nov.) und des merkwürdigen Angriffs, den Bonnivet auf Margarete wagte, und bei dieser Gelegenheit wird die hell ans Licht tretende Tugend, Feinheit und Klugheit der Königin von Navarra nicht ohne Selbst-

gefallen gerühmt. Aber die Erzählerinnen verschmähen es nicht, auch ausserhalb der Erfahrungen der Hofkreise liegende Ereignisse mitzuteilen.

Die grössere Hälfte der Erzählungen kann historisch genannt werden; doch sollen ja meist auch den übrigen Novellen wirkliche Vorfälle zu Grunde liegen.

Gegenstand der Darstellung in diesen Geschichten sind fast ausschliesslich Handlungen, Verwickelungen und Situationen, die aus den leidenschaftlichen Regungen des Herzens und der sinnlichen Triebe, welche die Geschlechter zu einander führen, hervorgegangen sind: Liebesgeschichten bilden mithin die Mehrzahl der Novellen. Alle erdenklichen Spielarten der Liebe kommen vor: rohe Begehrlichkeit mönchischer Lüsternheit, abseits des Weges aufgesuchter Zeitvertreib der durch das Ehegelöbnis Gefesselten, eigentliche Herzensgeschichten, in denen der Liebhaber nach mittelalterlicher Weise Ehre und Preis im Dienst edler Frauen zu erringen trachtet, oder wo er im Geiste des durch die Renaissance aufgebrachten Spiritualismus platonisch schwärmend und „wie der Regenpfeifer von Wind, von Glauben und Hoffnung lebend“*), dem höchsten Ziel „vollkommener Liebe“ zustrebt. Doch inmitten dieser Romantik und einzelner Ausgelassenheiten wird auch der schlichten Treue, der Aufopferung echter Gattenliebe ein hohes Lied gesungen (63., 67. Nov.). Das Liebesmotiv fehlt aber selten, etwa in einer geschichtlichen Anekdote (17. Nov.), in einigen Schwänken (28. Nov.) und heiteren, von Nomerfide und anderen erzählten Vorkommnissen (11., 52. Nov.). Doch sind die Novellen nicht ohne Mannichfaltigkeit, obgleich beinah stets dasselbe bald feinere, bald gröbere Triebwerk die Handlung bewegt. Der berührte Unterschied

*) „Vous vivez donc de foy et d'esperance,“ dist Nomerfide, „comme le pluvier du vent? vous estes bien aisé de nourrir?“ — „Je me contente,“ dist-il (Dagoucin), „de l'amour que je sens en moy et de l'espoir qu'il y au cueur des Dames; mais, si je le sçavois, comme je l'espere, j'aurois si extreme contentement, que je ne le sçaurois porter sans mourir“ (II, 259; Epil. 32).

der Stellung, des Ranges, des Berufs und der Erziehung der in den einzelnen Geschichten auftretenden Personen erzeugt schon Verschiedenheiten, die sich in der Stimmung und Darstellung, in der Tendenz und in dem Ausgang der Erzählungen wechselnd äussern. Nach aussen kennzeichnet sich diese Verschiedenheit bereits in dem ungleichen Umfang der Novellen. Denn oft ist die „Novelle" weiter nichts als ein in kurzen Worten berichtetes ungewöhnliches Vorkommnis (51. Nov.), nur die Erzählung eines geglückten Anschlags, eines lächerlichen Verstosses (62. Nov.) oder eines sich eigentümlich offenbarenden Charakterzuges (57. Nov.). Dagegen sind die romantischen Liebesgeschichten mit grosser Ausführlichkeit behandelt und entschieden in der Darstellung bevorzugt. Nicht selten enthalten sie in Verse gebrachte Gefühlsäusserungen. Wirkliche Konflikte zwischen Pflicht und Neigung bilden den Gegenstand dieser Erzählungen, die nicht immer zu einer freundlichen Lösung, öfter zu tragischem Abschluss führen. Es wird hier schon versucht, die Handlung aus der Lebenslage und aus den Charaktereigenschaften des Helden heraus zu entwickeln, und so erhalten diese Geschichten das Gepräge echter Novellen im modernen Sinne. Neben dem Streben nach psychologischer Motivierung (42. Nov.) trifft es sich wohl auch, dass einmal ein psychologisches Problem die Grundlage der Erzählung bildet (26. Nov.).

Merkwürdigerweise ist das Heptameron der Königin von Navarra vielfach als eine Sammlung anstössiger und lüsterner Geschichten verschrieen worden. Gegen diese, besonders dem 18. Jahrhundert angehörende Auffassung, haben Littré und Le Roux de Lincy das Werk mit Erfolg in Schutz genommen. Schon in ihrer Sprache ist keine Hervorbringung der erzählenden Litteratur des Zeitalters sittsamer und keuscher als die Novellensammlung Margaretens*). Der Unterschied, der

*) Oisille unterscheidet zwischen Worten, welche dem Körper widrige Empfindungen erregen, und solchen, die der Seele anstössig sind: il est vray que telles paroles (der ersten Art) ne puent point;

in dieser Hinsicht zwischen ihrem Werke und den Erzeugnissen eines Nicolas von Troyes, Despériers oder Rabelais obwaltet, ist in die Augen springend. Wo im Heptameron nach dem Brauch der Zeit Dinge ausgesprochen und Verhältnisse berührt werden, welche die neueren, wenn sie für dieselben Kreise schreiben wie Margarete, vielleicht zu umschreiben und zu verschleiern geneigt sind, ist sie in ihren Worten immer noch zurückhaltend, wenn auch nicht prüde. Nirgends aber legt sie es darauf an, eine verfängliche Situation anreizend auszumalen. Der Stoff der Novellen kann an und für sich bisweilen anstössig scheinen. Zwei von Nomerfide und Symontault erzählte Geschichten behandeln sicherlich einen Gegenstand, der, wie es von der einen Erzählung im Buche selbst heisst — ord et sale — ist und widrige Empfindungen zu wecken vermag; der eine Fall wird damit entschuldigt, dass es sich um ein wirkliches Vorkommnis handelt, denn was sich wirklich begeben hat, wird man auch erzählen dürfen, mag es auch ein „estrange cas“ sein. Es fehlen auch nicht einzelne Schwänke, echte Fabliaux, Erzählungen, „wo alberne, auf ihr Verdienst eingebildete Thoren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden“, und wo selbst „der gute Mensch, im leichten Widerspruch mit sich selbst“ an der Ueberwindung der Schwäche durch die Stärke, der Dummheit durch die Schlauheit Gefallen findet. Und manches bedenkliche Abenteuer wird geradezu in ernster, belehrender Absicht vorgetragen. Zumal die Novellen, in denen die Unwissenheit, die Hinterlist und die lüsterne Frechheit von Mönchen und Geistlichen hervorgezogen ist, sind von ähnlichem polemisch-tendenziösem Charakter, wie etwas später die Mönchsgeschichten der Herodotapologie von Henri Estienne: das unverdiente Ansehen der Mönchsorden, vor allem ihr schädlicher Einfluss auf die Frauen wird hier ausdrücklich

mais il y en a d'autres qui sont de mauvaise odeur, quand l'ame en est plus faschée que le corps n'est de sentir un tel pain de sucre que vous avez dict (Bd. II, S. 140).

betont, durch die Beispiele belegt und bekämpft. Denn die besten Klosterleute „sind die, welche am wenigsten in weltliche Häuser kommen und mit Frauen nichts zu thun haben“, meint die mildurteilende Osile, worauf Ennasuite mit beissender Ironie hinzufügt: „Ihr habt recht, denn je seltener man die Mönche sieht, desto weniger kennt man sie, und um so höher achtet man sie, denn der Verkehr mit ihnen zeigt erst, wieviel sie taugen“ *). Margaretens lehrhafte Neigungen verleugnen sich im Heptameron so wenig als sonst, und ausser der Absicht zu unterhalten und merkwürdige Begebenheiten für die Nachwelt aufzuzeichnen, spricht sich hier deutlich die Tendenz aus, erziehend zu wirken, für Meinungen und Lebensansichten zu gewinnen, über Irrtümer aufzuklären und der Wahrheit „eine Gasse“ zu bahnen. Wenn Goethe recht hat, dass „nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, dass der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Besseren selbst gegen seine Neigung zu handeln“, dann sind in diesem Sinne viele Novellen des Heptameron als moralische Erzählungen zu betrachten, denn hier wird oft berichtet von dem Sieg sittlicher Kraft über die Anfechtungen der Sünde nicht allein bei edlen Herren und Frauen, sondern gerade in den Beispielen aus den niederen Lebensschichten wird mit Nachdruck hervorgehoben, dass es nicht ein Vorrecht des Ranges sei, die Ehre höher zu schätzen als das Leben, und dass wahre Tugend, die den Lockungen des Wohllebens und der Gewalt der

*) Epilog 22, Bd. II, S. 125, Nomerfide: J'ay une si grande horreur, quand je voy un religieux, que seullement je ne m'y sçaurois confesser: estimant qu'ilz sont pires que tous les aultres hommes, et ne hantent jamais maison qu'ilz n'y laissent quelque honte ou quelque zizanie. — Il y en a de bons, dist Oisille, et ne fault pas pour les mauvais ilz soient jugez: mais les meilleurs sont ceulx qui moins hantent les maisons seculieres et les femmes. — Vous dictes vrai, dist Ennasuitte, car moins on les voyt, moins on les congnoist, et plus on les estime, pource que la frequentation les monstre telz qu'ilz sont. — Vgl. auch II, 101, 141 (Epil. 23) I, 205.

eigenen Triebe zu widerstehen vermag, sich überall antreffen lässt (2., 42. Nov.*).

Sind dabei zuweilen die oben berührten Ansätze zu psychologischer Motivierung vorhanden, wie in der Novelle von dem ehrbaren Mädchen, die nicht den Bewerbungen des jungen Fürsten, obgleich sie warm für ihn empfindet, zum Opfer fällt, so genügt doch meist schon die Thatsache eines erfolgreichen Widerstandes gegen die Anreizungen der Sinnlichkeit, um einen anziehenden Gegenstand zu bilden. Denn jeder ungewöhnliche Fall ist an und für sich der Mitteilung und Aufzeichnung wert: die Zergliederung trägt in der Regel die im Epilog angehängte Betrachtung nach. Jede Novelle bildet für den Kreis der Erzähler und Hörer einen Gegenstand der Betrachtung und Beurteilung. Ohne Zweifel sind diese Unterhaltungen der Verfasserin ebenso sehr oder mehr ans Herz gewachsen als die Erzählungen. Wiederholt steigt dann ein anmutiges, mit den frischen Zügen der Renaissance ausgestattetes Bild empor, in dieser Schilderung eines veredelten geistigen Verkehrs zwischen Männern und Frauen: als eine Hervorbringung und zugleich als ein Zeugnis der ein neues Zeitalter heraufführenden Ideen. Dieser Verkehr fordert neben der die Schroffheiten des Einzelnen abschleifenden Beobachtung gesellschaftlicher Sitte auch von seinen Teilnehmern intellektuelle Kultur. Die Frauen geben in diesen Gesprächen den Ton an und erheben den Anspruch, dass in Angelegenheiten der Bildung, in Fragen der praktischen Lebensweisheit und des Glaubens ihrer Beurteilung nichts

*) Vgl. Epilog der 2. Nov. (I. Bd. S. 49) und Epilog der 42. Nov.: Avons-nous le cueur si bas, que nous facions noz serviteurs noz maistres, veu que ceste-cy n'a sceu estre vaincue ne d'amour ne de torment? — Je ne voy que un mal, dist Oisille, que les actes vertueux de ceste fille n'ont esté du temps des historiens, car ceulx qui ont tant loué leur Lucresse l'eussent laissé au bout de la plume, pour escripre bien au long les vertuz de ceste-cy. Vgl. auch Epilog 67 (III, 272): Les vertuz se monstrent plus grandes que le subject est plus infime.

entzogen werde*). Wenn aber auftauchende Meinungsverschiedenheiten in Streit auszuarten drohen, so gebieten sie Halt und setzen auch der Freiheit des Wortes eine Grenze. Für die „Hundert Neuen Novellen“ bestand die Fiktion, dass dieselben in einem Kreise von Männern vorgetragen wurden; im Heptameron setzt sich die Gesellschaft aus Männern und Frauen in gleicher Anzahl zusammen; dass die geistige Ueberlegenheit auf Seiten der Frauen ist, unter denen Osile und Parlamente durch Geist, Takt und Bildung hervorragen, ist kein Wunder. Ueberhaupt sind die einzelnen Mitglieder des Kreises mit ungemeinem Geschick charakterisiert. Oft harmoniert der Inhalt der Erzählung mit der Stimmung und der Art des Vortragenden: so werden von Nomerfide nur kurze und lustige Geschichten erwartet, Dagoucin und Parlamente erzählen gern von uneigennütziger geistiger Liebe; schärfer noch hebt sich die Eigenart des Einzelnen aus den an die Novellen anknüpfenden Gesprächen hervor. Stellung, Alter und sonstige Verhältnisse sind von der Zeichnerin ausgenutzt, welche den Sprechenden durch eigene Aeusserungen seinen Charakter offenbar machen lässt: „Madame“ Osile treibt ihre vom Gefühle eigener Verantwortlichkeit beseelte lautere Frömmigkeit, welche ihr die Ehrfurcht der ganzen Gesellschaft verschafft, nicht zur Asketik und Weltflucht, vielmehr erzeugt sie in ihr ein seiner Stärke bewusstes Vertrauen in die göttliche Verheissung und jenes innere Gleichgewicht, das das Thun und Lassen der Menschen milde beurteilt. Von Osile heisst es, dass sie „nicht weniger zurückhaltend ist, Uebles zu reden, als schnell bereit, das Gute, das sie an anderen erkennt, zu

*) Saffredent bestreitet, sich auf Paulus berufend, dass die Frauen an dem Werke der geistigen Wiedergeburt arbeiten, worauf Parlamente: Vous vouldriez suyvre l'opinion des mauvais hommes qui prennent un passaige de l'Escriture pour eulx et laissent celluy qui leur est contraire? Si vous avez leu Sainct Pol jusques au bout, vous trouverez qu'il se recommande aux Dames, qui ont beaucoup labouré avecq luy en l'Evangile (Epilog 67, III, 273).

oben und offen auszusprechen“ (Bd. II, S. 125). Dieses Charakterbild ist eine Schöpfung, die von evangelischem Geiste beseelt ist: das „königliche Priestertum“, das nach protestantischer Anschauung jedem Christen zukommt, „dann was aus der Tauf krochen ist, das darf sich rühmen, dass es schon Priester, Bischof und Papst geweihet sei“, wird in der Vorstellung jener Osile symbolisiert, welche jeden Morgen die Gesellschaft „mit Zufriedenheit erfüllte“ (Bd. II, S. 61), indem sie ihr aus der Bibel nicht allein vorlas, „sondern auch so viel gediegene und fromme Auslegungen vortrug, dass man nicht müde werden konnte, sie zu hören“ (Bd. II, S. 236) und über diesen Bibelstunden die Messe vergass (Bd. II, S. 62). Von ihr vorzüglich gehen die Worte aus, die zu dem heiteren Gespräche des Heptameron ernste Gedanken und Mahnungen fügen, während die beredte Parlamente, dem Evangelium ebenso ergeben wie die ältere Osile, mehr in der Welt lebt als letztere, gern Betrachtungen über die Liebe anregt und der philosophischen Spekulation sich zugänglich zeigt, auch Elemente des Platonismus mit Bestandteilen des Christenglaubens zu verschmelzen unternimmt. Der ebenso platonisch schwärmende Dagoucin vereint sich mit den beiden Frauen zu der Gruppe jenes Kreises, deren Mitglieder an die Tugend glauben und der Ueberzeugung leben, dass sie ihren Lohn in sich trägt — celuy est louable qui pour l'amour de la vertu seul faict œuvre vertueuse, II, 301 — und unter Gottes Beistand über Leidenschaft und menschliche Schwachheit zu siegen bestimmt ist; während der zur Leichtfertigkeit geneigte Hircan, der derbe, etwas boshafte (II, 259) Symontault, der einmal durch einen Zuruf Parlamentens gewarnt wird, weil er in seinen Worten unbescheiden zu werden droht (I Bd., S. 206), der spöttische Saffredant Tugend und Ehrbarkeit gern mit den Waffen weltlicher Sophistik und Zweifelsucht angreifen, und halb ernsthaft, halb im Scherz einer rechtschaffenen Handlung eigennützige Motive unterschieben, Ehrbarkeit als Hochmut verlästern (II, 201), so dass man in Hircan's Worten bisweilen schon La Rochefoucauld

zu vernehmen glaubt*). Diesen Weltkindern steht auch Ennasuite näher, welche um einen Fehltritt nicht den Tod erleiden möchte, und, indem sie auf den Ruhm der Sünderin Magdalene hinweist, meint, dass wenn Gott und ihr Gatte ihr vergeben wollten, sie sich nichts daraus machen würde, ob die Menschen sie Sünderin nennten oder nicht (II, 258); und die übermütige Nomerfide, die jüngste des Kreises, die keinen Anspruch auf einen durch Bildung erweiterten Gesichtskreis erhebt (Epilog Nov. 51), während Longarine mehr zu Parlamente hält und der schon ergraute Geburon, der früher selbst ein arger Weltling war; aber seitdem seine eigenen Zähne zu stumpf geworden, um Wildpret beissen zu können, „warnt er die armen Rehe vor den Jägern“ (II, 10), und als „der weiseste unter den Männern des Kreises“ (II, 137) wird er zum Sittenprediger.

Da die Novellen ja vorzugsweise „Empfindungen behandeln, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweit, glücklich oder unglücklich werden“, so bildet die Erörterung über die Macht der Liebe, über das Verhältnis zwischen Gatten und Gattin das Hauptthema dieser Unterhaltungen, aber in dem Zusammenhang der Debatten wird auch manches Wort von allgemeinerer praktischer Lebenserfahrung gesprochen. Ueberall aber sind die Gespräche versetzt mit den Aeusserungen eines stark erregten religiösen Bewusstseins; eine Hinneigung zu protestantischen Ansichten äussert sich bei allen Teilnehmern der Gespräche. Thatsächlich sind die Urbilder jener im Heptameron erscheinenden Gestalten auch den Zeitgenossen teils des Protestantismus verdächtig erschienen, teils als offene Anhänger der „Religion“ bekannt geworden**).

Häufig wird zur Bekräftigung einer Ansicht ein Wort aus

*) Bd. II, 200 f.: Desestimez la vertu des choses, mais la voulez monstrer estre vice; vgl. II, 276, 308; d'un bon acte faites un mauvais jugement (Bd. II, S. 313).

**) Geburon (de Burye) und Nomerfide (Françoise de Fiedmarcon) traten zu den Protestanten über.

dem Evangelium Johannis, aus den Briefen Paul's oder aus der Schrift überhaupt angeführt, und selbst Gespräche über die lustigsten Geschichten können auf das Gebiet der Philosophie und Theologie führen (II, 275), wie der Schwank von dem Bettelmönch, der eine nächtliche Unterhaltung seiner Wirtsleute belauscht, die sich auf ein zu schlachtendes Schwein bezieht, und dann sich einbildet, es handle sich um einen Mordanschlag (34. Nov.). Die Geringschätzung der Mirakel und äusseren Gnadenmittel, die Herabsetzung des Mönchsstandes, die Ehrfurcht vor dem lauteren Gotteswort als der alleinigen Heilsquelle, alles kennzeichnet die Prologe, die Novellen, die Epiloge des Heptameron als ein Erzeugnis des Geistes, der in der Reformation wirkt und sich gegen die bisher herrschende Tradition aufgelehnt hat*).

Die Gespräche sind ein mit der ganzen Anlage des Werkes festverwachsener Bestandteil. Denn die Geschichten folgen nicht willkürlich auf einander; besonders schon die Ueberschriften der einzelnen Tage lehren, dass sie nach ihrer Aehnlichkeit oder als Gegensätze nebeneinandergestellt sind, um eine Erfahrung, einen allgemeinen Satz zu beleuchten, wobei die Gespräche oft die Uebergänge bilden, die von einer Geschichte zu einer anderen „Parallelgeschichte" hinüberführen**) und den einen Fall durch den anderen erläutern. So folgt auf die Novelle von der fürstlichen Witwe (4.), die einen ungestümen Liebhaber zur Besinnung bringt und zugleich grösseres Unheil verhütet, die Erzählung von der wackeren Fährmannsfrau, die sich zwei Bettelmönche vom Halse zu schaffen weiss, ohne Gewalt zu brauchen, und hierauf als Gegenstück das Fabliau von dem Einäugigen, der seine Frau

*) La foy du bon Comte ne fut vaincue par signes ne miracles exterieurs, sçachant tres-bien que nous n'avons que l'un Saulveur lequel en disant: *Consummatum est, a monstré qu'il ne laissoit point de lieu a un aultre successeur pour faire nostre salut* — (Simontault). E. 33, II, p. 266, 268.

**) Vgl. Goethe, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.

auf einem Fehltritt zu überraschen glaubt und durch ihre Klugheit seinen Anschlag vereitelt sieht; eine Geschichte, welche beweisen soll, dass Klugheit auch missbraucht werden kann, um der Bosheit eine Decke umzuhängen (I, S. 88).

Die längeren Novellen, so vorzüglich sie vorgetragen werden, lassen doch eine künstlerische Behandlung vermissen; eine Steigerung der Empfindungen und Begebenheiten, ein abrundender Abschluss wird nicht herbeizuführen versucht; diese Novellen sind keine „Mustererzählungen", sondern wahre Geschichten, die man so erzählt, wie man annimmt, dass sie sich begeben haben: Wahrheit ist das Ziel, dem alle Erzähler zustreben.

Durch seinen Sprachstil wird das Heptameron nicht allein das reifste Werk der Königin von Navarra, sondern das gediegenste des ganzen Zeitalters. Nirgends ist eine so gleichmässige Durchbildung des Ausdrucks anzutreffen, nirgends sind die aus der Art des Vortrags sich ergebenden Grenzen mit grösserer Feinheit und Genauigkeit beobachtet worden. Bei dieser Uebereinstimmung, die zwischen Inhalt und Form waltet, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass das Heptameron diejenige Schöpfung des Zeitalters ist, die das begründetste Anrecht auf die Bezeichnung klassisch erheben darf. Es gibt in der That kein litterarisches Denkmal des 16. Jahrhunderts, in dem die Sprache so echt französisch bleibt, während sie zugleich ebenso als der Ausdruck eines durch gesellschaftliche Erziehung und geistige Bildung gehobenen und verfeinerten Verkehrs erscheint. Wie jede litterarische Sprache es sein wird, ist auch diese ein Kulturerzeugnis, aber sie ist wie der gepflegte und veredelte Baum der Heimat, dessen Wurzeln in heimischen Boden reichen und der in vaterländischer Luft atmend seine Zweige ausbreitet. Denn diese Redeweise ist nicht hervorgegangen aus schlechter Mischung mit fremden Bestandteilen, sie ist nicht durch die Einführung eines dem eigenen Geiste der Sprache widerstrebenden Satzbaues gewichtiger und schwerfälliger geworden; vielmehr gibt sie sich als eine mit Geschmack und Feinheit geübte Behandlung des

naturgemäss sich darbietenden Stoffes und Organismus zu erkennen.

Nicht verwässert durch die „Schönheit der Rhetorik“, nicht bereichert und zugleich gefesselt durch die dem Tintenfass entstammenden Ausdrücke (inkhorn terms) der klassischen Gelehrsamkeit, dankt sie doch auch viel dem Geiste des Humanismus, aber einem Humanismus, der sich mit lauterem Geschmacke verbindet. Allgemein verständlich, wie die Rede Despériers', genügt die Sprache des Heptameron zugleich den edelsten Bedürfnissen der Wissenschaft, der Philosophie und des Glaubens; denn so gewandt im Vortrag heiterer Scherze und romantischer Liebesgeschichten Margarete sich zeigt, so weiss sie auch den Anforderungen des Ausdrucks bei sittlicher Belehrung und in philosophischer Betrachtung zu entsprechen, und wenn man vielleicht die glückliche Angemessenheit des Vortrags in der Erzählung weniger erstaunlich findet, und da, wo es sich um Mitteilung und Besprechung eines heiteren Ereignisses oder einer rührenden Begebenheit handelt, auf Vorbilder hinweisen kann, die bereits vorhanden waren, als Königin Margarete in den trüben Jahren ihres herannahenden Alters zum letztenmale ihr Werk durchsah, es war doch etwas ganz neues, auch auf dem Gebiete populärwissenschaftlicher Erörterung einem Stile zu begegnen, der alle berührten Vorzüge einer guten Schreibart aufwies. Es möge darum den Schluss dieses Kapitels jene schon erwähnte Auseinandersetzung bilden, welche die Theorie der spiritualistischen Liebe enthält und als Muster des Stiles zugleich seinem Geiste nach ein Werk kennzeichnet, an welches Humanismus und Reformation gemeinsam die Hand gelegt; unter den Einwirkungen derselben Kulturmächte ist auch die französische Sprache dahin gelangt, aus eigener Kraft neue Ideen zu meistern*):

„Die Seele, welche nur geschaffen ist, zu ihrem höchsten Gute zurückzukehren, sehnt sich, solange sie im Leibe weilt,

*) Car l'ame, qui n'est créée que pour retourner a son souverain bien, ne faict, tant qu'elle est dedans ce corps, que desirer d'y parvenir.

nur dahin zu gelangen. Aber weil die Sinne, durch deren Vermittelung sie von ihm erfahren kann, dunkel und fleischlichgesinnt wurden durch die Sünde des Urvaters, können sie ihr nur sichtbare Gegenstände zeigen, die der Vollkommenheit am nächsten kommen, nach welcher die Seele strebt; indem sie glauben, in einer äusseren Schönheit, in sichtbarer Anmut und in den sittlichen Tugenden die höchste Schönheit, Anmut und Tugend zu finden. Aber wenn sie sie aufgesucht und erprobt hat, und darin den nicht findet, den sie liebt, so geht sie darüber hinweg, wie ein Kind, das, während es klein ist, Puppen und anderes Spielwerk liebet, so schön wie sein Auge es ersehen mag, und es für Reichtum achtet, Steinchen zu sammeln; wenn es aber grösser wird, liebt es die lebendigen Gestalten und sammelt die Güter, deren es für das menschliche Leben bedarf. Wenn aber infolge grösserer Erfahrung es erkennt, dass in irdischen Dingen keine Vollkommenheit und Glückseligkeit ist, sucht sie den Schöpfer und die Quelle derselben. Gleichwohl, wenn Gott ihr nicht das Auge des Glaubens öffnet, liefe sie Gefahr, aus einer Unwissenden eine ungläubige Philosophin zu werden; denn allein der Glaube kann das Gut zeigen und ihm Aufnahme bereiten, welches der fleischliche Mensch und das Tier nicht verstehen

Mais à cause que les sens, par lesquels elle ne peut avoir nouvelles, sont obscurs et charnels par le peché du premier pere, ilz ne luy peuvent monstrer que les choses visibles plus approchantes de la perfection, après quoy l'ame court, cuydans trouver en une beaulté extérieure, en un grace visible et aux vertuz morales, la souveraine beaulté, grace et vertu. Mais, quand elle les a cherchez et experimentez et elle n'y trouve point Celuy qu'elle ayme, elle passe oultre, ainsi que l'enfant, selon sa petitesse, ayme les poupines et aultres petites choses, les plus belles que son œil peut veoir, et estime richesses d'assembler des petites pierres: mais, en croissant, ayme les poupines vives et amasse les biens necessaires pour la vie humaine. Mais, quand il congnoist par plus grande experience que es choses territoires n'y a perfection ne felicité, desire chercher le facteur et la source d'icelle. Toutesfois, si Dieu ne luy ouvre l'œil de foy, seroit en danger de devenir, d'un ignorant, un infidele philosophe (II. Bd., S. 50 f.).

kann. — Freilich vermag das Herz des Menschen, das kein Gefühl der Liebe für einen sichtbaren Gegenstand hat, zur Liebe Gottes nicht zu gelangen durch den Samen seines Wortes, denn der Boden seines Herzens ist unfruchtbar, kalt und verflucht. — Sagt doch auch Sankt Johann: Der, welcher seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?“

Anmerkungen.

1. Kapitel.

S. 3. Anm. 1) ***Darmesteter*** u. ***Hatzfeld:*** Le Seizième Siècle en France. 3. ed. Paris 1887.

Sainte-Beuve: Tableau de la Poésie française au XVI[e] siècle. Paris 1876. (1. Ausg. 1828.) 2 Bde.

Egger: l'Hellénisme en France. Paris 1869. (2 Teile.)

Rathery: Influence de l'Italie sur les Lettres françaises. Paris 1853.

P. Paris: Etudes sur François I[er]. Paris 1885. (2 Bde.)

Soldan: Geschichte des Protestantismus in Frankreich. Leipzig 1855.

R. de Maulde La Clavière: Origines de la Revolution. La Veille de la Réforme. Paris 1889.

Kampschulte: Johann Calvin. 1. Bd. Leipzig 1869.

Martin: Histoire de France. 7. u. 8 Bd.

La Croix du Maine et ***Du Verdier:*** Bibliothèques françoises, ed. Rigoley de Juvigny. Paris 1772. (6 Bde.)

Goujet: Bibliothèque françoise. Paris 1741 ff. (18 Bde.) IV. bis VI. Bd.; IX. bis XII. Bd.

„ 3. Anm. 2) Die Beziehungen des Königs zu den Spielgesellschaften werden im 2. Kapitel berührt. Die Tradition seiner Bühnenfreundlichkeit hält sich lange lebendig: Jehan Bouchet (in den Annalen von Aquitanien, in den Epistres mor. et fam.), Guillaume Bouchet (Serées), der Kanzler l'Hospital (Comm. sur l'estat etc.), und Brantôme (Louis XII.) äussern sich übereinstimmend in diesem Sinne (Petit de Julleville, Comédiens S. 105 ff.).

„ 3. Anm. 3) Vgl. ***Martin:*** Hist. de France. VII^4, S. 355. Zwanzig Jahre später wird die Einmischung gelehrter Reminiszenzen aus dem Altertum in die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zur Gewohnheit. Ein drastisches Beispiel bietet die Rede des Pariser

Parlamentspräsidenten Jean de Selve (für die Befreiung Franz' I. vor Karl V. zu Madrid gehalten), in der „histoires grecques et romaines" angeführt wurden, um den Kaiser zur Freilassung seines Gegners zu bewegen (vgl. Champollion-Figeac: Captivité S. 256 f.).

S. 4. Anm. [4]) De rebus gestis Francorum libri IV. Paris 1519. De rebus gestis Francorum usque ad annum 1488 libri X. Paris 1539. Paulus Aemilius starb zu Paris am 5. Mai 1529. S. Nicéron: Mémoires, Bd. XL.

„ 4. Anm. [5]) *Claude de Seyssel*, gebürtig aus *Aix* (Savoyen), unter Ludwig XII. Maître des requêtes, und seit 1509 Bischof von Marseille, hielt sich vielfach in der Umgebung des Königs auf. Er starb am 31. Mai 1520 als Erzbischof von Turin. (La Croix du Maine et Du Verdier 1. Bd. S. 151, 3. Bd. S. 368; Nicéron a. a. O. 24. Bd. S. 332.) Louanges du bon roy Louis XII; Histoire singulière de Louis XII. Paris 1508. (Ed. Godefroy. Paris 1615.) Seine Uebersetzungen: Histoire du Voyage que fist Cyrus (Xenophon's Anabasis). Paris 1529. Diodor: Hist. des Successeurs d'Alexandre le Gr. Paris 1545. L'Histoire de Thucidide. Paris 1527 (1545, 1559). Appian Alexandrin, Historien Grec. Lyon 1544. Justin: Les Histoires universelles. Paris 1577. Seneque, les motz dorez. Paris 1537.

„ 4. Anm. [6]) Rathery: S. 55, Anm.

„ 4. Anm. [7]) *Aleander* aus Motta (Treviso), 1480—1542, war Rektor der Pariser Universität, verliess aber bald wieder Frankreich. (Lexicon Graeco-latinum. Paris 1512. Tabulae sane utiles, Abriss der Grammatik des Chrysoloras. Paris 1513.)

„ 4. Anm. [8]) ***Brantôme:*** Ce fut la premiere qui commença à dresser la Cour des Dames que nous avons veues depuis elle jusques à cette heure: car elle en avoit une tres-grande suitte, et de dames et de filles, et n'en refusa aucunes; tant s'en faut qu'elle s'enqueroit des Gentils-hommes leurs peres qui estoient à la Cour, s'ils avoient des filles, et quelles elles estoient — — — sa Cour estoit une fort belle escole pour les Dames; car elle les faisoit bien nourrir et sagement; et toutes à son modelle se faisoient et se façonnoient tres-sages et vertueuses — — (Les Vies des Dames Illustres, Disc. premier.)

„ 5. Anm. [9]) Détails de la vie privée d'Anne de Brétagne (Bibl. de l'Ec. d. ch. 3 sér. 1. Bd.). *Faustus Andrelinus* aus Forli war von Ludwig XII. für seine Verse mit einem Kanonikat zu Bayeux belohnt worden (La Coix-Du Verdier III, 567, Goujet VII, 15 ff.). Er wirkte als Lehrer der Rhetorik und Poetik an der Pariser Universität und starb 1518. Seine vornehmsten Werke: De secunda Victoria Napoletana a Ludovico XII° reportata *Sylva*. Paris 1502. De regia in Ge-

nuenses Victoria. Paris 1509. Disticha. Basel 1518. Uebers. von Paradin. Lyon 1537. Eine interessante Studie über diesen lateinischen Hofpoeten — poeta regius — von L. Geiger: Vierteljahrsschrift für Kult. und Litt. der Ren., I, 1 ff. Ein anderer Italiener, Philipp Beroald aus Bologna (1453—1505) hielt sich auch in Frankreich eine Zeitlang auf, und war hier als lateinischer Poet sehr angesehen.

S. 5. Anm. 10) Ueber Grignaux s. Détails de la vie privée; *Guillaume de Bissipat*, gefallen 1511 bei der Eroberung von Bologna, wird von *Jean Bouchet* und *Guillaume Cretin* (Complainte sur la Mort de Guill. de Bissipat) wiederholt gefeiert.

„ 5. Anm. 11) In Cretin's Klage auf Bissipat werden einige dieser Poeten und Hofleute genannt:

> Secourez-moy et *Bigne* et *Villebresme*
> *Jehan de Paris, Marot* et *de la Vigne*
> Je ne puis plus à peine escripre ligne
> (s. Goujet, 10. Bd.)

„ 5. Anm. 12) Die hervorragenden Meister der burgundischen Schule sind: Georges Chastelain (1403—1472), s. Goujet, IX, 396 ff.; Regnier de Guerchy, Pierre Michault, Olivier de la Marche (1422 bis 1501); eine Zusammenstellung bei O. Richter: Die französische Litteratur am Hofe der Herzöge von Burgund. Halle 1882.

„ 7. Anm. 13) François I^er^ harcelé par les plaintes de la *Sorbonne* sur le danger que couraient la religion et l'Etat et cédant aux préoccupations politiques que causaient les progrès de la Réforme, se laissa arracher deux lettres patentes, celle du 13 Janvier 1534 et celle du 26 Février 1534 qui défendaient à tout imprimeur „souz peyne de la hart de rien imprimer de composition nouvelle" ou de réimprimer sans approbation aucun livre. (Taillandier, Mém. sur l'imprimerie de Paris S. 44 u. 53, Didot, *Robert Estienne.*)

„ 7. Anm. 14) Artus Gouffier, duc de Roannez (1475—1519), war mit Karl VIII. und Ludwig XII. (1495 u. 1499) nach Italien gezogen, und von letzterem war ihm die Erziehung des jungen Herzogs von Angoulême anvertraut worden. Der Wahlspruch Franz' I., „nutrio et extinguo" (Je nourris le bon feu et j'éteins le mauvais) soll auf Gouffier zurückgehen.

„ 7. Anm. 15) Theocrenus (Nicéron XXXIII), Guillaume du Maine werden als Lehrer der Söhne Franz' I. genannt.

„ 8. Anm. 16) Ma oltra alla bontà, il vero e principal ornamento dell' animo in ciascuno, penso io che sieno le lettere, benchè i *Francesi* solamente conoscano la nobilità dell' arme, e tutto il resto nulla estimino, di modo che non solamente non apprezzano le lettere

ma le abboriscono, e tutti i literati tengono per vilissimi uomini e pare lor dir gran villania a chi si sia, quando lo chiamano clero. Allhora il Magnifico Juliano „Voi dite il vero“, rispose, „che questo errore già gran tempo regna tra *Francesi:* ma se la bona sorte vuole che *Monsignor d'Angolen* (come si spera) succeda alla corona, estimo che si come la gloria dell' arme fiorisce, e risplende in *Francia*, così vi debba anchor con supremo ornamento fiorir quella delle lettere, perche non e molto ch'io ritrovandomi alla Corte, vidi questo signore: e parve mi che oltra alla disposition della persona e bellezza di volto, havesse nell' aspetto tanta grandezza congiunta però con una certa gratiosa humanità, che' i Reame di Francia gli dovesse sempre parer poco. Intesi dapoi da molti gentilhuomini e Francesi e Italiani — et tra l'altre cose fummi detto, ch' egli sommamente amava et estimava le lettere et haveva in grandissima observantia tutti i litteratin e dannava i Francesi propi dell' esser tanto alieni da questa professione, havendo massimamente in casa un così nobil studio, come è quello di Parigi: dove tutto il mondo concorre. — (Il Cortegiano, Vinegia 1587, S. 81.) Baldassare Castiglione vollendete seinen „Hofmann“ im Jahre 1516.

Französische Uebersetzungen erschienen 1537 (Paris) und 1538 (Lyon).

Budé spricht oft von der Förderung, welche die humanen Wissenschaften durch Franz erfahren, besonders in seiner dem König gewidmeten Schrift „De Studio Literarum recte et commode instituendo“; ebenfalls in den zwei Büchern „De Philologia“, die den Inhalt mit dem König gehaltener Gespräche wiederzugeben fingieren, und den beiden Söhnen des Königs gewidmet sind:

Non enim tibi minore gloria dignum erit literarum decus in Francia, ingeniorumqne honorem restituisse, quam olim Romae fuit Augusto, Parthica signa tanto intervallo in urbem retulisse. Nihil autem Philologiae tantum obfuit ante te Regem, quam cum posita sit in oculis maxime gratia, illa audita tantum fuit fando in aula, idque obscura fama atque malignissima. Nunc autem non tantum acroamata philologica primas gratiae partes, in conclavi regio, et *super epulas tuas* obtinent, sed etiam generosissima tua proles, excellentissimis ingeniis praedita, incredibili sub oculis tuis profectu, nobilissimi cuiusque studium aut favorem, ad causam literarum tuendam et exornandam accendi (De studio lit., sub fin.). Vgl. auch De Phil., I, 54.

Hierzu noch das Zeugnis *Robert Estienne's*, in dessen griechisch geschriebener Vorrede zum *Eusebius* (1544): „Wenn es der Beweise bedürfte, genügt es nicht, ihn zu beobachten, wenn er frei von

Geschäften ist? wie er beinah tagtäglich die Unterhaltung der gelehrtesten Männer beliebt und sich mit den verschiedenen Wissenschaften beschäftigt, zum Erstaunen aller, die diesen Gesprächen beiwohnen?

Ausserdem hat er sich beeilt, jenes Kolleg zu gründen, das, hochberühmt, von allen Ländern aus von denen aufgesucht wird, die sich in den verschiedenen Wissenschaften unterrichten wollen bei den gelehrtesten Lehrern, die dieser Fürst mit Freigebigkeit belohnt.

Was diejenigen angeht, welche genügend unterrichtet sind, und deren Verdienst er anerkennt, so erhebt er sie zu den ehrenvollsten Stellungen und zeigt sich ihnen wahrhaft königlich freigebig. Kurz, was bleibt noch zu wünschen übrig, wenn man sieht, wie der Fürst ein solches Wohlwollen denen beweist, die sich in den Wissenschaften auszeichnen, so dass der ganze Adel, der vor kurzem noch so gleichgültig gegen sie war, gegenwärtig sich mit nicht geringerem Eifer darum bewirbt, durch Wissen zu glänzen als durch Waffen. Endlich, mit welcher Sorgfalt hat er diese unermessliche Bibliothek zusammengebracht, aus von überallher gekauften Büchern, ohne Rücksicht auf die Kosten, und die er unablässig vergrössert!" (Vgl. Didot: Rob. Estienne.)

S. 9. Anm. 17) *Rabelais* (Garg. u. Pant. II, 8): „Mais, encores que mon feu pere," schreibt Gargantua an Pantagruel, „de bonne memoire eust adonné tout son estude à ce que je profitasse en toute perfection et savoir politique, et que mon labeur et estude correspondist tres bien, — le temps n'estoit tant idoine ny commode es lettres comme est de present, et n'avois copie de telz precepteurs comme tu as eu. Le temps estoit encores tenebreux, et sentant l'infelicité et calamité des Gottez, qui avoient mis à destruction toute bonne litterature. Mais, par la bonté divine, la lumiere et dignité a esté de mon aage rendue es lettres, et y voy tel amendement que de present à difficulté serois je receu en la premiere classe des petits grimaulx qui, en mon aage virile, estois (non a tort) reputé le plus savant dudict siecle". Ohne Zweifel sind diese Worte auf die Zeit des Erscheinens des Romans (1532) zu beziehen, und Rabelais spricht hier als der schon in das reifere Alter Eingetretene zu dem jüngeren Geschlecht.

Marot (Enfer):

Et d'aultre part, dont noz jours sont heureux,
Le beau verger des lettres plantureux
Nous reproduict ses fleurs et grands jonchées
Par cy devant flestries et sechées

Par le froid vent d'ignorance et sa tourbe,
Qui hault sçavoir persecute et destourbe
Et qui de cueur est si dure ou si tendre
Que verité ne veult ou peult entendre.

Antoine Héroet (Widmung des Androgyne):

Sous vostre nom, sous *vostre bon exemple*
On peut vanter ce Royaume tres ample
De n'estre moins en lettres fleurissant
Qu'on l'ha congneu par guerre trespuissant.

Sur ce propos ma langue ne peut taire
Ce que vous doit nostre langue vulgaire,
Laquelle avez en tels termes reduitte,
Que par elle est la plus grand part traduitte
De ce qu'on lit de toute discipline
En langue Grecque, Hebraique et Latine —

(Vgl. Goujet XI, 146.)

Pasquier (Recherches de la France, VII, 5): Franz I, „qui fut restaurateur des bonnes lettres et *son exemple* excita une infinité de bons esprits à bien faire".

Gaspard de Tavannes (Petitot, Bd. XXIII, 407): Trois actes honorables luy donnerent le nom de Grand: la bataille de Marignan, la restauration des lettres, la resistance qu'il fit seul à toute l'Europe.

S. 9. Anm. 18) Egger: I, S. 143 ff. (Geiger, Studien etc., a. a. O., II, 194): Ausser *Janus Laskaris* aus Rhyndakos und *Angelus Vergetius* aus *Kreta* werden noch folgende Griechen genannt, *Andronikus*, Sohn des Kallistus, ein Schützling des Angelus Politianus, der im Alter nach Frankreich gekommen ist, *Andreas Palaeologus*, der sich in Geschäften eine Zeitlang am Hofe Karl's VIII. aufhielt; *Georgios Hermonymus*, Nachfolger des italienischen Hellenisten Gregor Tifernas an der Pariser Universität, *Nikandros*, aus Korkyra, der sich nur vorübergehend in Frankreich zeigte, Petrus Porta, Faktor bei Heinrich Estienne und Konstantin Palaeokoppa, der um 1552 ein Verzeichnis der griechischen Handschriften zu Fontainebleau aufstellte.

„ 10. Anm. 19) Als Rabelais für das dritte Buch seines Romans ein königliches Privileg erlangt hatte (1545), versuchte die Sorbonne, demselben seine Zensur entgegenzustellen, wurde daran aber verhindert durch den Vorleser des Königs, Duchastel: Alors me distes que de telles calomnies avoit esté le defunct roy François, d'eterne memoire, adverty: et curieusement ayant, par la voix et prononciation du plus docte et fidele anagnoste de ce royaume,

ouy et entendu lecture distincte d'iceux livres miens (je le dis, parce que meschantement l'on m'en a aucunes supposé faulx et infames) n'avoit trouvé passage aucun suspect (Rabelais, 2. Vorr. zum 4. Buche des Garg. und Pant.). Galland, Vita Castellani (Baluze) 1674.

S. 10. Anm. 20) *Guill. Pellisier* (1490—1568): studiert in Montpellier, reist in Italien, Bischof von Maguelonne (Montpellier), Gesandter Frankreichs in Venedig (1540): Zeller: Diplomatie française. Paris 1880.

„ 10. Anm. 21) Vies de huit excellents personnages, traduites par *George de Selve*, du Commandement du Roi François I. Paris 1547. La Croix-Du Verdier, I, 265; IV, 33.

„ 10. Anm. 22) imcomparabilem illum Guilielmum *Copum*, medicinae vindicem atque antistitem, quem certatim sibi iudicant, hinc Gallia, hinc Germania. (Erasmus l. c. S. 11.)

„ 10. Anm. 23) *Guilelmus Parvus* eiusmodi mecum verba fecit, ut affirmaret nudius (ut arbitror) tertius sermonem apud regem excitatum esse de viris literatis. Ibi cum multa de *Erasmo*, de aliis, de *Budaeo* fortasse dicerentur, rex Minervae, ut spero, numine afflatus ita infit: in animo sibi esse lectissimos viros in regnum suum praemiis opimis asciscere, ac *seminarium*, ut ita dicam, eruditorum in *Francia* instituere, quae verba quum *Parvus iamdiu occasioni imminens* excepisset, est enim ut literatorum omnium suffragator, sic doctrinae industriaeque tuae (sc. Erasmi) admirator et commendator, asciscendumque Erasmum inprimis censere se dixisset. (Budé an Erasmus, Februar 1516/17. l. c. S. 39.)

„ 11. Anm. 24) Egger, l'Hellénisme, I, 161 ff. *Rebitté, Guillaume Budé. Paris 1846.* E. de Budé, Vie de G. Budé. Paris 1884. Vgl. L. Geiger, Vieteljahrsschrift für Kultur u. Litt. der Ren. II, 199.

„ 13. Anm. 25) Christie: Et. Dolet, le Martyr de la Renaissance, trad. par Stryienski. Paris 1886. Boulmier: Estienne Dolet. Paris 1857.

„ 13. Anm. 26) *Danès* (Nouv. Biogr. Gén.) aus Paris (1497—1577), studiert auf dem Kolleg Navarra, seit 1530 Professor des Griechischen am Königlichen Kolleg, seine Schüler: Amyot, Barnabé Brissot, Jean Dorat (Nicéron: Mém. XIX).

„ 13. Anm. 27) Goujet: Sur le Collège royal de France. Paris 1758.

„ 13. Anm. 28) Crapelet: Des Progrès de l'Imprimerie au XVI^e siècle. Paris 1836.

„ 14. Anm. 29) Egger a. a. O., I, 166; A. Bernard: Hist. de l'Imprimerie royale du Louvre. Paris 1867. „Wir wollen, dass jeder wisse, es sei unser höchster Wunsch stets gewesen, den guten Wissenschaften (bonis litteris) unseren Beistand und unsere besondere Huld zu gewähren und uns in jeder Art zu bemühen, der Jugend die Gelegenheit zu gediegenen Studien darzubieten. Wir sind

überzeugt, dass diese guten Studien in unserem Reiche Gottesgelehrte hervorbringen, die in den heilsamen Wahrheiten der Religion unterrichten, Richter, welche Recht sprechen nicht mit Voreingenommenheit, sondern im Geiste öffentlicher Billigkeit, endlich geschickte Beamte, die die Zierde des Staates sein und ihren persönlichen Vorteil dem öffentlichen Wohle opfern werden. — — Das sind in der That die Vorteile, die man fast allein von den guten Studien zu erwarten berechtigt ist. Aus diesen Gründen haben wir vor kurzem hervorragenden Gelehrten freigiebig Gehälter ausgesetzt, damit sie die Jugend in den Wissenschaften und Sprachen unterrichten und zu der nicht minder köstlichen Uebung guter Sitten ausbilden" — (aber noch fehlte es an korrekten Drucken griechischer Schriften): „In der That haben uns Männer, die in den Wissenschaften sich ausgezeichnet haben, vorgestellt, dass die Künste, die Geschichte, die Sittenlehre, die Philosophie und beinah alle anderen Kenntnisse aus den griechischen Schriften herfliessen, wie Bäche aus einer Quelle." (Merkwürdig ist die Uebereinstimmung dieses Satzes mit den Worten in der Vorrede *Tissard's* zum ersten in Frankreich gedruckten griechischen Buche: In poeticis figmentis quorum rivuli ex graeco fonte emanarunt, quorum origo ex graeco fonte propagata est.) — Wir haben uns, heisst es weiter im Privileg, eine fähige Persönlichkeit bezeichnen lassen, die im stande ist, eine griechische Druckerei zu leiten: „und zwar haben Wir einen doppelten Beweggrund, diese Studien zu fördern. Zuerst, da Wir von dem Allmächtigen dieses Reich erhalten haben, das in reicher Fülle mit allen Gütern und Annehmlichkeiten des Lebens ausgestattet ist, wollen Wir nicht, dass es irgend einem anderen nachstehe in Beziehung auf die Gediegenheit der Studien, in Beziehung auf die Begünstigung der Gelehrten und die Vielseitigkeit und Ausdehnung des Unterrichts; ferner aber, damit die wissbegierige Jugend, die weiss, wie gross unser Wohlwollen für sie ist, und welche Ehren Wir dem Wissen zu erweisen geruhen, mit grösserem Eifer den Studien der Litteratur und Wissenschaft sich hingebe, und damit Männer von Verdienst, angefeuert durch unser Beispiel, Eifer und Sorgfalt verdoppelt aufwenden, um die Jugend in gutem und gediegenem Wissen auszubilden."

S. 14. Anm. 30) Robert Estienne (1503—1559), der zweite Sohn Henri's (1460—1520), hatte sich besonders durch seine Ausgaben der lateinischen Bibel die Sorbonne zur Feindin gemacht; schliesslich der Verfolgungen müde, siedelt er nach Genf (1551) über, in seinen „Censures des Theologiens de Paris" (1552) erkennt er jedoch seine Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen den König an: Je

veux me justifier du reproche d'avoir quitté mon pays au dommage du bien public et pour n'avoir reconnu la grande liberalité dont le roi avoit usé envers moi. Car ce m'estoit chose fort honorable, que le roi, m'ayant bien daigné constituer son imprimeur, m'a toujours tenu en sa protection à l'encontre de tous mes envieux et malveillans, et n'a cessé de me secourir benignement en toutes sortes. (A. F. Didot, Robert Estienne in der Nouv. Biogr. Génér.; Bernard: Les Estienne et les Types grecs de François I^er^. Paris 1856.)

S. 15. Anm. 31) Die beste Lebensgeschichte Margaretens von ***Felix Frank:*** Marguerites de la Marguerite des Princesses. Paris 1873. I. Bd.

„ 15. Anm. 32) ***Guillaume du Maine*** (Maynus) aus Loudon (gest. um 1560), Abt von Beaulieu, Lektor der Margarete von Valois, Lehrer der Kinder Budé's und der „Enfants de France"; Epistres in französischen Versen. Laurier, Lob des Studierens.

Nicolas Bourbon (Nicéron, Mémoires XXVI) aus Vendeuvre bei Bar sur Aube (1503—1550); Erzieher der Mutter Heinrich's IV. Nugae. Paris 1535. Nugarum libri octo. Lyon 1538. Paedologia, sive et puerorum Moribus. Lyon 1536.

„ 15. Anm. 33) Die Gedichte ***Franz' I.*** bei ***Champollion-Figeac:*** Captivité und ***Poésies*** du Roi François I^er^. Paris 1847.

„ 16. Anm. 34) ***Jaques Collin*** aus Auxerre, ein vielseitig gebildeter Mann, stand lange Zeit in hoher Gunst bei Franz I. und galt als Mäcen und Wohlthäter der Gelehrten und Poeten. (La Croix-Du Verdier, I, 400; IV, 273; Goujet XI, 398.)

„ 16. Anm. 35) Art poétique II, 14: La version ou traduction est aujourd'huy le poeme le plus frequent et mieux receu des estimez poëtes et des doctes lecteurs à cause que chascun d'eux estime grand œuvre rendre la pure et argentine invention des poëtes, dorée et enrichie de nostre langue.

„ 16. Anm. 36) Uebersetzungen aus dem Griechischen: ***Aristoteles,*** Ethik, Nicole Oresme (1488), Politik (1486), Oekonomik (1489), ders.; Sibert Louvenborch (Lyon); Gabr. Bouin (Paris 1544); Miroir des Melancoliques (Probleme), Meury Rifflant (Paris 1546); ***Epiktet,*** Manuel, Ant. Du Moulin (Lyon 1544); ***Plutarch,*** 8 Vies, Georges de Selves (Paris 1543, 1547, 1548); Opuscula, du Saix (Paris 1537), Geoffroy Tory, Polit. (Lyon 1534); Jehan Lode, Mariage, (Paris 1536); Est. Pasquier (Lyon 1546); ***Kebes,*** Tableau, Geoffroy Tory (Paris 1529); ***Plato,*** Kriton, Phil. Du Val (Paris 1547); Phedon, Republicque, Gorgias, L. Leroy (Paris 1553); Axiochus, Hipparch, Est. Dolet (Lyon 1544); Lysis, discours de la queste de l'amytié, Despériers (Lyon 1544); Apologie, Fr. Hotoman (Lyon 1549); Androgine [Symposion], Ant. Heroet (Troyes 1542); —

Anakreon!

Isokrates, Nikokles (Lyon 1547); dass. Louis Meigret (Paris 1544); Epistres (Paris 1547); Cl. Gruget (1550); — ***Lukian***, 30 Dialogues, G. Tory (Paris 1529); Vrayes Narrations, Contre Calomnie, Simon Bourgoin (Lyon 1540); Menteur, Louis Meigret (Paris 1548); Geneal. des Dieux, Hercule de Gaule, Gilles d'Aurigny (Poitiers 1545); — ***Appian***, s. o. Anm. [5]); ***Diodor***, s. o. Anm. [5]); drei erste Bücher, Antoine Macault; ***Thukydides***, s. o. Anm. [5]); ***Herodian***, Jean Collin (Paris 1541, Lyon 1546); Jacq. de Ventimille (Lyon 1554); ***Xenophon***, s. o. Anm. [5]); Cyropedie, Jacq. de Ventimille (Paris 1547, Lyon 1555); Leconomic, Geoffroy Tory (Paris 1531); ***Polybius***, Auszüge (Lyon 1538, Paris 1552); ***Dictys, Dares***, Hist. de la guerre de Troye (Paris 1553); ***Herodot***, Pierre Saliat (Paris, Groulleau); 1575; ***Dio Cassius***, Faictz et gestes insignes des Romains, Claude des Rosiers (Paris 1542). — Dichter: ***Homer***, Les Iliades, Jehan Samxon (Paris 1530); l'Iliade (prose) du Souhait (Paris 1545); Dix premiers livres de l'Iliade, H. Salel (Paris 1545); Odyssée, Oct. de Saint-Gelais (?); 1. u. 2. Ges. von Jacques Peletier (Paris 1547); Batailles de Rodilardus et Croacus, Lyon [1534]; Le Grand Combat des Ratz et des Grenoilles, Ant. Macault (Paris 1540); ***Musaeus***, Hero et Leandre, Cl. Marot (1541); ***Hesiod***, Jours et Oeuvres, Rich. le Blanc (Lyon 1547); ***Aesop***, Fables (en rythme, Lyon 1531); Corrozet (Paris 1548); ***Theokrit***, Amour fugitif, Marot (1541); ***Sophokles***, Elektra, L. de Baïf (Paris 1537); ***Euripides***, Iphigenie, Thom. Sibilet (Paris 1550); Hecuba, Bochetel (Paris 1550); L. de Baïf (Paris 1544, 1550); ***Heliodor***, Theagenes et Chariclée, Amyot (Paris 1547).

Aus dem Lateinischen: ***Seneca***, Oeuvres, Paris [1500—1503]; Les authoritez, sentences etc. (Paris 1534); Tr. des quatre vertus, Despériers (1543); ***Mark Aurel***, Livre R. B. de la Grise (Paris 1535); ***Cicero***, De Officiis, Dav. Miffant (Paris 1502); Tusculanes, (Lyon 1543, Paris 1544); Epist. fam., Est. Dolet (Lyon 1542, Paris 1547, 1549); Offices Amitié, Vieillesse, Songe de Scipio, J. Colin (Paris 1549); Loix, J. Colin (Paris 1541); Paradoxes (Paris 1512, Paris 1539); Trois Oraisons, le Blanc (Paris 1544, 1545); Pro Marcello (Paris 1534); Philippiques, A. Macault (Poitiers 1549); Offices, Louis Meigret (Paris 1547); ***Plinius***, Sommaire (Paris 1542, Lyon 1546, 1551); 7., 8. B. Loys Meigret (Paris 1543; 2. B. Loys Meigret (Paris 1552); ***Justin***, s. o. Anm. [5]); ***Caesar***, Comment. Rob. Gaguin (1488), Est. de l'Aigue (Paris 1531); ***Florus, Sueton, Sallust*** (Paris s. a., Paris 1556) s. Kap. 3. Anm. [28]) P. Saliat; ***Livius***, K. 3 A. [12]); ***Eutrop, Paulus Diakonus***, Guill. Michel (Paris 1521); ***Val. Maximus***, Epitome, G. Michel (Paris 1525); — ***Terenz***, Le grant Terence en françois (Paris s. a.; 1539); L'Andrie, Des-

périers? (Paris 1537); L'Andrie, Charles Estienne (Paris 1542); *Ovid*, Metamorphoses [Bible des Poetes (moralisiert), Thomas Walleys übers. Corlard Mansion (Bruges 1484; Paris 1493, 1531)]; Metamorphose [Grand Olympe des Histoires poetiques] (Lyon 1532, Paris 1537, 1539); Metamorphose (Paris 1539); 1., 2. B., Cl. Marot (1532), 3. B., Barth. Aneau (Lyon 1556); Caunus et Biblis, Bochetel (Paris 1550); Procès d'Ajax et d'Ulysses, 13. B., J. Colin (1547), 10. B., Michel d'Amboise (Paris 1543); 21 Epistres, Oct. de Saint-Gelais (Paris 1500, 1503, 1525, 1532, 1541, 1546); 4 Ep. De la Vigne; Charles Fontaine (Paris 1556); 4 Elegien, Fr. Habert (Epitres Cupidiniques); De arte am. (Geneve, c. 1500; Paris 1536); Remede damours (Paris 1509); *Virgil*, Les Eneides, Oct. de Saint-Gelais (Paris 1509, Oeuvres 1529, 1540); quatre premiers livres, Helisenne de Crenne (Paris 1541); deux premiers livres, Loys des Mazures (Paris 1547); Bucoliques, G. Michel de Tours (Paris 1516); 1. Egl. Marot (1520), mit neun anderen, Rich. Le Blanc (Paris 1555); 5. Egl., Ferrand de Bez (Paris 1548); Georgiques, moralisées, Guill. Michel de Tours (Paris 1519); 1. Buch Jacques Peletier (Paris 1547); *Horaz*, Einzelne Oden, Peletier (Oeuvres poet. 1547); Sermons satyriques, Habert (Paris 1549, 1551); Art poetique, Peletier (Paris 1541, 1545); *Cato*, Mots dorez, Grosnet (Paris 1533, 1536); 4 l. pour la doctrine de la jeunesse, Fr. Habert (Paris 1530); *Juvenal*, 8., 10., 11., 13. Satire, Michel d'Amboise (Paris 1543); *Persius*, Satires (Paris, Gazeau 1541); *Martial*, Epigramme, Cl. Marot; *Seneca*, Tragedies, Grosnet (Paris 1534); *Apuleius*, Asne doré, G. Michel (Paris 1522), Psyché, Maugin (1546).

S. 18. Anm. 37) C. H. Graf: Jak. Faber Stapulensis, Zeitschr. f. hist. Theol. 1852.

„ 18. Anm. 38) Sam. Berger: La Bible française au Moyen âge. Paris 1884. S. 311. Reuss (Herzog, Encykl.) Rom. Bibelübersetzungen.

„ 19. Anm. 39) La Sainte Bible en francoys, translatee selon la pure et entiere traduction de Sainct Hierome, Anvers, Martin Lempereur, 1530. Nouveau Testament (Simon de Colines, Paris 1523), 4 Teile in 2 Bdn. Pseaumes de David (S. de Colines, Paris 1525).

„ 19. Anm. 40) La Bible qui est toute la Saincte Ecriture, Neufchastel, par Pierre de Wingle, dit Pirot Picard, 1535.

„ 20. Anm. 41) In der Requeste faite et baillée par les Dames de Tholose (Toulouse) findet sich folgendes Rondel von Françoise Marie:

Encontre Dieu quelques hommes infames
Veulent defendre à nous, pour estre femmes,
Voir l'Evangile et les beaux propos saints;
Mais ne sont ils d'entendement mal sains,

Dignes en sont de reproches et blasmes.
Ne vaut il plus de lire mille rames
De saints ecrits, qui refont corps et ames,
Qu'un de ces comptes, qui sont sales et vains
Encontre Dieu.
Donc je vous prie, me bonnes sueurs et dames,
Qu'au lieu du jeu de cartes, ou des dames,
Teniez souvent l'Evangile en vos mains.
En le lisant, vous prendrez esbats maints,
Et ne ferez choses qui soient infames
Encontre Dieu.

(La Croix-Du Verdier V, 443, vgl. auch ebenda III, 563).

S. 21. Anm. 42) Louise de Savoie, Journal (Petitot, T. XVI): L'an 1522, en décembre, mon filz et moi, par la grace du Saint Esprit, commençasmes à congnoistre les hypocrites, blancs, noirs, gris enfumés et de toutes couleurs, desquels Dieu, par sa clemence et bonté infinie, nous veuille preserver et defendre; car si Jesus Christ n'est menteur, il n'est point de plus dangereuse generation en toute nature humaine.

„ 21. Anm. 43) Vgl. Lotheissen, Margarete von Navarra, S. 66 ff.

„ 21. Anm. 44) Martin a. a. O. VIII, S. 148 ff.

„ 22. Anm. 45) Martin a. a. O. VIII, S. 157 f.

„ 23. Anm. 46) Le miroir de lame pecherresse, ouquel elle recongnoist ses faultes et pechez, aussi les graces et benefices a elle faictz par Jesuchrist son espoux. Alençon 1531 (1533). Le Miroir de tres chrestienne Princesse Marguerite de France, Royne de Nauarre etc. Antoine Augereau, Paris 1533. (In dieser Ausgabe eine Uebersetzung des 6. Psalms von ***Clément Marot***); Lyon 1538, Genève 1539.

„ 23. Anm. 47) Kampschulte a. a. O. S. 242, S. 244 ff.

„ 24. Anm. 48) Calvini Opera, ed. Brunsv., III, XVIII ff.

„ 24. Anm. 49) ***Johann Sturm*** an ***Bucer***, d. 4. März 1535 (Joa. Calvini Opera, ed. Brunsv., Bd. III, S. XVIII): „Niemals habe ich das Wort besser verstanden: ‚Das Herz des Königs ist in Gottes Hand,‘ als gegenwärtig; denn inmitten der Scheiterhaufen denkt er an die Reformation der Kirche — — die Gegner belagern und belästigen den König dessen Geist noch in der Ungewissheit hin und her schwankt. In der That, kann man sich grössere Gegensätze vorstellen, als die Verurteilung zum Tode gegen die Anhänger des Evangeliums, und die Verbannung Beda's, ihres grössten Widersachers?“ Anders aber ***Bullinger*** an ***Bucer*** (28. März 1535): „Ihr wisst, was der König den deutschen Fürsten geschrieben hat.

Man vermutet in *Guillaume du Bellay* den Verfasser dieser Apologie. Aber was der Frechheit die Krone aufsetzt der der königlichen Majestät unwürdigen Verkehrtheit, ist, dass dieser Fürst zu gleicher Zeit auf französisch ein Edikt veröffentlicht hat, welches wörtlich die Lutheraner proskribiert. Eine Abschrift dieses Schriftstückes ist unseren Herren mitgeteilt worden, damit sie den Finger in diesen schmählichen und lügnerischen Widerspruch legen. Die lateinische Apologie sendet er den deutschen Fürsten, das französische Edikt den Feinden unseres Glaubens, so ist er auf zwei Sätteln gerecht."

S. 25. Anm. 50) Calv. Opp. III, S. VII f.

„ 25. Anm. 51) Christianae religionis institutio, totam fere pietatis summam et quidquid est in doctrina salutis cognitu necessarium complectens. Praefatio ad Christianissimum regem Franciae. J. Calvino noviod. autore. Basileae 1536 (mense Martio). Vorrede vom 23. Aug. 1535. Dass die lateinische Fassung älter ist als die französische, ist jetzt vollständig bewiesen durch die Herausgeber der Opera Calvini. Brunsvigae 1865. Bd. III, S. XIV ff. Spätere Ausgaben 1539, 1543 (1545), 1550 (1553, 1554); letzte Revision 1559 (1561, 1562).

„ 26. Anm. 52) Institution de la Religion chrestienne, en laquelle est comprinse une somme de la pieté, et quasi tout ce qui est necessaire à congnoistre en la doctrine de salut. Composée en latin par Jean Calvin et translatée en francois, par luymesme; avec la preface adressee au Treschrestien Roy de France. 1541. (Ohne Angabe des Ortes und Druckers, wahrscheinlich in *Genf* erschienen). Spätere Ausgaben: 1545 (Genf), 1551 (Genf), 1553 (Genf), 1554 (Genf), 1560 (Genf), 1557, 1561 (Genf, zweimal), 1562 (zweimal), 1562 (Genf), 1563 (Lion), 1564 (Genf); die beste neuere Ausgabe in den Opera Jo. Calvini, Bd. III, IV.

„ 34. Anm. 53) Ramus (1515—1572): Waddington, Pierre de La Ramée. Paris 1855. Lobstein, Petrus Ramus als Theolog. Strassburg 1878.

„ 36. Anm. 54) Ueber Dolet s. o. Anm. 25) u. 5. Kap., Anm. 15).

„ 36. Anm. 55) Ueber Despériers s. u. 6. Kap., Anm. 18).

2. Kapitel.

S. 40. Anm. 1) (Parfaict) Histoire du Théâtre françois. Paris, 1745 ff. (11 Bde.): 2.—4. Bd.

L. Petit de Julleville: Les Mystères. Paris 1880. (2 Bde.)

— Les Comédiens en France au moyen-âge. Paris 1885.

— La Comédie et les mœurs en France. Paris 1885.

gefallen gerühmt. Aber die Erzählerinnen verschmähen es nicht, auch ausserhalb der Erfahrungen der Hofkreise liegende Ereignisse mitzuteilen.

Die grössere Hälfte der Erzählungen kann historisch genannt werden; doch sollen ja meist auch den übrigen Novellen wirkliche Vorfälle zu Grunde liegen.

Gegenstand der Darstellung in diesen Geschichten sind fast ausschliesslich Handlungen, Verwickelungen und Situationen, die aus den leidenschaftlichen Regungen des Herzens und der sinnlichen Triebe, welche die Geschlechter zu einander führen, hervorgegangen sind: Liebesgeschichten bilden mithin die Mehrzahl der Novellen. Alle erdenklichen Spielarten der Liebe kommen vor: rohe Begehrlichkeit mönchischer Lüsternheit, abseits des Weges aufgesuchter Zeitvertreib der durch das Ehegelöbnis Gefesselten, eigentliche Herzensgeschichten, in denen der Liebhaber nach mittelalterlicher Weise Ehre und Preis im Dienst edler Frauen zu erringen trachtet, oder wo er im Geiste des durch die Renaissance aufgebrachten Spiritualismus platonisch schwärmend und „wie der Regenpfeifer von Wind, von Glauben und Hoffnung lebend“*), dem höchsten Ziel „vollkommener Liebe“ zustrebt. Doch inmitten dieser Romantik und einzelner Ausgelassenheiten wird auch der schlichten Treue, der Aufopferung echter Gattenliebe ein hohes Lied gesungen (63., 67. Nov.). Das Liebesmotiv fehlt aber selten, etwa in einer geschichtlichen Anekdote (17. Nov.), in einigen Schwänken (28. Nov.) und heiteren, von Nomerfide und anderen erzählten Vorkommnissen (11., 52. Nov.). Doch sind die Novellen nicht ohne Mannichfaltigkeit, obgleich beinah stets dasselbe bald feinere, bald gröbere Triebwerk die Handlung bewegt. Der berührte Unterschied

*) „Vous vivez donc de foy et d'esperance,“ dist Nomerfide, „comme le pluvier du vent? vous estes bien aisé de nourrir?“ — „Je me contente,“ dist-il (Dagoucin), „de l'amour que je sens en moy et de l'espoir qu'il y au cueur des Dames; mais, si je le sçavois, comme je l'espere, j'aurois si extreme contentement, que je ne le sçaurois porter sans mourir“ (II, 259; Epil. 32).

der Stellung, des Ranges, des Berufs und der Erziehung der in den einzelnen Geschichten auftretenden Personen erzeugt schon Verschiedenheiten, die sich in der Stimmung und Darstellung, in der Tendenz und in dem Ausgang der Erzählungen wechselnd äussern. Nach aussen kennzeichnet sich diese Verschiedenheit bereits in dem ungleichen Umfang der Novellen. Denn oft ist die „Novelle“ weiter nichts als ein in kurzen Worten berichtetes ungewöhnliches Vorkommnis (51. Nov.), nur die Erzählung eines geglückten Anschlags, eines lächerlichen Verstosses (62. Nov.) oder eines sich eigentümlich offenbarenden Charakterzuges (57. Nov.). Dagegen sind die romantischen Liebesgeschichten mit grosser Ausführlichkeit behandelt und entschieden in der Darstellung bevorzugt. Nicht selten enthalten sie in Verse gebrachte Gefühlsäusserungen. Wirkliche Konflikte zwischen Pflicht und Neigung bilden den Gegenstand dieser Erzählungen, die nicht immer zu einer freundlichen Lösung, öfter zu tragischem Abschluss führen. Es wird hier schon versucht, die Handlung aus der Lebenslage und aus den Charaktereigenschaften des Helden heraus zu entwickeln, und so erhalten diese Geschichten das Gepräge echter Novellen im modernen Sinne. Neben dem Streben nach psychologischer Motivierung (42. Nov.) trifft es sich wohl auch, dass einmal ein psychologisches Problem die Grundlage der Erzählung bildet (26. Nov.).

Merkwürdigerweise ist das Heptameron der Königin von Navarra vielfach als eine Sammlung anstössiger und lüsterner Geschichten verschrieen worden. Gegen diese, besonders dem 18. Jahrhundert angehörende Auffassung, haben Littré und Le Roux de Lincy das Werk mit Erfolg in Schutz genommen. Schon in ihrer Sprache ist keine Hervorbringung der erzählenden Litteratur des Zeitalters sittsamer und keuscher als die Novellensammlung Margaretens*). Der Unterschied, der

*) Oisille unterscheidet zwischen Worten, welche dem Körper widrige Empfindungen erregen, und solchen, die der Seele anstössig sind: il est vray que telles paroles (der ersten Art) ne puent point;

in dieser Hinsicht zwischen ihrem Werke und den Erzeugnissen eines Nicolas von Troyes, Despériers oder Rabelais obwaltet, ist in die Augen springend. Wo im Heptameron nach dem Brauch der Zeit Dinge ausgesprochen und Verhältnisse berührt werden, welche die neueren, wenn sie für dieselben Kreise schreiben wie Margarete, vielleicht zu umschreiben und zu verschleiern geneigt sind, ist sie in ihren Worten immer noch zurückhaltend, wenn auch nicht prüde. Nirgends aber legt sie es darauf an, eine verfängliche Situation anreizend auszumalen. Der Stoff der Novellen kann an und für sich bisweilen anstössig scheinen. Zwei von Nomerfide und Symontault erzählte Geschichten behandeln sicherlich einen Gegenstand, der, wie es von der einen Erzählung im Buche selbst heisst — ord et sale — ist und widrige Empfindungen zu wecken vermag; der eine Fall wird damit entschuldigt, dass es sich um ein wirkliches Vorkommnis handelt, denn was sich wirklich begeben hat, wird man auch erzählen dürfen, mag es auch ein „estrange cas" sein. Es fehlen auch nicht einzelne Schwänke, echte Fabliaux, Erzählungen, „wo alberne, auf ihr Verdienst eingebildete Thoren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden", und wo selbst „der gute Mensch, im leichten Widerspruch mit sich selbst" an der Ueberwindung der Schwäche durch die Stärke, der Dummheit durch die Schlauheit Gefallen findet. Und manches bedenkliche Abenteuer wird geradezu in ernster, belehrender Absicht vorgetragen. Zumal die Novellen, in denen die Unwissenheit, die Hinterlist und die lüsterne Frechheit von Mönchen und Geistlichen hervorgezogen ist, sind von ähnlichem polemisch-tendenziösem Charakter, wie etwas später die Mönchsgeschichten der Herodotapologie von Henri Estienne: das unverdiente Ansehen der Mönchsorden, vor allem ihr schädlicher Einfluss auf die Frauen wird hier ausdrücklich

mais il y en a d'autres qui sont de mauvaise odeur, quand l'ame en est plus faschée que le corps n'est de sentir un tel pain de sucre que vous avez dict (Bd. II, S. 140).

betont, durch die Beispiele belegt und bekämpft. Denn die besten Klosterleute „sind die, welche am wenigsten in weltliche Häuser kommen und mit Frauen nichts zu thun haben“, meint die mildurteilende Osile, worauf Ennasuite mit beissender Ironie hinzufügt: „Ihr habt recht, denn je seltener man die Mönche sieht, desto weniger kennt man sie, und um so höher achtet man sie, denn der Verkehr mit ihnen zeigt erst, wieviel sie taugen“*). Margaretens lehrhafte Neigungen verleugnen sich im Heptameron so wenig als sonst, und ausser der Absicht zu unterhalten und merkwürdige Begebenheiten für die Nachwelt aufzuzeichnen, spricht sich hier deutlich die Tendenz aus, erziehend zu wirken, für Meinungen und Lebensansichten zu gewinnen, über Irrtümer aufzuklären und der Wahrheit „eine Gasse“ zu bahnen. Wenn Goethe recht hat, dass „nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, dass der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Besseren selbst gegen seine Neigung zu handeln“, dann sind in diesem Sinne viele Novellen des Heptameron als moralische Erzählungen zu betrachten, denn hier wird oft berichtet von dem Sieg sittlicher Kraft über die Anfechtungen der Sünde nicht allein bei edlen Herren und Frauen, sondern gerade in den Beispielen aus den niederen Lebensschichten wird mit Nachdruck hervorgehoben, dass es nicht ein Vorrecht des Ranges sei, die Ehre höher zu schätzen als das Leben, und dass wahre Tugend, die den Lockungen des Wohllebens und der Gewalt der

*) Epilog 22, Bd. II, S. 125, Nomerfide: J'ay une si grande horreur, quand je voy un religieux, que seullement je ne m'y sçaurois confesser: estimant qu'ilz sont pires que tous les aultres hommes, et ne hantent jamais maison qu'ilz n'y laissent quelque honte ou quelque zizanie. — Il y en a de bons, dist Oisille, et ne fault pas pour les mauvais ilz soient jugez: mais les meilleurs sont ceulx qui moins hantent les maisons seculieres et les femmes. — Vous dictes vrai, dist Ennasuitte, car moins on les voyt, moins on les congnoist, et plus on les estime, pource que la frequentation les monstre telz qu'ilz sont. — Vgl. auch II, 101, 141 (Epil. 23) I, 205.

eigenen Triebe zu widerstehen vermag, sich überall antreffen lässt (2., 42. Nov.*).

Sind dabei zuweilen die oben berührten Ansätze zu psychologischer Motivierung vorhanden, wie in der Novelle von dem ehrbaren Mädchen, die nicht den Bewerbungen des jungen Fürsten, obgleich sie warm für ihn empfindet, zum Opfer fällt, so genügt doch meist schon die Thatsache eines erfolgreichen Widerstandes gegen die Anreizungen der Sinnlichkeit, um einen anziehenden Gegenstand zu bilden. Denn jeder ungewöhnliche Fall ist an und für sich der Mitteilung und Aufzeichnung wert: die Zergliederung trägt in der Regel die im Epilog angehängte Betrachtung nach. Jede Novelle bildet für den Kreis der Erzähler und Hörer einen Gegenstand der Betrachtung und Beurteilung. Ohne Zweifel sind diese Unterhaltungen der Verfasserin ebenso sehr oder mehr ans Herz gewachsen als die Erzählungen. Wiederholt steigt dann ein anmutiges, mit den frischen Zügen der Renaissance ausgestattetes Bild empor, in dieser Schilderung eines veredelten geistigen Verkehrs zwischen Männern und Frauen: als eine Hervorbringung und zugleich als ein Zeugnis der ein neues Zeitalter heraufführenden Ideen. Dieser Verkehr fordert neben der die Schroffheiten des Einzelnen abschleifenden Beobachtung gesellschaftlicher Sitte auch von seinen Teilnehmern intellektuelle Kultur. Die Frauen geben in diesen Gesprächen den Ton an und erheben den Anspruch, dass in Angelegenheiten der Bildung, in Fragen der praktischen Lebensweisheit und des Glaubens ihrer Beurteilung nichts

*) Vgl. Epilog der 2. Nov. (I. Bd. S. 49) und Epilog der 42. Nov.: Avons-nous le cueur si bas, que nous facions noz serviteurs noz maistres, veu que ceste-cy n'a sceu estre vaincue ne d'amour ne de torment? — Je ne voy que un mal, dist Oisille, que les actes vertueux de ceste fille n'ont esté du temps des historiens, car ceulx qui ont tant loué leur Lucresse l'eussent laissé au bout de la plume, pour escripre bien au long les vertuz de ceste-cy. Vgl. auch Epilog 67 (III, 272): Les vertuz se monstrent plus grandes que le subject est plus infime.

entzogen werde*). Wenn aber auftauchende Meinungsverschiedenheiten in Streit auszuarten drohen, so gebieten sie Halt und setzen auch der Freiheit des Wortes eine Grenze. Für die „Hundert Neuen Novellen“ bestand die Fiktion, dass dieselben in einem Kreise von Männern vorgetragen wurden; im Heptameron setzt sich die Gesellschaft aus Männern und Frauen in gleicher Anzahl zusammen; dass die geistige Ueberlegenheit auf Seiten der Frauen ist, unter denen Osile und Parlamente durch Geist, Takt und Bildung hervorragen, ist kein Wunder. Ueberhaupt sind die einzelnen Mitglieder des Kreises mit ungemeinem Geschick charakterisiert. Oft harmoniert der Inhalt der Erzählung mit der Stimmung und der Art des Vortragenden: so werden von Nomerfide nur kurze und lustige Geschichten erwartet, Dagoucin und Parlamente erzählen gern von uneigennütziger geistiger Liebe; schärfer noch hebt sich die Eigenart des Einzelnen aus den an die Novellen anknüpfenden Gesprächen hervor. Stellung, Alter und sonstige Verhältnisse sind von der Zeichnerin ausgenutzt, welche den Sprechenden durch eigene Aeusserungen seinen Charakter offenbar machen lässt: „Madame“ Osile treibt ihre vom Gefühle eigener Verantwortlichkeit beseelte lautere Frömmigkeit, welche ihr die Ehrfurcht der ganzen Gesellschaft verschafft, nicht zur Asketik und Weltflucht, vielmehr erzeugt sie in ihr ein seiner Stärke bewusstes Vertrauen in die göttliche Verheissung und jenes innere Gleichgewicht, das das Thun und Lassen der Menschen milde beurteilt. Von Osile heisst es, dass sie „nicht weniger zurückhaltend ist, Uebles zu reden, als schnell bereit, das Gute, das sie an anderen erkennt, zu

*) Saffredent bestreitet, sich auf Paulus berufend, dass die Frauen an dem Werke der geistigen Wiedergeburt arbeiten, worauf Parlamente: Vous vouldriez suyvre l'opinion des mauvais hommes qui prennent un passaige de l'Escriture pour eulx et laissent celluy qui leur est contraire? Si vous avez leu Sainct Pol jusques au bout, vous trouverez qu'il se recommande aux Dames, qui ont beaucoup labouré avecq luy en l'Evangile (Epilog 67, III, 273).

oben und offen auszusprechen“ (Bd. II, S. 125). Dieses Charakterbild ist eine Schöpfung, die von evangelischem Geiste beseelt ist: das „königliche Priestertum“, das nach protestantischer Anschauung jedem Christen zukommt, „dann was aus der Tauf krochen ist, das darf sich rühmen, dass es schon Priester, Bischof und Papst geweihet sei“, wird in der Vorstellung jener Osile symbolisiert, welche jeden Morgen die Gesellschaft „mit Zufriedenheit erfüllte“ (Bd. II, S. 61), indem sie ihr aus der Bibel nicht allein vorlas, „sondern auch so viel gediegene und fromme Auslegungen vortrug, dass man nicht müde werden konnte, sie zu hören“ (Bd. II, S. 236) und über diesen Bibelstunden die Messe vergass (Bd. II, S. 62). Von ihr vorzüglich gehen die Worte aus, die zu dem heiteren Gespräche des Heptameron ernste Gedanken und Mahnungen fügen, während die beredte Parlamente, dem Evangelium ebenso ergeben wie die ältere Osile, mehr in der Welt lebt als letztere, gern Betrachtungen über die Liebe anregt und der philosophischen Spekulation sich zugänglich zeigt, auch Elemente des Platonismus mit Bestandteilen des Christenglaubens zu verschmelzen unternimmt. Der ebenso platonisch schwärmende Dagoucin vereint sich mit den beiden Frauen zu der Gruppe jenes Kreises, deren Mitglieder an die Tugend glauben und der Ueberzeugung leben, dass sie ihren Lohn in sich trägt — celuy est louable qui pour l'amour de la vertu seul faict œuvre vertueuse, II, 301 — und unter Gottes Beistand über Leidenschaft und menschliche Schwachheit zu siegen bestimmt ist; während der zur Leichtfertigkeit geneigte Hircan, der derbe, etwas boshafte (II, 259) Symontault, der einmal durch einen Zuruf Parlamentens gewarnt wird, weil er in seinen Worten unbescheiden zu werden droht (I Bd., S. 206), der spöttische Saffredant Tugend und Ehrbarkeit gern mit den Waffen weltlicher Sophistik und Zweifelsucht angreifen, und halb ernsthaft, halb im Scherz einer rechtschaffenen Handlung eigennützige Motive unterschieben, Ehrbarkeit als Hochmut verlästern (II, 201), so dass man in Hircan's Worten bisweilen schon La Rochefoucauld

zu vernehmen glaubt*). Diesen Weltkindern steht auch Ennasuite näher, welche um einen Fehltritt nicht den Tod erleiden möchte, und, indem sie auf den Ruhm der Sünderin Magdalene hinweist, meint, dass wenn Gott und ihr Gatte ihr vergeben wollten, sie sich nichts daraus machen würde, ob die Menschen sie Sünderin nennten oder nicht (II, 258); und die übermütige Nomerfide, die jüngste des Kreises, die keinen Anspruch auf einen durch Bildung erweiterten Gesichtskreis erhebt (Epilog Nov. 51), während Longarine mehr zu Parlamente hält und der schon ergraute Geburon, der früher selbst ein arger Weltling war; aber seitdem seine eigenen Zähne zu stumpf geworden, um Wildpret beissen zu können, „warnt er die armen Rehe vor den Jägern“ (II, 10), und als „der weiseste unter den Männern des Kreises“ (II, 137) wird er zum Sittenprediger.

Da die Novellen ja vorzugsweise „Empfindungen behandeln, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweit, glücklich oder unglücklich werden“, so bildet die Erörterung über die Macht der Liebe, über das Verhältnis zwischen Gatten und Gattin das Hauptthema dieser Unterhaltungen, aber in dem Zusammenhang der Debatten wird auch manches Wort von allgemeinerer praktischer Lebenserfahrung gesprochen. Ueberall aber sind die Gespräche versetzt mit den Aeusserungen eines stark erregten religiösen Bewusstseins; eine Hinneigung zu protestantischen Ansichten äussert sich bei allen Teilnehmern der Gespräche. Thatsächlich sind die Urbilder jener im Heptameron erscheinenden Gestalten auch den Zeitgenossen teils des Protestantismus verdächtig erschienen, teils als offene Anhänger der „Religion“ bekannt geworden**).

Häufig wird zur Bekräftigung einer Ansicht ein Wort aus

*) Bd. II, 200 f.: Desestimez la vertu des choses, mais la voulez monstrer estre vice; vgl. II, 276, 308; d'un bon acte faites un mauvais jugement (Bd. II, S. 313).

**) Geburon (de Burye) und Nomerfide (Françoise de Fiedmarcon) traten zu den Protestanten über.

dem Evangelium Johannis, aus den Briefen Paul's oder aus der Schrift überhaupt angeführt, und selbst Gespräche über die lustigsten Geschichten können auf das Gebiet der Philosophie und Theologie führen (II, 275), wie der Schwank von dem Bettelmönch, der eine nächtliche Unterhaltung seiner Wirtsleute belauscht, die sich auf ein zu schlachtendes Schwein bezieht, und dann sich einbildet, es handle sich um einen Mordanschlag (34. Nov.). Die Geringschätzung der Mirakel und äusseren Gnadenmittel, die Herabsetzung des Mönchsstandes, die Ehrfurcht vor dem lauteren Gotteswort als der alleinigen Heilsquelle, alles kennzeichnet die Prologe, die Novellen, die Epiloge des Heptameron als ein Erzeugnis des Geistes, der in der Reformation wirkt und sich gegen die bisher herrschende Tradition aufgelehnt hat*).

Die Gespräche sind ein mit der ganzen Anlage des Werkes festverwachsener Bestandteil. Denn die Geschichten folgen nicht willkürlich auf einander; besonders schon die Ueberschriften der einzelnen Tage lehren, dass sie nach ihrer Aehnlichkeit oder als Gegensätze nebeneinandergestellt sind, um eine Erfahrung, einen allgemeinen Satz zu beleuchten, wobei die Gespräche oft die Uebergänge bilden, die von einer Geschichte zu einer anderen „Parallelgeschichte" hinüberführen**) und den einen Fall durch den anderen erläutern. So folgt auf die Novelle von der fürstlichen Witwe (4.), die einen ungestümen Liebhaber zur Besinnung bringt und zugleich grösseres Unheil verhütet, die Erzählung von der wackeren Fährmannsfrau, die sich zwei Bettelmönche vom Halse zu schaffen weiss, ohne Gewalt zu brauchen, und hierauf als Gegenstück das Fabliau von dem Einäugigen, der seine Frau

*) La foy du bon Comte ne fut vaincue par signes ne miracles exterieurs, sçachant tres-bien que nous n'avons que un Saulveur lequel en disant: *Consummatum est, a monstré qu'il ne laissoit point de lieu a un aultre successeur pour faire nostre salut* — (Simontault). E. 33, II, p. 266, 268.

**) Vgl. Goethe, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.

auf einem Fehltritt zu überraschen glaubt und durch ihre Klugheit seinen Anschlag vereitelt sieht; eine Geschichte, welche beweisen soll, dass Klugheit auch missbraucht werden kann, um der Bosheit eine Decke umzuhängen (I, S. 88).

Die längeren Novellen, so vorzüglich sie vorgetragen werden, lassen doch eine künstlerische Behandlung vermissen; eine Steigerung der Empfindungen und Begebenheiten, ein abrundender Abschluss wird nicht herbeizuführen versucht; diese Novellen sind keine „Mustererzählungen", sondern wahre Geschichten, die man so erzählt, wie man annimmt, dass sie sich begeben haben: Wahrheit ist das Ziel, dem alle Erzähler zustreben.

Durch seinen Sprachstil wird das Heptameron nicht allein das reifste Werk der Königin von Navarra, sondern das gediegenste des ganzen Zeitalters. Nirgends ist eine so gleichmässige Durchbildung des Ausdrucks anzutreffen, nirgends sind die aus der Art des Vortrags sich ergebenden Grenzen mit grösserer Feinheit und Genauigkeit beobachtet worden. Bei dieser Uebereinstimmung, die zwischen Inhalt und Form waltet, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass das Heptameron diejenige Schöpfung des Zeitalters ist, die das begründetste Anrecht auf die Bezeichnung klassisch erheben darf. Es gibt in der That kein litterarisches Denkmal des 16. Jahrhunderts, in dem die Sprache so echt französisch bleibt, während sie zugleich ebenso als der Ausdruck eines durch gesellschaftliche Erziehung und geistige Bildung gehobenen und verfeinerten Verkehrs erscheint. Wie jede litterarische Sprache es sein wird, ist auch diese ein Kulturerzeugnis, aber sie ist wie der gepflegte und veredelte Baum der Heimat, dessen Wurzeln in heimischen Boden reichen und der in vaterländischer Luft atmend seine Zweige ausbreitet. Denn diese Redeweise ist nicht hervorgegangen aus schlechter Mischung mit fremden Bestandteilen, sie ist nicht durch die Einführung eines dem eigenen Geiste der Sprache widerstrebenden Satzbaues gewichtiger und schwerfälliger geworden; vielmehr gibt sie sich als eine mit Geschmack und Feinheit geübte Behandlung des

naturgemäss sich darbietenden Stoffes und Organismus zu erkennen.

Nicht verwässert durch die „Schönheit der Rhetorik", nicht bereichert und zugleich gefesselt durch die dem Tintenfass entstammenden Ausdrücke (inkhorn terms) der klassischen Gelehrsamkeit, dankt sie doch auch viel dem Geiste des Humanismus, aber einem Humanismus, der sich mit lauterem Geschmacke verbindet. Allgemein verständlich, wie die Rede Despériers', genügt die Sprache des Heptameron zugleich den edelsten Bedürfnissen der Wissenschaft, der Philosophie und des Glaubens; denn so gewandt im Vortrag heiterer Scherze und romantischer Liebesgeschichten Margarete sich zeigt, so weiss sie auch den Anforderungen des Ausdrucks bei sittlicher Belehrung und in philosophischer Betrachtung zu entsprechen, und wenn man vielleicht die glückliche Angemessenheit des Vortrags in der Erzählung weniger erstaunlich findet, und da, wo es sich um Mitteilung und Besprechung eines heiteren Ereignisses oder einer rührenden Begebenheit handelt, auf Vorbilder hinweisen kann, die bereits vorhanden waren, als Königin Margarete in den trüben Jahren ihres herannahenden Alters zum letztenmale ihr Werk durchsah, es war doch etwas ganz neues, auch auf dem Gebiete populärwissenschaftlicher Erörterung einem Stile zu begegnen, der alle berührten Vorzüge einer guten Schreibart aufwies. Es möge darum den Schluss dieses Kapitels jene schon erwähnte Auseinandersetzung bilden, welche die Theorie der spiritualistischen Liebe enthält und als Muster des Stiles zugleich seinem Geiste nach ein Werk kennzeichnet, an welches Humanismus und Reformation gemeinsam die Hand gelegt; unter den Einwirkungen derselben Kulturmächte ist auch die französische Sprache dahin gelangt, aus eigener Kraft neue Ideen zu meistern*):

„Die Seele, welche nur geschaffen ist, zu ihrem höchsten Gute zurückzukehren, sehnt sich, solange sie im Leibe weilt,

*) Car l'ame, qui n'est créée que pour retourner a son souverain bien, ne faict, tant qu'elle est dedans ce corps, que desirer d'y parvenir.

nur dahin zu gelangen. Aber weil die Sinne, durch deren Vermittelung sie von ihm erfahren kann, dunkel und fleischlichgesinnt wurden durch die Sünde des Urvaters, können sie ihr nur sichtbare Gegenstände zeigen, die der Vollkommenheit am nächsten kommen, nach welcher die Seele strebt; indem sie glauben, in einer äusseren Schönheit, in sichtbarer Anmut und in den sittlichen Tugenden die höchste Schönheit, Anmut und Tugend zu finden. Aber wenn sie sie aufgesucht und erprobt hat, und darin den nicht findet, den sie liebt, so geht sie darüber hinweg, wie ein Kind, das, während es klein ist, Puppen und anderes Spielwerk liebet, so schön wie sein Auge es ersehen mag, und es für Reichtum achtet, Steinchen zu sammeln; wenn es aber grösser wird, liebt es die lebendigen Gestalten und sammelt die Güter, deren es für das menschliche Leben bedarf. Wenn aber infolge grösserer Erfahrung es erkennt, dass in irdischen Dingen keine Vollkommenheit und Glückseligkeit ist, sucht sie den Schöpfer und die Quelle derselben. Gleichwohl, wenn Gott ihr nicht das Auge des Glaubens öffnet, liefe sie Gefahr, aus einer Unwissenden eine ungläubige Philosophin zu werden; denn allein der Glaube kann das Gut zeigen und ihm Aufnahme bereiten, welches der fleischliche Mensch und das Tier nicht verstehen

Mais à cause que les sens, par lesquels elle ne peut avoir nouvelles, sont obscurs et charnels par le peché du premier pere, ilz ne luy peuvent monstrer que les choses visibles plus approchantes de la perfection, après quoy l'ame court, cuydans trouver en une beaulté extérieure, en un grace visible et aux vertuz morales, la souveraine beaulté, grace et vertu. Mais, quand elle les a cherchez et experimentez et elle n'y trouve point Celuy qu'elle ayme, elle passe oultre, ainsi que l'enfant, selon sa petitesse, ayme les poupines et aultres petites choses, les plus belles que son œil peut veoir, et estime richesses d'assembler des petites pierres: mais, en croissant, ayme les poupines vives et amasse les biens necessaires pour la vie humaine. Mais, quand il congnoist par plus grande experience que es choses territoires n'y a perfection ne felicité, desire chercher le facteur et la source d'icelle. Toutesfois, si Dieu ne luy ouvre l'œil de foy, seroit en danger de devenir, d'un ignorant, un infidele philosophe (II. Bd., S. 50 f.).

kann. — Freilich vermag das Herz des Menschen, das kein Gefühl der Liebe für einen sichtbaren Gegenstand hat, zur Liebe Gottes nicht zu gelangen durch den Samen seines Wortes, denn der Boden seines Herzens ist unfruchtbar, kalt und verflucht. — Sagt doch auch Sankt Johann: Der, welcher seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?“

Anmerkungen.

1. Kapitel.

S. 3. Anm. 1) ***Darmesteter*** u. ***Hatzfeld:*** Le Seizième Siècle en France. 3. ed. Paris 1887.

Sainte-Beuve: Tableau de la Poésie française au XVI^{e} siècle. Paris 1876. (1. Ausg. 1828.) 2 Bde.

Egger: l'Hellénisme en France. Paris 1869. (2 Teile.)

Rathery: Influence de l'Italie sur les Lettres françaises. Paris 1853.

P. Paris: Etudes sur François I^{er}. Paris 1885. (2 Bde.)

Soldan: Geschichte des Protestantismus in Frankreich. Leipzig 1855.

R. de Maulde La Clavière: Origines de la Revolution. La Veille de la Réforme. Paris 1889.

Kampschulte: Johann Calvin. 1. Bd. Leipzig 1869.

Martin: Histoire de France. 7. u. 8 Bd.

La Croix du Maine et ***Du Verdier:*** Bibliothèques françoises, ed. Rigoley de Juvigny. Paris 1772. (6 Bde.)

Goujet: Bibliothèque françoise. Paris 1741 ff. (18 Bde.) IV. bis VI. Bd.; IX. bis XII. Bd.

„ 3. Anm. 2) Die Beziehungen des Königs zu den Spielgesellschaften werden im 2. Kapitel berührt. Die Tradition seiner Bühnenfreundlichkeit hält sich lange lebendig: Jehan Bouchet (in den Annalen von Aquitanien, in den Epistres mor. et fam.), Guillaume Bouchet (Serées), der Kanzler l'Hospital (Comm. sur l'estat etc.), und Brantôme (Louis XII.) äussern sich übereinstimmend in diesem Sinne (Petit de Julleville, Comédiens S. 105 ff.).

„ 3. Anm. 3) Vgl. ***Martin:*** Hist. de France. VII^{4}, S. 355. Zwanzig Jahre später wird die Einmischung gelehrter Reminiszenzen aus dem Altertum in die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zur Gewohnheit. Ein drastisches Beispiel bietet die Rede des Pariser

Parlamentspräsidenten Jean de Selve (für die Befreiung Franz' I. vor Karl V. zu Madrid gehalten), in der „histoires grecques et romaines" angeführt wurden, um den Kaiser zur Freilassung seines Gegners zu bewegen (vgl. Champollion-Figeac: Captivité S. 256 f.).

S. 4. Anm. 4) De rebus gestis Francorum libri IV. Paris 1519. De rebus gestis Francorum usque ad annum 1488 libri X. Paris 1539. Paulus Aemilius starb zu Paris am 5. Mai 1529. S. Nicéron: Mémoires, Bd. XL.

„ 4. Anm. 5) *Claude de Seyssel,* gebürtig aus *Aix* (Savoyen), unter Ludwig XII. Maître des requêtes, und seit 1509 Bischof von Marseille, hielt sich vielfach in der Umgebung des Königs auf. Er starb am 31. Mai 1520 als Erzbischof von Turin. (La Croix du Maine et Du Verdier 1. Bd. S. 151, 3. Bd. S. 368; Nicéron a. a. O. 24. Bd. S. 332.) Louanges du bon roy Louis XII; Histoire singulière de Louis XII. Paris 1508. (Ed. Godefroy. Paris 1615.) Seine Uebersetzungen: Histoire du Voyage que fist Cyrus (Xenophon's Anabasis). Paris 1529. Diodor: Hist. des Successeurs d'Alexandre le Gr. Paris 1545. L'Histoire de Thucidide. Paris 1527 (1545, 1559). Appian Alexandrin, Historien Grec. Lyon 1544. Justin: Les Histoires universelles. Paris 1577. Seneque, les motz dorez. Paris 1537.

„ 4. Anm. 6) Rathery: S. 55, Anm.

„ 4. Anm. 7) *Aleander* aus Motta (Treviso), 1480—1542, war Rektor der Pariser Universität, verliess aber bald wieder Frankreich. (Lexicon Graeco-latinum. Paris 1512. Tabulae sane utiles, Abriss der Grammatik des Chrysoloras. Paris 1513.)

„ 4. Anm. 8) ***Brantôme:*** Ce fut la premiere qui commença à dresser la Cour des Dames que nous avons veues depuis elle jusques à cette heure: car elle en avoit une tres-grande suitte, et de dames et de filles, et n'en refusa aucunes; tant s'en faut qu'elle s'enqueroit des Gentils-hommes leurs peres qui estoient à la Cour, s'ils avoient des filles, et quelles elles estoient — — — sa Cour estoit une fort belle escole pour les Dames; car elle les faisoit bien nourrir et sagement; et toutes à son modelle se faisoient et se façonnoient tres-sages et vertueuses — — (Les Vies des Dames Illustres, Disc. premier.)

„ 5. Anm. 9) Détails de la vie privée d'Anne de Brétagne (Bibl. de l'Ec. d. ch. 3 sér. 1. Bd.). *Faustus Andrelinus* aus Forli war von Ludwig XII. für seine Verse mit einem Kanonikat zu Bayeux belohnt worden (La Coix-Du Verdier III, 567, Goujet VII, 15 ff.). Er wirkte als Lehrer der Rhetorik und Poetik an der Pariser Universität und starb 1518. Seine vornehmsten Werke: De secunda Victoria Napoletana a Ludovico XII° reportata *Sylva*. Paris 1502. De regia in Ge-

nuenses Victoria. Paris 1509. Disticha. Basel 1518. Uebers. von Paradin. Lyon 1537. Eine interessante Studie über diesen lateinischen Hofpoeten — poeta regius — von L. Geiger: Vierteljahrsschrift für Kult. und Litt. der Ren., I, 1 ff. Ein anderer Italiener, Philipp Beroald aus Bologna (1453—1505) hielt sich auch in Frankreich eine Zeitlang auf, und war hier als lateinischer Poet sehr angesehen.

S. 5. Anm. 10) Ueber Grignaux s. Détails de la vie privée; *Guillaume de Bissipat*, gefallen 1511 bei der Eroberung von Bologna, wird von *Jean Bouchet* und *Guillaume Cretin* (Complainte sur la Mort de Guill. de Bissipat) wiederholt gefeiert.

„ 5. Anm. 11) In Cretin's Klage auf Bissipat werden einige dieser Poeten und Hofleute genannt:

Secourez-moy et *Bigne* et *Villebresme*
Jehan de Paris, Marot et *de la Vigne*
Je ne puis plus à peine escripre ligne
(s. Goujet, 10. Bd.)

„ 5. Anm. 12) Die hervorragenden Meister der burgundischen Schule sind: Georges Chastelain (1403—1472), s. Goujet, IX, 396 ff.; Regnier de Guerchy, Pierre Michault, Olivier de la Marche (1422 bis 1501); eine Zusammenstellung bei O. Richter: Die französische Litteratur am Hofe der Herzöge von Burgund. Halle 1882.

„ 7. Anm. 13) François I^er^ harcelé par les plaintes de la *Sorbonne* sur le danger que couraient la religion et l'Etat et cédant aux préoccupations politiques que causaient les progrès de la Réforme, se laissa arracher deux lettres patentes, celle du 13 Janvier 1534 et celle du 26 Février 1534 qui défendaient à tout imprimeur „souz peyne de la hart de rien imprimer de composition nouvelle" ou de réimprimer sans approbation aucun livre. (Taillandier, Mém. sur l'imprimerie de Paris S. 44 u. 53, Didot, *Robert Estienne.*)

„ 7. Anm. 14) Artus Gouffier, duc de Roannez (1475—1519), war mit Karl VIII. und Ludwig XII. (1495 u. 1499) nach Italien gezogen, und von letzterem war ihm die Erziehung des jungen Herzogs von Angoulême anvertraut worden. Der Wahlspruch Franz' I., „nutrio et extinguo" (Je nourris le bon feu et j'éteins le mauvais) soll auf Gouffier zurückgehen.

„ 7. Anm. 15) Theocrenus (Nicéron XXXIII), Guillaume du Maine werden als Lehrer der Söhne Franz' I. genannt.

„ 8. Anm. 16) Ma oltra alla bontà, il vero e principal ornamento dell' animo in ciascuno, penso io che sieno le lettere, benchè i *Francesi* solamente conoscano la nobilità dell' arme, e tutto il resto nulla estimino, di modo che non solamente non apprezzano le lettere

ma le abboriscono, e tutti i literati tengono per vilissimi uomini e pare lor dir gran villania a chi si sia, quando lo chiamano clero. Allhora il Magnifico Juliano „Voi dite il vero", rispose, „che questo errore già gran tempo regna tra *Francesi:* ma se la bona sorte vuole che *Monsignor d'Angolen* (come si spera) succeda alla corona, estimo che si come la gloria dell' arme fiorisce, e risplende in *Francia*, così vi debba anchor con supremo ornamento fiorir quella delle lettere, perche non e molto ch'io ritrovandomi alla Corte, vidi questo signore: e parve mi che oltra alla disposition della persona e bellezza di volto, havesse nell' aspetto tanta grandezza congiunta però con una certa gratiosa humanità, che' i Reame di Francia gli dovesse sempre parer poco. Intesi dapoi da molti gentilhuomini e Francesi e Italiani — et tra l'altre cose fummi detto, ch' egli sommamente amava et estimava le lettere et haveva in grandissima observantia tutti i litteratin e dannava i Francesi propi dell' esser tanto alieni da questa professione, havendo massimamente in casa un così nobil studio, come è quello di Parigi: dove tutto il mondo concorre. — (Il Cortegiano, Vinegia 1587, S. 81.) Baldassare Castiglione vollendete seinen „Hofmann" im Jahre 1516.

Französische Uebersetzungen erschienen 1537 (Paris) und 1538 (Lyon).

Budé spricht oft von der Förderung, welche die humanen Wissenschaften durch Franz erfahren, besonders in seiner dem König gewidmeten Schrift „De Studio Literarum recte et commode instituendo"; ebenfalls in den zwei Büchern „De Philologia", die den Inhalt mit dem König gehaltener Gespräche wiederzugeben fingieren, und den beiden Söhnen des Königs gewidmet sind:

Non enim tibi minore gloria dignum erit literarum decus in Francia, ingeniorumqne honorem restituisse, quam olim Romae fuit Augusto, Parthica signa tanto intervallo in urbem retulisse. Nihil autem Philologiae tantum obfuit ante te Regem, quam cum posita sit in oculis maxime gratia, illa audita tantum fuit fando in aula, idque obscura fama atque malignissima. Nunc autem non tantum acroamata philologica primas gratiae partes, in conclavi regio, et *super epulas tuas* obtinent, sed etiam generosissima tua proles, excellentissimis ingeniis praedita, incredibili sub oculis tuis profectu, nobilissimi cuiusque studium aut favorem, ad causam literarum tuendam et exornandam accendi (De studio lit., sub fin.). Vgl. auch De Phil., I, 54.

Hierzu noch das Zeugnis *Robert Estienne's,* in dessen griechisch geschriebener Vorrede zum *Eusebius* (1544): „Wenn es der Beweise bedürfte, genügt es nicht, ihn zu beobachten, wenn er frei von

Geschäften ist? wie er beinah tagtäglich die Unterhaltung der gelehrtesten Männer beliebt und sich mit den verschiedenen Wissenschaften beschäftigt, zum Erstaunen aller, die diesen Gesprächen beiwohnen?

Ausserdem hat er sich beeilt, jenes Kolleg zu gründen, das, hochberühmt, von allen Ländern aus von denen aufgesucht wird, die sich in den verschiedenen Wissenschaften unterrichten wollen bei den gelehrtesten Lehrern, die dieser Fürst mit Freigebigkeit belohnt.

Was diejenigen angeht, welche genügend unterrichtet sind, und deren Verdienst er anerkennt, so erhebt er sie zu den ehrenvollsten Stellungen und zeigt sich ihnen wahrhaft königlich freigebig. Kurz, was bleibt noch zu wünschen übrig, wenn man sieht, wie der Fürst ein solches Wohlwollen denen beweist, die sich in den Wissenschaften auszeichnen, so dass der ganze Adel, der vor kurzem noch so gleichgültig gegen sie war, gegenwärtig sich mit nicht geringerem Eifer darum bewirbt, durch Wissen zu glänzen als durch Waffen. Endlich, mit welcher Sorgfalt hat er diese unermessliche Bibliothek zusammengebracht, aus von überallher gekauften Büchern, ohne Rücksicht auf die Kosten, und die er unablässig vergrössert!" (Vgl. Didot: Rob. Estienne.)

S. 9. Anm. 17) *Rabelais* (Garg. u. Pant. II, 8): „Mais, encores que mon feu pere," schreibt Gargantua an Pantagruel, „de bonne memoire eust adonné tout son estude à ce que je profitasse en toute perfection et savoir politique, et que mon labeur et estude correspondist tres bien, — le temps n'estoit tant idoine ny commode es lettres comme est de present, et n'avois copie de telz precepteurs comme tu as eu. Le temps estoit encores tenebreux, et sentant l'infelicité et calamité des Gottez, qui avoient mis à destruction toute bonne litterature. Mais, par la bonté divine, la lumiere et dignité a esté de mon aage rendue es lettres, et y voy tel amendement que de present à difficulté serois je receu en la premiere classe des petits grimaulx qui, en mon aage virile, estois (non a tort) reputé le plus savant dudict siecle". Ohne Zweifel sind diese Worte auf die Zeit des Erscheinens des Romans (1532) zu beziehen, und Rabelais spricht hier als der schon in das reifere Alter Eingetretene zu dem jüngeren Geschlecht.

Marot (Enfer):

Et d'aultre part, dont noz jours sont heureux,
Le beau verger des lettres plantureux
Nous reproduict ses fleurs et grands jonchées
Par cy devant flestries et sechées

Par le froid vent d'ignorance et sa tourbe,
Qui hault sçavoir persecute et destourbe
Et qui de cueur est si dure ou si tendre
Que verité ne veult ou peult entendre.

Antoine Héroet (Widmung des Androgyne):

Sous vostre nom, sous *vostre bon exemple*
On peut vanter ce Royaume tres ample
De n'estre moins en lettres fleurissant
Qu'on l'ha congneu par guerre trespuissant.

Sur ce propos ma langue ne peut taire
Ce que vous doit nostre langue vulgaire,
Laquelle avez en tels termes reduitte,
Que par elle est la plus grand part traduitte
De ce qu'on lit de toute discipline
En langue Grecque, Hebraique et Latine —
(Vgl. Goujet XI, 146.)

Pasquier (Recherches de la France, VII, 5): Franz I, „qui fut restaurateur des bonnes lettres et *son exemple* excita une infinité de bons esprits à bien faire".

Gaspard de Tavannes (Petitot, Bd. XXIII, 407): Trois actes honorables luy donnerent le nom de Grand: la bataille de Marignan, la restauration des lettres, la resistance qu'il fit seul à toute l'Europe.

S. 9. Anm. [18]) Egger: I, S. 143 ff. (Geiger, Studien etc., a. a. O., II, 194): Ausser *Janus Laskaris* aus Rhyndakos und *Angelus Vergetius* aus *Kreta* werden noch folgende Griechen genannt, *Andronikus*, Sohn des Kallistus, ein Schützling des Angelus Politianus, der im Alter nach Frankreich gekommen ist, *Andreas Palaeologus*, der sich in Geschäften eine Zeitlang am Hofe Karl's VIII. aufhielt; *Georgios Hermonymus*, Nachfolger des italienischen Hellenisten Gregor Tifernas an der Pariser Universität, *Nikandros*, aus Korkyra, der sich nur vorübergehend in Frankreich zeigte, Petrus Porta, Faktor bei Heinrich Estienne und Konstantin Palaeokoppa, der um 1552 ein Verzeichnis der griechischen Handschriften zu Fontainebleau aufstellte.

„ 10. Anm. [19]) Als Rabelais für das dritte Buch seines Romans ein königliches Privileg erlangt hatte (1545), versuchte die Sorbonne, demselben seine Zensur entgegenzustellen, wurde daran aber verhindert durch den Vorleser des Königs, Duchastel: Alors me distes que de telles calomnies avoit esté le defunct roy François, d'eterne memoire, adverty: et curieusement ayant, par la voix et prononciation du plus docte et fidele anagnoste de ce royaume,

ouy et entendu lecture distincte d'iceux livres miens (je le dis, parce que meschantement l'on m'en a aucunes supposé faulx et infames) n'avoit trouvé passage aucun suspect (Rabelais, 2. Vorr. zum 4. Buche des Garg. und Pant.). Galland, Vita Castellani (Baluze) 1674.

S. 10. Anm. [20]) *Guill. Pellisier* (1490—1568): studiert in Montpellier, reist in Italien, Bischof von Maguelonne (Montpellier), Gesandter Frankreichs in Venedig (1540): Zeller: Diplomatie française. Paris 1880.

„ 10. Anm. [21]) Vies de huit excellents personnages, traduites par *George de Selve*, du Commandement du Roi François I. Paris 1547. La Croix-Du Verdier, I, 265; IV, 33.

„ 10. Anm. [22]) imcomparabilem illum Guilielmum *Copum*, medicinae vindicem atque antistitem, quem certatim sibi iudicant, hinc Gallia, hinc Germania. (Erasmus l. c. S. 11.)

„ 10. Anm. [23]) *Guilelmus Parvus* eiusmodi mecum verba fecit, ut affirmaret nudius (ut arbitror) tertius sermonem apud regem excitatum esse de viris literatis. Ibi cum multa de *Erasmo*, de aliis, de *Budaeo* fortasse dicerentur, rex Minervae, ut spero, numine afflatus ita infit: in animo sibi esse lectissimos viros in regnum suum praemiis opimis asciscere, ac *seminarium*, ut ita dicam, eruditorum in *Francia* instituere, quae verba quum *Parvus iamdiu occasioni imminens* excepisset, est enim ut literatorum omnium suffragator, sic doctrinae industriaeque tuae (sc. Erasmi) admirator et commendator, asciscendumque Erasmum inprimis censere se dixisset. (Budé an Erasmus, Februar 1516/17. l. c. S. 39.)

„ 11. Anm. [24]) Egger, l'Hellénisme, I, 161 ff. *Rebitté, Guillaume Budé. Paris 1846.* E. de Budé, Vie de G. Budé. Paris 1884. Vgl. L. Geiger, Vieteljahrsschrift für Kultur u. Litt. der Ren. II, 199.

„ 13. Anm. [25]) Christie: Et. Dolet, le Martyr de la Renaissance, trad. par Stryienski. Paris 1886. Boulmier: Estienne Dolet. Paris 1857.

„ 13. Anm. [26]) *Danès* (Nouv. Biogr. Gén.) aus Paris (1497—1577), studiert auf dem Kolleg Navarra, seit 1530 Professor des Griechischen am Königlichen Kolleg, seine Schüler: Amyot, Barnabé Brissot, Jean Dorat (Nicéron: Mém. XIX).

„ 13. Anm. [27]) Goujet: Sur le Collège royal de France. Paris 1758.

„ 13. Anm. [28]) Crapelet: Des Progrès de l'Imprimerie au XVI^e siècle. Paris 1836.

„ 14. Anm. [29]) Egger a. a. O., I, 166; A. Bernard: Hist. de l'Imprimerie royale du Louvre. Paris 1867. „Wir wollen, dass jeder wisse, es sei unser höchster Wunsch stets gewesen, den guten Wissenschaften (bonis litteris) unseren Beistand und unsere besondere Huld zu gewähren und uns in jeder Art zu bemühen, der Jugend die Gelegenheit zu gediegenen Studien darzubieten. Wir sind

überzeugt, dass diese guten Studien in unserem Reiche Gottesgelehrte hervorbringen, die in den heilsamen Wahrheiten der Religion unterrichten, Richter, welche Recht sprechen nicht mit Voreingenommenheit, sondern im Geiste öffentlicher Billigkeit, endlich geschickte Beamte, die die Zierde des Staates sein und ihren persönlichen Vorteil dem öffentlichen Wohle opfern werden. — — Das sind in der That die Vorteile, die man fast allein von den guten Studien zu erwarten berechtigt ist. Aus diesen Gründen haben wir vor kurzem hervorragenden Gelehrten freigiebig Gehälter ausgesetzt, damit sie die Jugend in den Wissenschaften und Sprachen unterrichten und zu der nicht minder köstlichen Uebung guter Sitten ausbilden" — (aber noch fehlte es an korrekten Drucken griechischer Schriften): „In der That haben uns Männer, die in den Wissenschaften sich ausgezeichnet haben, vorgestellt, dass die Künste, die Geschichte, die Sittenlehre, die Philosophie und beinah alle anderen Kenntnisse aus den griechischen Schriften herfliessen, wie Bäche aus einer Quelle." (Merkwürdig ist die Uebereinstimmung dieses Satzes mit den Worten in der Vorrede *Tissard's* zum ersten in Frankreich gedruckten griechischen Buche: In poeticis figmentis quorum rivuli ex graeco fonte emanarunt, quorum origo ex graeco fonte propagata est.) — Wir haben uns, heisst es weiter im Privileg, eine fähige Persönlichkeit bezeichnen lassen, die im stande ist, eine griechische Druckerei zu leiten: „und zwar haben Wir einen doppelten Beweggrund, diese Studien zu fördern. Zuerst, da Wir von dem Allmächtigen dieses Reich erhalten haben, das in reicher Fülle mit allen Gütern und Annehmlichkeiten des Lebens ausgestattet ist, wollen Wir nicht, dass es irgend einem anderen nachstehe in Beziehung auf die Gediegenheit der Studien, in Beziehung auf die Begünstigung der Gelehrten und die Vielseitigkeit und Ausdehnung des Unterrichts; ferner aber, damit die wissbegierige Jugend, die weiss, wie gross unser Wohlwollen für sie ist, und welche Ehren Wir dem Wissen zu erweisen geruhen, mit grösserem Eifer den Studien der Litteratur und Wissenschaft sich hingebe, und damit Männer von Verdienst, angefeuert durch unser Beispiel, Eifer und Sorgfalt verdoppelt aufwenden, um die Jugend in gutem und gediegenem Wissen auszubilden."

S. 14. Anm. 30) Robert Estienne (1503—1559), der zweite Sohn Henri's (1460—1520), hatte sich besonders durch seine Ausgaben der lateinischen Bibel die Sorbonne zur Feindin gemacht; schliesslich der Verfolgungen müde, siedelt er nach Genf (1551) über, in seinen „Censures des Theologiens de Paris" (1552) erkennt er jedoch seine Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen den König an: Je

veux me justifier du reproche d'avoir quitté mon pays au dommage du bien public et pour n'avoir reconnu la grande liberalité dont le roi avoit usé envers moi. Car ce m'estoit chose fort honorable, que le roi, m'ayant bien daigné constituer son imprimeur, m'a toujours tenu en sa protection à l'encontre de tous mes envieux et malveillans, et n'a cessé de me secourir benignement en toutes sortes. (A. F. Didot, Robert Estienne in der Nouv. Biogr. Génér.; Bernard: Les Estienne et les Types grecs de François I[er]. Paris 1856.)

S. 15. Anm. 31) Die beste Lebensgeschichte Margaretens von ***Felix Frank:*** Marguerites de la Marguerite des Princesses. Paris 1873. I. Bd.

„ 15. Anm. 32) ***Guillaume du Maine*** (Maynus) aus Loudon (gest. um 1560), Abt von Beaulieu, Lektor der Margarete von Valois, Lehrer der Kinder Budé's und der „Enfants de France"; Epistres in französischen Versen. Laurier, Lob des Studierens.

Nicolas Bourbon (Nicéron, Mémoires XXVI) aus Vendeuvre bei Bar sur Aube (1503—1550); Erzieher der Mutter Heinrich's IV. Nugae. Paris 1535. Nugarum libri octo. Lyon 1538. Paedologia, sive et puerorum Moribus. Lyon 1536.

„ 15. Anm. 33) Die Gedichte ***Franz' I.*** bei ***Champollion-Figeac:*** Captivité und ***Poésies*** du Roi François I[er]. Paris 1847.

„ 16. Anm. 34) ***Jaques Collin*** aus Auxerre, ein vielseitig gebildeter Mann, stand lange Zeit in hoher Gunst bei Franz I. und galt als Mäcen und Wohlthäter der Gelehrten und Poeten. (La Croix-Du Verdier, I, 400; IV, 273; Goujet XI, 398.)

„ 16. Anm. 35) Art poétique II, 14: La version ou traduction est aujourd'huy le poeme le plus frequent et mieux receu des estimez poëtes et des doctes lecteurs à cause que chascun d'eux estime grand œuvre rendre la pure et argentine invention des poëtes, dorée et enrichie de nostre langue.

„ 16. Anm. 36) Uebersetzungen aus dem Griechischen: ***Aristoteles,*** Ethik, Nicole Oresme (1488), Politik (1486), Oekonomik (1489), ders.; Sibert Louvenborch (Lyon); Gabr. Bouin (Paris 1544); Miroir des Melancoliques (Probleme), Meury Rifflant (Paris 1546); ***Epiktet,*** Manuel, Ant. Du Moulin (Lyon 1544); ***Plutarch,*** 8 Vies, Georges de Selves (Paris 1543, 1547, 1548); Opuscula, du Saix (Paris 1537), Geoffroy Tory, Polit. (Lyon 1534); Jehan Lode, Mariage, (Paris 1536); Est. Pasquier (Lyon 1546); ***Kebes,*** Tableau, Geoffroy Tory (Paris 1529); ***Plato,*** Kriton, Phil. Du Val (Paris 1547); Phedon, Republicque, Gorgias, L. Leroy (Paris 1553); Axiochus, Hipparch, Est. Dolet (Lyon 1544); Lysis, discours de la queste de l'amytié, Despériers (Lyon 1544); Apologie, Fr. Hotoman (Lyon 1549); Androgine [Symposion], Ant. Heroet (Troyes 1542); —

Anakreon!

Isokrates, Nikokles (Lyon 1547); dass. Louis Meigret (Paris 1544); Epistres (Paris 1547); Cl. Gruget (1550); — *Lukian*, 30 Dialogues, G. Tory (Paris 1529); Vrayes Narrations, Contre Calomnie, Simon Bourgoin (Lyon 1540); Menteur, Louis Meigret (Paris 1548); Geneal. des Dieux, Hercule de Gaule, Gilles d'Aurigny (Poitiers 1545); — *Appian*, s. o. Anm. 5); *Diodor*, s. o. Anm. 5); drei erste Bücher, Antoine Macault; *Thukydides*, s. o. Anm. 5); *Herodian*, Jean Collin (Paris 1541, Lyon 1546); Jacq. de Ventimille (Lyon 1554); *Xenophon*, s. o. Anm. 5); Cyropedie, Jacq. de Ventimille (Paris 1547, Lyon 1555); Leconomic, Geoffroy Tory (Paris 1531); *Polybius*, Auszüge (Lyon 1538, Paris 1552); *Dictys, Dares*, Hist. de la guerre de Troye (Paris 1553); *Herodot*, Pierre Saliat (Paris, Groulleau); 1575; *Dio Cassius*, Faictz et gestes insignes des Romains, Claude des Rosiers (Paris 1542). — Dichter: *Homer*, Les Iliades, Jehan Samxon (Paris 1530); l'Iliade (prose) du Souhait (Paris 1545); Dix premiers livres de l'Iliade, H. Salel (Paris 1545); Odyssée, Oct. de Saint-Gelais (?); 1. u. 2. Ges. von Jacques Peletier (Paris 1547); Batailles de Rodilardus et Croacus, Lyon [1534]; Le Grand Combat des Ratz et des Grenoilles, Ant. Macault (Paris 1540); *Musaeus*, Hero et Leandre, Cl. Marot (1541); *Hesiod*, Jours et Oeuvres, Rich. le Blanc (Lyon 1547); *Aesop*, Fables (en rythme, Lyon 1531); Corrozet (Paris 1548); *Theokrit*, Amour fugitif, Marot (1541); *Sophokles*, Elektra, L. de Baïf (Paris 1537); *Euripides*, Iphigenie, Thom. Sibilet (Paris 1550); Hecuba, Bochetel (Paris 1550); L. de Baïf (Paris 1544, 1550); *Heliodor*, Theagenes et Chariclée, Amyot (Paris 1547).

Aus dem Lateinischen: *Seneca*, Oeuvres, Paris [1500—1503]; Les authoritez, sentences etc. (Paris 1534); Tr. des quatre vertus, Despériers (1543); *Mark Aurel*, Livre R. B. de la Grise (Paris 1535); *Cicero*, De Officiis, Dav. Miffant (Paris 1502); Tusculanes, (Lyon 1543, Paris 1544); Epist. fam., Est. Dolet (Lyon 1542, Paris 1547, 1549); Offices Amitié, Vieillesse, Songe de Scipio, J. Colin (Paris 1549); Loix, J. Colin (Paris 1541); Paradoxes (Paris 1512, Paris 1539); Trois Oraisons, le Blanc (Paris 1544, 1545); Pro Marcello (Paris 1534); Philippiques, A. Macault (Poitiers 1549); Offices, Louis Meigret (Paris 1547); *Plinius*, Sommaire (Paris 1542, Lyon 1546, 1551); 7., 8. B. Loys Meigret (Paris 1543; 2. B. Loys Meigret (Paris 1552); *Justin*, s. o. Anm. 5); *Caesar*, Comment. Rob. Gaguin (1488), Est. de l'Aigue (Paris 1531); *Florus, Sueton, Sallust* (Paris s. a., Paris 1556) s. Kap. 3. Anm. 28) P. Saliat; *Livius*, K. 3 A. 12); *Eutrop, Paulus Diakonus*, Guill. Michel (Paris 1521); *Val. Maximus*, Epitome, G. Michel (Paris 1525); — *Terenz*, Le grant Terence en françois (Paris s. a.; 1539); L'Andrie, Des-

périers? (Paris 1537); L'Andrie, Charles Estienne (Paris 1542); *Ovid*, Metamorphoses [Bible des Poetes (moralisiert), Thomas Walleys übers. Corlard Mansion (Bruges 1484; Paris 1493, 1531)]; Metamorphose [Grand Olympe des Histoires poetiques] (Lyon 1532, Paris 1537, 1539); Metamorphose (Paris 1539); 1., 2. B., Cl. Marot (1532), 3. B., Barth. Aneau (Lyon 1556); Caunus et Biblis, Bochetel (Paris 1550); Procès d'Ajax et d'Ulysses, 13. B., J. Colin (1547), 10. B., Michel d'Amboise (Paris 1543); 21 Epistres, Oct. de Saint-Gelais (Paris 1500, 1503, 1525, 1532, 1541, 1546); 4 Ep. De la Vigne; Charles Fontaine (Paris 1556); 4 Elegien, Fr. Habert (Epitres Cupidiniques); De arte am. (Geneve, c. 1500; Paris 1536); Remede damours (Paris 1509); *Virgil*, Les Eneides, Oct. de Saint-Gelais (Paris 1509, Oeuvres 1529, 1540); quatre premiers livres, Helisenne de Crenne (Paris 1541); deux premiers livres, Loys des Mazures (Paris 1547); Bucoliques, G. Michel de Tours (Paris 1516); 1. Egl. Marot (1520), mit neun anderen, Rich. Le Blanc (Paris 1555); 5. Egl., Ferrand de Bez (Paris 1548); Georgiques, moralisées, Guill. Michel de Tours (Paris 1519); 1. Buch Jacques Peletier (Paris 1547); *Horaz*, Einzelne Oden, Peletier (Oeuvres poet. 1547); Sermons satyriques, Habert (Paris 1549, 1551); Art poetique, Peletier (Paris 1541, 1545); *Cato*, Mots dorez, Grosnet (Paris 1533, 1536); 4 l. pour la doctrine de la jeunesse, Fr. Habert (Paris 1530); *Juvenal*, 8., 10., 11., 13. Satire, Michel d'Amboise (Paris 1543); *Persius*, Satires (Paris, Gazeau 1541); *Martial*, Epigramme, Cl. Marot; *Seneca*, Tragedies, Grosnet (Paris 1534); *Apuleius*, Asne doré, G. Michel (Paris 1522), Psyché, Maugin (1546).

S. 18. Anm. 37) C. H. Graf: Jak. Faber Stapulensis, Zeitschr. f. hist. Theol. 1852.

„ 18. Anm. 38) Sam. Berger: La Bible française au Moyen âge. Paris 1884. S. 311. Reuss (Herzog, Encykl.) Rom. Bibelübersetzungen.

„ 19. Anm. 39) La Sainte Bible en francoys, translatee selon la pure et entiere traduction de Sainct Hierome, Anvers, Martin Lempereur, 1530. Nouveau Testament (Simon de Colines, Paris 1523), 4 Teile in 2 Bdn. Pseaumes de David (S. de Colines, Paris 1525).

„ 19. Anm. 40) La Bible qui est toute la Saincte Ecriture, Neufchastel, par Pierre de Wingle, dit Pirot Picard, 1535.

„ 20. Anm. 41) In der Requeste faite et baillée par les Dames de Tholose (Toulouse) findet sich folgendes Rondel von Françoise Marie:

Encontre Dieu quelques hommes infames
Veulent defendre à nous, pour estre femmes,
Voir l'Evangile et les beaux propos saints;
Mais ne sont ils d'entendement mal sains,

Dignes en sont de reproches et blasmes.
Ne vaut il plus de lire mille rames
De saints ecrits, qui refont corps et ames,
Qu'un de ces comptes, qui sont sales et vains
Encontre Dieu.
Donc je vous prie, me bonnes sueurs et dames,
Qu'au lieu du jeu de cartes, ou des dames,
Teniez souvent l'Evangile en vos mains.
En le lisant, vous prendrez esbats maints,
Et ne ferez choses qui soient infames
Encontre Dieu.

(La Croix-Du Verdier V, 443, vgl. auch ebenda III, 563).

S. 21. Anm. 42) Louise de Savoie, Journal (Petitot, T. XVI): L'an 1522, en décembre, mon filz et moi, par la grace du Saint Esprit, commençasmes à congnoistre les hypocrites, blancs, noirs, gris enfumés et de toutes couleurs, desquels Dieu, par sa clemence et bonté infinie, nous veuille preserver et defendre; car si Jesus Christ n'est menteur, il n'est point de plus dangereuse generation en toute nature humaine.

„ 21. Anm. 43) Vgl. Lotheissen, Margarete von Navarra, S. 66 ff.

„ 21. Anm. 44) Martin a. a. O. VIII, S. 148 ff.

„ 22. Anm. 45) Martin a. a. O. VIII, S. 157 f.

„ 23. Anm. 46) Le miroir de lame pecherresse, ouquel elle recongnoist ses faultes et pechez, aussi les graces et benefices a elle faictz par Jesuchrist son espoux. Alençon 1531 (1533). Le Miroir de tres chrestienne Princesse Marguerite de France, Royne de Nauarre etc. Antoine Augereau, Paris 1533. (In dieser Ausgabe eine Uebersetzung des 6. Psalms von *Clément Marot*); Lyon 1538, Genève 1539.

„ 23. Anm. 47) Kampschulte a. a. O. S. 242, S. 244 ff.

„ 24. Anm. 48) Calvini Opera, ed. Brunsv., III, XVIII ff.

„ 24. Anm. 49) *Johann Sturm* an *Bucer*, d. 4. März 1535 (Joa. Calvini Opera, ed. Brunsv., Bd. III, S. XVIII): „Niemals habe ich das Wort besser verstanden: ‚Das Herz des Königs ist in Gottes Hand,' als gegenwärtig; denn inmitten der Scheiterhaufen denkt er an die Reformation der Kirche — — die Gegner belagern und belästigen den König dessen Geist noch in der Ungewissheit hin und her schwankt. In der That, kann man sich grössere Gegensätze vorstellen, als die Verurteilung zum Tode gegen die Anhänger des Evangeliums, und die Verbannung Beda's, ihres grössten Widersachers?" Anders aber *Bullinger* an *Bucer* (28. März 1535): „Ihr wisst, was der König den deutschen Fürsten geschrieben hat.

Man vermutet in *Guillaume du Bellay* den Verfasser dieser Apologie. Aber was der Frechheit die Krone aufsetzt der der königlichen Majestät unwürdigen Verkehrtheit, ist, dass dieser Fürst zu gleicher Zeit auf französisch ein Edikt veröffentlicht hat, welches wörtlich die Lutheraner proskribiert. Eine Abschrift dieses Schriftstückes ist unseren Herren mitgeteilt worden, damit sie den Finger in diesen schmählichen und lügnerischen Widerspruch legen. Die lateinische Apologie sendet er den deutschen Fürsten, das französische Edikt den Feinden unseres Glaubens, so ist er auf zwei Sätteln gerecht."

S. 25. Anm. 50) Calv. Opp. III, S. VII f.

„ 25. Anm. 51) Christianae religionis institutio, totam fere pietatis summam et quidquid est in doctrina salutis cognitu necessarium complectens. Praefatio ad Christianissimum regem Franciae. J. Calvino noviod. autore. Basileae 1536 (mense Martio). Vorrede vom 23. Aug. 1535. Dass die lateinische Fassung älter ist als die französische, ist jetzt vollständig bewiesen durch die Herausgeber der Opera Calvini. Brunsvigae 1865. Bd. III, S. XIV ff. Spätere Ausgaben 1539, 1543 (1545), 1550 (1553, 1554); letzte Revision 1559 (1561, 1562).

„ 26. Anm. 52) Institution de la Religion chrestienne, en laquelle est comprinse une somme de la pieté, et quasi tout ce qui est necessaire à congnoistre en la doctrine de salut. Composée en latin par Jean Calvin et translatée en francois, par luymesme; avec la preface adressee au Treschrestien Roy de France. 1541. (Ohne Angabe des Ortes und Druckers, wahrscheinlich in *Genf* erschienen). Spätere Ausgaben: 1545 (Genf), 1551 (Genf), 1553 (Genf), 1554 (Genf), 1560 (Genf), 1557, 1561 (Genf, zweimal), 1562 (zweimal), 1562 (Genf), 1563 (Lion), 1564 (Genf); die beste neuere Ausgabe in den Opera Jo. Calvini, Bd. III, IV.

„ 34. Anm. 53) Ramus (1515—1572): Waddington, Pierre de La Ramée. Paris 1855. Lobstein, Petrus Ramus als Theolog. Strassburg 1878.

„ 36. Anm. 54) Ueber Dolet s. o. Anm. 25) u. 5. Kap., Anm. 15).

„ 36. Anm. 55) Ueber Despériers s. u. 6. Kap., Anm. 18).

2. Kapitel.

S. 40. Anm. 1) (Parfaict) Histoire du Théâtre françois. Paris, 1745 ff. (11 Bde.): 2.—4. Bd.

L. Petit de Julleville: Les Mystères. Paris 1880. (2 Bde.)

— Les Comédiens en France au moyen-âge. Paris 1885.

— La Comédie et les mœurs en France. Paris 1885.

L. Petit de Julleville: Répertoire analytique du Théâtre comique en France au moyen âge. Paris 1886.

Faguet: Essai sur la tragédie française au XVIe siècle. Paris 1883.

S. 41. Anm. 2) Petit, Mystères I, 417, teilt die vom 4. Dezember 1402 datierte Urkunde vollständig mit.

„ 42. Anm. 3) Ces gens non lettrez ni entenduz en telles affaires, de condition infame, comme un menuisier, un sergent à verge, un tapissier, un vendeur de poisson qui ont fait jouer les *Actes des Apostres* et qui, ajoutant, pour les allonger, plusieurs choses apocryphes, et entremettant à la fin ou au *commencement du jeu farces lascives et momeries,* ont fait durer leur jeu l'espace de six à sept mois, d'ou sont advenues et adviennent cessation de service divin, refroidissement de charitez et d'aumones, adultères et fornications infinies, scandales, derisions et mocqueries. (Sainte-Beuve a. a. O.)

„ 43. Anm. 4) Die Urkunde über den Ankauf der Parzelle, vom 18. Juli 1548, bei Petit I, 426 f.; der Kaufvertrag vom 30. Aug. 1548. Das Arrêt des Parlament vom 17. Nov. 1548 a. a. O. I, S. 429. Vgl. auch Parfaict I, 56 ff.:

„Sur ce, ouy le procureur général du roy, ce consentant, la cour a inhibé et deffendu, inhibe et deffend aux dits supplians de jouer le mystere de la Passion Nostre Sauveur, ne autres mysteres sacrez sur peine d'amende arbitraire, leur permettant neant moins de pouvoir *jouer autres mysteres profanes, honestes et licites*, sans offencer ne enjurier aucune personne, et deffend la dite cour à tous autres de jouer ou representer doresnavant aucuns jeux ou mysteres, tant en la ville, faux bourgs que banlieue de Paris, si non que soubs le nom de ladicte confrerie et au profit d'icelle.“

„ 45. Anm. 5) Ueber die Bazoche: Ad. Fabre: Les Clercs du Palais (2e éd., Lyon 1875) und L. Petit: Comédiens, S. 88 ff.

„ 45. Anm. 6) Parfaict II, 98, 199; Magnin, Journ. des Sav. 1858 (Mai), S. 266. L. Petit: Comédiens, S. 143 ff.

„ 45. Anm. 7) L. Petit a. a. O. S. 153 f.

„ 45. Anm. 8) Unter den Anwesenden wird im Vertrag von 1548 genannt der Vorsteher der „Enfants sans Souci“, Maistre Anthoine Caille, Maire-Sotte, und eine Rente von 25 Frcs., die auf dem Hause der Sorgenlosen lastete, zu gunsten der Confrerie dem Verkäufer des Platzes abgetreten. Le Petit, Myst. I, 427 f.

„ 46. Anm. 9) S. die Anm. 3) angeführten Worte des Generalprokurators, Parfaict III, 106, und besonders E. Picot, La Sottie en France (Rom. VII), Paris 1878, S. 8: En ce temps lorsque le roy estoit à Paris, y eut un prestre qui se faisoit appeler monsr Cruche grand fatiste, lequel un peu devant avoit joué publiquement à la place

Maubert, sur eschafaulx, certains jeux et moralitez, c'est assavoir *sottye*, *sermon*, *moralité* et *farce*, dont la moralité contenoit les seigneurs qui portoient le drap d'or *à credo* et emportoient leur terres sur leurs espaules, avec autres choses morales et bonnes remonstrations.

Folgende Sammlungen enthalten die meisten noch vorhandenen Spiele des 16. Jahrhunderts:

Viollet le Duc: Ancien Théâtre français; 1. Bd. (Paris 1854) enthält vornehmlich Farcen, 2. Bd. (Paris 1854) Farcen und Narrenpredigten, 3. Bd. (Paris 1854) Moralitäten.

Fournier: Le Théâtre français avant la Renaissance, 1450—1550. Paris. (1872?)

Le Roux de Lincy und *Fr. Michel:* Recueil de Farces, Moralités et Sermon joyeux. Paris 1837.

Gringore: Oeuvres complètes p. Montaiglon et J. de Rothschild. T. II. Paris 1877. (Mystère de St. Louis.)

Le Livre de Podio ou Chroniques d'Etienne Medicis. Le Puy en Velay 1874. (T. II, Nostre Dame de Puy.)

(Aneau) Chant Natal, chant Pastoural et ung chant Royal avec un mystere *de la Nativité*. Lugduni 1539.

L'Apocalypse (par Loys Choquet). Paris 1841. (Mit den Actes Apostres.) Die Mysterien Margaretens von Navarra in den „Marguerites".

S 46. Anm. 10) S. bes. Picot, Sottie; anders stellt L. Petit die Entwickelungsgeschichte der Sottie dar (Comédie, S. 68 ff.); Petit hat offenbar Picot missverstanden, wenn er die Herleitung der Sottie aus der Fatrasie bestreitet, weil die erstere mehr enthalte als die letztere und etwas anderes sei als eine blosse „parade". Es handelt sich nur darum, was die Sottie zuerst gewesen ist; dass sie später dramatische Bestandteile in sich aufgenommen, wird nicht bestritten.

„ 47. Anm. 11) Ueber den Sermon Joyeux L. Petit, Comédie S. 73; Verzeichnis bei L. Petit: Répert. S. 259 ff.; Sermons joyeux bei Viollet le Duc, Anc. th. fr. II (23, 37); Anc. Poés. II (5, 261), III (5, 112).

„ 48. Anm. 12) In Rouen, Genf, Dijon und an anderen Orten gab es dergleichen Gesellschaften. In Rouen die Gesellschaft der Connards (Cornards), deren Vorstand „Abt" hiess, in Dijon die „Mère folle", sind die berühmtesten derartigen Vereine. (Floquet: Histoire des Conards, Bibl. de l'Ec. des Ch. 1. Ser. 1. Bd. S. 105 ff.) s. L. Petit: Comédie, S. 192 ff.

„ 49. Anm. 13) L. Petit: Comédie, S. 51 ff.

„ 52. Anm. 14) L. Petit: Répertoire S. 47. La nef de santé, avec le gouvernail du corps humain et la condamnacion des bancquetz

a la louenge de diepte et sobrieté. Paris 1507, 1511 und dreimal ohne Jahresangabe gedruckt.

S. 52. Anm. [15]) Picot: Pierre Gringore et les Comédiens Italiens. Paris 1878. Gringore: Oeuvres complètes par Ch. d'Héricault et A. de Montaiglon. Paris 1858 ff. (2 Bde.)

„ 54. Anm. [16]) La Croix-Du Verdier IV, 503 f. Ueber den Sieur du Pontalais L. Petit, Comédie S. 167 ff.: Pontalais représente assez fidèlement la figure d'un acteur en réputation au temps de François I. Avec une moindre célébrité, beaucoup de ses camarades menèrent une vie à peu près semblables. Ainsi l'humeur vagabonde qui portait Jean de Pontalais à promener ses talents par toutes les provinces, paraît lui avoir été commune avec tous les Enfants-sans-Souci. So erscheinen auf einer Hochzeit in Metz drei Enfants sans Souci (L. Petit a. a. O. S. 180). Ein anderer berühmter Spieler im Zeitalter Franz' I. war *Jean Serre,* dessen Name erhalten ist besonders durch das „Epitaphe" auf ihn von Marot (Adolesc. Clem. 1532), Oeuvres (ed. Jannet.) II, 215. Eine Epistre von J. Serre, Anc. Poés. XI, 227.

„ 55. Anm. [17]) Und zwar wurden diese Stücke aus Veranlassung der Aufführungen gedruckt: „Die Apostelgeschichte" von Arnoul und Simon Greban (15. Jahrh.), gespielt in Bourges 1536: Le premier (second) volume du triumphant mystere des *Actes des Apostres* — imprimés pour Guillaume Alabat — *de Bourges* par Nicolas Couteau — à Paris. 1538. (2 Bde.) Paris 1540. (2 Bde.) Paris 1851. (3 Bde.)

„ 56. Anm. [18]) Les Marguerites de la Marguerite des Princesses. Lyon 1547. (Jean de Tournes.) Lyon 1549. Paris 1552. Paris 1554.

„ 56. Anm. [19]) L. Petit, Répertoire und E. Picot, Sottie.

„ 58. Anm. [20]) E. Picot: Théâtre Mystique. Paris 1882. S. 171 ff.

„ 58. Anm. [21]) L'homme justifié (L. Petit: Rép., Nr. 38), tragique comédie françoise par Henry de Barran 1554. Ebenso: Le Pape malade par Thrasibule Phenice (comédie), 1561 (L. Petit, Nr. 54).

„ 58. Anm. [22]) Bien mondain, Honneur spirituel, pouvoir temporel et la femme, farce nouvelle fort joyeuse et morale, Lyon. (Von Petit mit Unrecht unter den Farcen und Sottien aufgeführt als Nr. 77, denn es hat dies Stück alle Kennzeichen der Moralität.)

„ 59. Anm. [23]) Eglise, Noblesse et Pauvreté qui font la lessive; dargestellt 1541 von den Cornards zu Rouen (Rép. 24); Le Ministre de l'Eglise, Noblesse, Labeur et le Commun (Rép. 48); Hérésie, Simonie, Farce, Scandale, Procès, l'Eglise (Rép. 35); l'Eglise et le Commun (Rép. 23).

„ 59. Anm. [24]) L'Empereur qui tua son neveu (gedr. Paris 1543, Rép. 25), Enfants ingrats (gedr. s. l. n. d. und Lyon 1589, Rép. 29); Mo-

ralité ou Histoire rommaine d'une femme qui avoit voulu trahir la cité de Romme (Lyon 1548, Rép. 32).

S. 61. Anm. 25) Journal d'un Bourgeois (ed. Lalanne 1854) bei Picot, Sottie.

„ 61. Anm. 26) Es ist die 10. Sottie im Verzeichnis Picot's.

„ 61. Anm. 27) L. Petit: Comédie S. 120 f.

„ 62. Anm. 28) Rathéry a. a. O. Ueber die Entstehung des regelmässigen Dramas in Italien: Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur, II. Bd.

62. Anm. 29) Darmesteter-Hatzfeld a. a. O. S. 155.

„ 63. Anm. 30) Rathéry a. a. O. S. 119.

„ 63. Anm. 31) Ueber die Schülerbühne: L. Petit: Comédie S. 291 und Cougny: Représentations dramatiques au XVI^e siècle.

„ 63. Anm. 32) Massebieau: De Ravisii Textoris comoediis. Paris 1878. Faguet: Essai u. s. w.

„ 63. Anm. 33) G. Vauthier: De Buchanani Vita et Scriptis. Tolosa 1886.

„ 65. Anm. 34) Vgl. Faguet a. a. O. S. 73.

„ 65. Anm. 35) Vgl. Claude Binet, Vie de Ronsard.

3. Kapitel.

S. 66. Anm. 1) Geoffroy Tory (Champfleury 1529) nennt als die „Klassiker“ seiner Zeit Jean Meschinot und Guillaume Cretin; Pierre Fabri (Rhetorique 1521) stellt als mustergültig hin Meschinot, Cretin, Molinet; ***Le Maire*** nennt folgende Grössen der französischen Litteratur: et en ce, alléguoit (der Verteidiger der französischen Sprache) pour ses garants et defenseurs aulcuns poëtes, orateurs, historiens de la langue francoyse, tant autenticques comme modernes (d. h. alte sowohl wie neuere) comme Jehan de Meun, Froissart, maistre Alain, ***Meschinot***, les deux Grebans, Millet, ***Molinet***, Georges Chastelain et aultres dont la memoire est et sera longuement en la bouche des hommes, sans ceulx qui encores vivent et fleurissent, desquelz maistre ***Cretin*** est le prince. (Le Maire: La Concorde des deux Langages.)

„ 67. Anm. 2) Der Name Chastelain's, des unübertroffenen Meisters, wird ausserordentlich oft genannt. (Vgl. über ihn Valet de Viriville, Nouv. Biogr. Gén.) Jean Meschinot:

O Georges, des autres le maistre
En la Rhetoricque science!

Molinet: (Chastelain) mon pere et le grand historien du XV^e siècle. (O. Richter a. a. O. S. 42.)

Le Maire (Le temple d'honneur par J. Le Maire disciple de Molinet), in der Widmung: Le Maire desire de suivre les vestiges de Monsieur et Indiciaire Archiducal Maistre ***Jehan Molinet*** son precepteur et parent. Le Maire war 25 Jahre alt und erster „Clerc de finances" zu Villefranche im Beaujolais, als ***Cretin*** auf der Durchreise ihn aufsuchte und ihn überredet, sich der Dichtkunst zu widmen, „ce que ie crus de leger, je devins soudain enclin à ***l'Art oratoire*** au moyen de la tienne persuasion à cause de l'estimation que j'avois de ta doctrine et vertu (1498)"; vgl. Goujet X, 69.

S. 68. Anm. 3) Tant richement sentant leur ***Rhethoricque***
Dont cil Cretin a eu la ***Theoricque***
Plus melliflue entre les biens scavans.
(Ep. vor der Legende de Mstre. P. Faifeu, 1526.)

Le Maire Plainte du Desiré (1504), beklagt den Tod der grossen Meister:

Si croy que Rhetoricque
Finablement avec eulx se mourra — —

Jean Bouchet an Louis Roussart (gest. 1524), Manuel de doctrine:

Secretz aulcuns me reveller
Du tant noble art de ***doulce Rhetoricque***
Dont vous avez le scavoir et praticque —

Maistre Jehan Molinet', tres expert en ***lart et science de rhetorique francoise*** (Molinet, Les faictz et dictz, 1537, Vorr.).

„ 72. Anm. 4) Georges Pellissier: De sexti decimi Saeculi in Francia artibus poeticis. Paris 1882. Goujet III, S. 90 ff. Le grant et vrai art de pleine Rhetoricque par ***Pierre Fabri*** (Le Fevre aus Rouen, Pfarrer von Méray). 1521. Paris 1539; Rouen 1889.

Thomas Sibilet: Art poeticque françois. Paris 1548, 1551, 1555, 1573. Lyon 1556, 1576. Sibilet war 1512 zu Paris geboren, also bedeutend jünger als Cl. Marot und ist (als Advokat am Pariser Parlament) 1589 gestorben. La Croix II, 435. (Zschalig, Verslehren von Fabri, Du Pont, Sibilet. Leipzig 1884.)

Eine sehr dürftige „Art de rhetorique" aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts in den Anc. Poés. (III, S. 118 ff.).

Ferner sind Gratien's du Pont Controverses zu erwähnen, die (s. o. S. 105) geschrieben sind für die jungen Leute

qui desirent apprendre
De composer, et Rhetoricque entendre —

und seine: Art poetique. Paris 1539. S. u. Anm. 29).

S. 73. Anm. 5) ***Marot*** (Adol. clement. 1532): Les couppes feminines que ie n'observois encor alors (in der Uebersetzung der 1. Egl. Virgil's) dont *Jan le Maire de Belges* me reprint.

Jean Bouchet (Angoysses et Remedes d'Amour, 1537) bemerkt, dass er diese Cäsurregel noch nicht in seinen Jugendwerken beobachtet habe: Je ne *synalymphois* lors les quadratures de la rythme de dix et onze pieds, comme ont toujours fait Georges, Clopinel, Castel, Jean le Maire, et aultres irreprehensibles Orateurs Belgiques, qui est necessairement requis (Goujet XI, 251; vgl. auch XI, 289). Die Alexandriner Jean Marot's zeigen noch die alte Unregelmässigkeit:

Fait sonner: mettez selles | gens d'armes à cheval,
Trompes, tabours resonnent | tant damont que daval.
(Voyage de Genes.)

„ 73. Anm. 6) Diese ***Epistel***, in der älteren Gestalt in den Anc. Poés. III, 26 (der Verfasser blieb den Herausgebern unbekannt) veröffentlicht, ist von Bouchet später nach den Regeln verbessert und unter die Epistres fam. (1545) aufgenommen worden (Goujet XI, 310). In der älteren Fassung sind Verse wie die folgenden häufig:

La promesse | qu'a ma mort du me feiz
Et la crainte | de ton futur maleur
(Anc. Poés. III, 26.)

Auch der regelmässige Wechsel männlicher und weiblicher Reime ist hier nicht beobachtet, während er in den Episteln (1545) durchgeführt wird.

Bouchet erzählt, dass er diese Regel von Louis Roussart (gest. 1544) vor 15 Jahren (1521) gelernt habe (Widmung seiner „Triomphes de la noble et amoureuse Dame"; Pariser Ausg. 1536):

Mais il y a des années Lunaires
Neuf vingt au juste, et quinze de Solaires
Quand il vous pleust à ***Paris*** m'appeller
Et des secretz aulcuns me reveller
Du tant noble art de doulce Rhetoricque.

En tous mes vers de Epistres Leonyns
Je entremeslay depuis de feminins
Et masculins deux a deux, dont la taille
Resonne fort, s'il advient qu'on n'y faille.

Die Poeten aus dem Gebiete Bouchet's (Anjou, Poitou) befolgen diese Regel dann zuerst, Charles de Bourdigné (aus Angers)

in Maistre Pierre Faifeu (mit geringen Ausnahmen) und Charles de Saint-Marthe (aus Fontevrauld) in seinen Episteln (Poesie françoise, Lyon 1540). Auch Sagon und Huet (La Hueterie) beobachten in ihren Gedichten gegen Marot den regelmässigen Wechsel männlicher und weiblicher Reime.

S. 74. Anm. 7) Bouchet zählt im Vorwort zu „Triomphes de la noble et amoureuse Dame" (Poitiers 1530) die gebräuchlichsten Dichtungsarten auf: Ballades, Rondeaux, Epistres, Eglogues, Satyres, Elegies, Deplorations, Narrations, Regretz, Complainctes autres Opuscules (Goujet XI).

„ 76. Anm. 8) In historischen und moralischen Gedichten werden die Reimkünste von den Genannten seltener oder massvoller geübt.

„ 76. Anm. 9) Rithme enchainée (das erste Wort einer Zeile reimt auf das letzte der vorhergehenden):

Dieu gard ma Maistresse et ***Regente***
Gente de Corps et de Façon.
Son cueur tient le mien en ***tente***
Tant est plus d'ung ardant frisson. (Marot.)

Rithme entrelacée (die letzte Silbe oder ein einsilbiges Schlusswort des einen Verses zu Anfang der nächsten Zeile wiederholt): — gracieulx : Eux; — ainsi : Si. Rithme annexée (das letzte Wort einer Zeile zu Anfang der folgenden wiederholt mit Zusatz einiger Silben) — annexee : Annexant; — vers : Versifier.

Rithme couronnée (Wiederholung desselben Reimklangs am Schluss des Verses) entweder einfach:

Guerre a fait maint chastelet let
Et mainte bonne ville ville

Oder zusammengesetzt:

Les vers icy sont es cours couronnez
Et par ainsy par leur droit nom nommez.

Rithme bastelée (Wiederholung des Schlussreimes im Innern der folgenden Verszeile):

Dont ainsi est que nature Lom***barde***
Ne se re***tarde*** au plaisir satisfaire,
Ains pour tirer argent se painct e ***farde;***
Mais cueur françois de son amy prent ***garde***
Et le ***regarde*** en son piteulx affaire. (J. Marot.)

Anadiplosis (Gradatio; Wiederholung eines Wortes der vorhergehenden Verszeile in der folgenden in anderer Form):

Dieu des amans de mort me *garde*
Me *gardant donne* moy bonheur,
Et me le *donnant pren* ta darde,
En la *prenant* navre son cueur. (Marot.)

Epanalepsis (Wiederaufnahme des Anfangs durch den Schluss der Strophe; selten):

Vos abus meschans
Rempliroient mes champs
De meschanceté;
Et par faulseté
Troubleroient mes chants
Vos abus meschans. (Rab. Garg. I, 54.)

S. 77. Anm. 10) Sibilet II. Buch; 15. Kap.; vgl. Pellissier S. 34.

„ 79. Anm. 11) Als Musterleistung (für Prosa und Vers) kann der Briefwechsel zwischen Molinet und Cretin gelten (Molinet: Faictz et dictz. Paris 1537. CCXIII flg.), das Chappellet de Dames Molinet's und die Vorreden, Widmungen und Einleitungen Bouchet's, Jean Marot's (Voyages de Genes et de Venise); selbst noch Clement Marot in seinen Vorreden zum Rosenroman und zu den Metamorphosen schreibt in diesem höheren prosaisch-poetischen Stil. Folgende Sätze mögen als Probe dienen (Prolog zu der Uebersetzung des 1. Buches der Metam., an König Franz):

Long temps avant que vostre liberalité Royalle m'eust faict successeur de l'estat de mon pere, le mien plus affectioné (et non petit) desir avoit tousiours esté, sire, de pouuoir faire œuvre de mon labeur poetique, qui tant vous agreast, que par la ie peusse deuenir (au fort) le moindre de voz domestiques. Et pour ce faire mis en auant (cōme pour mō Roy) le tout ce que ie peu, et tāt importunay les Muses, qu'elles (enfin) offrirent à ma plume inventions nouuelles et antiques, luy donnant le choys, ou de tourner en nostre lāgue aulcune chose de la Latine, ou d'escrire œuure nouuelle par cy deuant nō jamais veue. Lors ie cōsideray qu'a Prince de hault esprit, haultes choses affierent, et tāt ne me fie en mes propres inuentions que pour vous trop basses ne les sentisse. Parquoy (les laissant reposer) gettay l'œil sur les liures latins, dont la grauité des sentences, et le plaisir de la lecture (si peu que ie y conprins) m'ont *espris mes espritz, mené ma main et amusé ma muse.* Que dy ie, amusée? Mais incitée à renouueller (pour vous en faire offre) l'une des plus latines antiquites.

„ 80. Anm. 12) und 13) Der Benediktiner ***Pierre Bersuire*** oder ***Bercheure*** (gest. 1362) hat Titus Livius für König Johann übersetzt (ad praeceptum excellentissimi principis Johannis, regis Francorum),

gedr. als Les Grands Decades de Titus Livius. Paris 1514 u. 1515. 3 Bde. Vgl. Histoire littéraire. Bd. XXIV, S. 173 (Paulin Paris, Manuscripts françois de la bibliothèque du Roy. Bd. I, S. 32).

Nicolas Oresme, geb. in Caen 1355, Grand Maistre des Kollegs Navarra, gest. 1382 als Bischof von Lisieux; vgl. Hist. littér. Bd. XXIV, S. 182; s. o. 1. Kap., Anm. 36.

S. 88. Anm. 14) *Jehan Meschinot*: Lunettes des Princes, Nantes 1493; Paris s. d. (5), 1495, 1499 (2), 1501; Rouen (s. d.), Paris (s. d.), Paris 1504, 1505, s. d. Paris [1520], Paris 1522, 1527, 1528, Rouen 1530, Lyon; Paris 1534, 1539. Niceron XXXVI Bd. Goujet: Bibl. fr. IX, 404; La Croix Du Maine-Du Verdier, I, S. 549, IV, S. 469. M. st. 12. Sept. 1491, nicht 1509, wie o. S. 5, nach Goujet (vgl. Brunet, Manuel, III) angegeben ist.

„ 89. Anm. 15) *Jehan Molinet:* Les Faictz et Dictz de feu de bonne memoire maistre Jehan Molinet, 1531. Paris (got.); 1537, 1540. — Maistre Pierre Faifeu par Charles de Bordigné. Paris 1723. (Anhang Gedichte von Molinet: Siege d'Amour u. a. m.) Temple de Mars, s. l. n. d., got.; dass. Paris (viermal). — Le Roman de la Rose, mis en prose et moralisé par Jehan Molinet. Lyon 1503, Paris 1521 (got.). — Complainte de Constantinople. — Larche de paix. — La robe de larchiduc. — Resource du petit peuple. — Croniques. Paris 1828. Goujet: Bibl. fr. IX, S. 61; X, S. 1 flg.; La Croix Du Maine-Du Verdier I, S. 552; IV, S. 472.

„ 89. Anm. 16) *Jehan Le Maire* war nicht Judiciaire, wie im Text steht (S. 91), sondern *Indiciaire* der Königin Anna. Der Angabe, dass Le Maire noch 1547 gelebt haben soll, widerspricht die Thatsache, dass er unter den verewigten Poeten, die Epistemon im Pantagruel (1532) in der Unterwelt angetroffen hat, ausdrücklich genannt wird: je vis maistre Jean le Maire, qui contrefaisoit du pape et à tous ces pauvres rois et papes de ce monde faisoit baiser ses pieds; et, en faisant du grobis, leur donnoit sa benediction, disant: Gaignez les pardons, coquins, gaignez, ilz sont à bon marché (Garg. Pant., II, 30). Seine Einführung am französischen Hofe durch Mme. Soubise bezeugt Cl. Marot (Oeuvres, ed. Jannet, I, S. 258); A madame de Soubise, partant de Ferrare (auch hier wird — 1535 — von Le Maire als einem Verstorbenen gesprochen):

Adieu la main qui de Flandre en la France
Tira jadis Jean Le Maire Belgeois,
Qui l'ame avoit d'Homere le Gregeois.

Le temple d'honneur par Jehan Le Maire, disciple de Molinet. Paris 1504, s. a. (2). — Les chansons de Namur. Anvers 1507. —

Nouveau traictie: la concorde du gendre humain. (Bruxelles 1508.) — La Legende des Venitiens, La plainte du desiré. Lyon (c. 1509). — Les illustrations de Gaule et singularitez de Troye avec les deux epistres de lamant vert. Lyon. (Priv. 1509.) Paris 1512 (2. B. 1512, 3. B. 1513), 1521 (5 Parties, 1 T.), 1528, Paris 1528/29 (mit l'epistre du Roy Hector, Traicté de la difference des scismes) 1531, 1540 (2), 1548, Lyon 1549 (vollst. u. beste Ausg.). — Les trois comptes intitulez de Cupido et de Atropos (nach Serafino), les epitaphes de Hector et Achilles, jugement d'Alexandre le Grand (Chastelain), Temple de mars (Molinet), Chants Royaulx (Guill. Cretin). Paris 1525. — Le Triumphe de l'amant vert, Paris 1535. — (Triumphe de Dame Verolle. Lyon 1539, Anc. Poés. IV.) — Jean Le Maire: Oeuvres, Louvain 1882/85 (3 vol.). Sallier: Mem. de l'Ac. de Belles Lettres, T. XIII, S. 593. Goujet: Bibl. fr. X, S. 68 flg.; La Croix du Maine-Du Verdier I, 532; IV, 455.

S. 94. Anm. 17) *Guillaume Cretin,* Trésorier de la Sainte Chapelle de Vincennes, Chantre de la Ste. Chap. de Paris, Chroniqueur du Roi, gest. um 1525 (Epitaph von Cl. Marot): Chants royaulx, oraisons et autres petitz, traitez (der Königin von Navarra gewidmet von Fr. Charbonnier) s. a. (2); Paris 1527. — Loyer de folles amours. Paris 1532. — Le debat de deux dames sur le passetemps de la chasse des chiens et oyseaulx par feu G. Cretin. Paris 1526 (Priv. 1526), 1528. — Le Plaidoye de lamant douloureux s. l. n. d. — Guillaume Crestin: Poésies. Paris 1723. — Chronicques de France. 5. Bde. (Manuscr. Bibl. Nation.) Goujet: Bibl. fr. X, S. 97 flg. La Croix du Maine-Du Verdier I, 323; IV, 79.

„ 96. Anm. 18) *Pierre Gringore* (lebte noch 1544): Le Casteau d'Amours (Paris) s. a., 1500; (Paris) s. a., Lyon 1533 (Paris, Crapelet 1830). — Chasteau de Labour. Paris 1499, 1500; Rouen 1500, Paris s. a. (4). Lyon 1526, Lyon 1529, Lyon s. a., Paris 1532, Rouen s. a. (um 1560). — Lettres nouvelles de Milan s. l. n. a. — Les folles Entreprises. Paris s. a. (2), 1505, 1506, 1507, 1510, s. a. (um 1518). — Les Abus du Monde. Paris 1509, Rouen, Paris, Lyon s. a. — L'Entreprinse de Venise (um 1509). — L'Espoir de paix (2), 1510, s. l. n. a. La Chasse du Cerf des Cerfs, s. a. (reimpr. Paris 1829). — La Coqueluche. Paris 1510. — Les Fantaisies de Mere sotte. Paris, s. l. n. a. (Priv. 1516), Paris 1525, 1538. — Les menus propos, composez par Pierre Gringore. Paris 1521, 1522, s. a., 1528; Lyon 1535. —

Dictz et auctoritez des sages Philosophes, s. a. Notables Enseignemens, Adages et Proverbes. Paris 1527; Paris, zweimal (Priv. 1527); Paris 1528, Lyon s. a. 1533; Paris s. a. — Les faintises du Monde, s. l. n. a. (viermal). Lyon s. a., Rouen s. a. (Les faintises

du Monde nouv. reimprimées. Douai 1841.) Paraphrase et devote exposition sur les sept tres precieux et notables pseaumes. Paris 1541. — Heures de Nostre Dame translatées. Paris (Priv. 1525), s. a., 1540). — Complaincte de la Cité Chrestienne. Paris s. a. — Le Blazon des Heretiques, s. l. n. a. (Priv. 1524). Paris 1832. — Chantz royaulx figurez morallement. Paris s. a. (Priv. 1527). — Compl. de trop tard marie s. a. (4). — Oeuvres Complètes par Ch. d'Hericault et Montaiglon, 1. Bd. Paris 1858. (2. Bd. Paris 1877). — Goujet: Bibl. fr. XI, 212. La Croix-Du Verdier I, 284; V, 284.

S. 97. Anm. 19) ***Jehan Marot*** (geb. in Mathieu bei Caen, 1463): Sur les deux heureux voyages de Genes et Venise. Impr. par G. Tory de Bourges 1532. — Recueil des œuvres de Jehan Marot. Lyon 1534. — Sur les deux heureux voyages de Genes et Venise. Anvers 1539 (œuvres de Cl. Marot). — Oeuvres de Jean Marot, nouv. éd. Paris 1723. Oeuvres (Clément Marot, Oeuvres ed. Lenglet du Fresnoy, 5. Bd.), à la Haye 1731. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 1. Niceron: Mém. XVI, S. 97. La Croix du Maine-Du Verdier Bd. I, S. 537; Bd. IV, S. 458. Poème inédit, Guiffrey. Paris 1860.

„ 98. Anm. 20) ***Pierre Vachot:*** Recueil de Poésies françoises des XV^{e} et XVI^{e} siècles par Montaiglon (Anciennes Poésies), III. Bd. (Paris 1856), S. 247: La deploration des trois Estatz de France. Paris (1513).

„ 98. Anm. 21) ***André de la Vigne:*** Le Vergier d'honneur, nouvellement imprimé à Paris, l'entreprinse et voyage de Naples. Ensemble plusieurs aultres choses faictes et composées par Octavien de Saint Gelais et par Maistre Andry de La Vigne, Secretaire de la Royne, Paris s. d. (4). — Les Ballades de bruyt commun sur les aliances des Roys, etc.; avec le tremblement de Venise, par M^{e} Andry de La Vigne (got.) s. l. n. d. [1501]; Rec. de Poés. franc. (Anc. Poés.) XIII. Bd., S. 383. — Epitaphes en Rondeaux de la Royne etc. par maistre André de la Vigne [1514]. Anc. Poés. XII. Bd., S. 105. — Quatre epistres, suivant celles d'Ovide. Paris 1541 (Du Verdier). Le Libelle des cinq villes d'Italie contre Venise. Lyon s. d. (Du Verdier). — Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 282. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 22; Bd. III, S. 78.

„ 98. Anm. 22) ***Jean d'Auton*** (gest. 1527): sein „Epitaphe“ bei Bouchet, Epistres, Nr. 57: Deux Epistres en vers (im Pangyric du Chevalier sans reproche von J. Bouchet u. im Labyrinthe de Fortune dess. Autors). — Epistres envoyées au Roy tres chrestien delà les Monts par les estats de France. Lyon 1509. — L'exil de Genes la superbe, par frere Jean D'Anton [1507]. — Chronicques de France. Paris 1834/35. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 356. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 484; Bd. IV, S. 239.

„ 98. Anm. 23) ***Jean Divry*** (Bachelier en Medecine): Triumphes de

France (Uebers. aus dem Lateinischen des Currus Mamertinus oder Curres de Mamers). Paris 1508. — Dialogue de Salomon et de Marcolphus, avec les Dits des sept Saiges. Paris 1509. (Uebersetzung.) — Origine et conquestes des François. 1508. — Les Estrennes des filles de Paris. (Anc. Poés. Bd. IV, S. 77.) — Les Secretz et Lois du Mariage. (Anc. Poés. Bd. III, S. 168—203.) — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 362. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 486; Bd. IV, S. 403.

S. 98. Anm. 24) *Laurens Desmoulins*: Le Catholicon des Maladvisez autrement dit le Cymetiere des Malheureux. Paris 1511, Lyon 1512, Paris 1513, Lyon 1534. — Epitaphe d'Anne, Duchesse de Bretagne. Paris [1514]. — La folye des Anglois par Me L. D. [1513], Anc. Poés. II, S. 253. — Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 95. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 31; Bd. IV, S. 576. — *Guillaume Michel:* La Forest de conscience contenant la chasse des Princes spirituelles par Michel Guillaume, dit de Tours. Paris 1516, 1520. — Le Penser de Royal Memoire . . . avec aulcuns Mandemens et autres choses convenables à l'exortation du soulievement et entretiennement de la Saincte foy Catholicque. Paris 1518. — Le Siecle doré. Paris 1521. — Elegies etc. de Mme Claude. 1526. — Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 313 (Bd. V, S. 57; Bd. VII, S. 75). La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 334; Bd. IV, S. 107.

„ 100. Anm. 25) *Pierre Grosnet* (*Grognet*): vgl. 1. Kap., Anm. 36); s. u. Anm. 29).

„ 101. Anm. 26) *Pierre Gervaise:* J. Bouchet: Epistres, Ep. 22. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 329. — *Pierre Riviere:* Bouchet: Epitaphes, La nef des fols du monde, premierement composée en Aleman par Maistre Sebastien Brandt, d'Aleman en Latin redigée par Maistre Jacques Locher de nouvel translatée de Latin en vers françois. Paris 1497 (1498). Le grand Nef des fols du Monde (prose). Lyon 1579. — Goujet: Bibl. fr. Bd. IX, S. 332; Bd. X, S. 191. — *Pierre Blanchet:* Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 335. — *Germain Aymery:* Bouchet: Ep. fam., 40 Ep. Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 338. — *Jean Parmentier*: Bouchet: Ep. fam., 44 Ep. s. Anm. 28). — *Jean Marin de Rouffec*: Bouchet: 80. Ep. Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 343. — *Claude Cothereau:* Bouchet: 133 Ep. Columella: Traduction. Paris 1556. Goujet: Bd. XI, S. 345; Bd. VI, S. 122; Bd. VII, S. 74. La Croix: I, 135. — *François Thibault:* Goujet: Bd. XI, S. 347. — *Germain Colin Bucher*: Bouchet: 64, 66. Ep. Goujet: Bd. XI, S. 348. La Croix I, 267. — *Jacques le Lieur, Nicolas Petit:* Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 352, 350. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 422; Bd. IV, S. 587. — *Jean Breche:* Bouchet: Ep. 119. Manuel Royal ou opuscules de la

doctrine et condition du Prince. Tours 1541. — L'honneste exercice du Prince. 1544. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 353. Du Verdier Bd. IV, S. 360. — ***Jacques Godard:*** Dialogue de Narcis et d'Echo. Poitiers 1539. — Deploration de toutes les prinses de Rome. Paris 1528. — Goujet Bd. XI, S. 356. La Croix Bd. I, S. 411.

S. 104. Anm. 27) ***Jean Bouchet***: L'Amoureux transy sans espoir. Paris (3), s. a. (1503). — Les Regnars traversans les perilleuses voyes des folles fiances du monde, comp. par Sebastien Brandt (Jean Bouchet). Paris s. a. (um 1501), Paris 1504, ib. 1522, ib. 1530. — Les Angoysses et remedes d'amours du Traverseur. Poitiers 1536, 1537; Paris s. a.; Lyon 1550; Rouen 1599, 1602. — Deploration de l'eglise militante. Paris 1512, s. l. n. a. — Opuscules du traverseur reveuz, amandez et corrigez. Poictiers 1526. (L'epistre de justice, le chappellet des princes, chantz royaulx etc.); Paris s. a. — Le Temple de bonne renommée. Paris 1516; Paris s. a. (2). — Le Panegyrique du Chevallier sans reproche, par Jean Bouchet. Poitiers 1527. (Epistres en vers 1536, Prosa in der Sammlung von Petitot, Bd. XIV.) — Le Labirynth de fortune et sejour des trois nobles Dames. Paris u. Poitiers. (Priv. 6. Nov. 1522.) Poitiers 1524; Paris s. a.; id. Paris s. a. — Le Chappellet des Princes. Paris 1536. — Les Triumphes de la noble et amoureuse Dame, et l'art de honnestement aymer, par le Traverseur. Poitiers 1530; ib. 1532; Paris 1534, 1535, 1536, 1537, 1539, 1541, 1545, 1555. — Les exclamations et epistres et oraisons de la noble Dame amoureuse dicte l'ame incorporee. Paris 1535. — Le jugement poetic de l'honneur feminin et sejour des illustres, claires et honnestes Dames par le Traverseur. Poitiers 1538. — Anciennes et Modernes Genealogies des Roys de France par J. Bouchet. Poictiers 1527, 1531, 1535; Paris 1537. Id. (Les Généalogies, Effigies et Epitaphes etc.) Poitiers 1545. — Triomphes du tres chrestien etc. Roy de France (vollendet August 1549). Poitiers 1550. — Epistres morales et familieres du Traverseur (Jean Bouchet). Poitiers 1545. — Annales d'Aquitaine, par Abraham Mounin. Paris 1644 (1. Ausg. Poitiers 1525, dann 1531, 1535; Paris 1537). — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 242. Niceron: Mém. Bd. XXXVII. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 548; Bd. IV, S. 356. Ztschr. f. nfr. Spr. etc. IX, 326.

„ 104. Anm. 28) ***Le Blond:*** Printemps de l'humble esperant. Paris 1536. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 106. — ***Parmentier:*** Traité contenant les merveilles de Dieu et la dignité de l'homme etc. Paris 1531 (s. o. Anm. 26). Histoire Catilinaire de Saluste. Paris 1528. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 338. (Parfaict a. a. O. Bd. II u. III.) La Croix-Du Verdier Bd. IV, S. 48 f. — ***François***

Sagon, L'Indigent de Sapience: Le discours de la vie et mort accidentelle de Guy Morin, p. Fr. de Sagon. Paris 1537. — Complainte des trois Gentilzhommes par Fr. de Sagon. Paris 1544. Apologie du Roy Francois premier. Paris 1544. — Chant de paix. 1538. Coup d'essay. 1536. (Plusieurs Traictez par aulcuns nouveaux poetes du different de Marot, Sagon et la Hueterie, s. l. 1538.) — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 86. La Croix-Du Verdier Bd. I. S. 225; Bd. III, S. 675.

S. 105. Anm. 29) *Antoine du Saix*, Commandeur de Saint Antoine de Bourg en Bresse (Rabelais I. B., 17. K.): L'Esperon de discipline. 1532. Paris 1538, 1539. — Petit fatras d'un apprenty surnommé l'esperonnier de discipline. Paris 1537 u. ö. — Le Blason de Brou. Lyon s. a. Oraison funebre de Marguerite d'Autriche. La touche naive (nach Plutarch und Erasmus). 1537. L'Opiate de Sobrieté. Lyon 1553. Marquetis de Pieces diverses. Lyon 1559. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 369. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 51; Bd. III, S. 139. — *Gratien du Pont* (Ecuyer Seigneur de Drusac): Controverses des sexes masculin et feminin. Tholose 1534, 1536; Paris 1541. Art et science de Rhetoricque metrifiée. Tholose 1539. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 184. La Croix-Du Verdier: Bd. I, S. 252; Bd. IV, S. 57. — *Jean Martin*, Seigneur de Choysi: Le Papillon de Cupido. Lyon 1543. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 207. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 540. — *Des Coles:* L'Enfer de Cupido. Lyon 1555. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 204. La Croix-Du Verdier Bd. III, S. 414. — *Claude Colet* aus Rumilly (Champagne): L'Oraison de Mars aux Dames de la Cour, ensemble la Response des Dames à Mars. Paris 1548. Dass. n. L'Epistre de l'amoureuse de Vertu aux Dames de France. Paris 1544. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 178. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 134; Bd. III, S. 329. Vgl. K. 6, Anm. 6). — *Pierre Grosnet*: Recollection des merveilleuses choses et nouvelles advenues au noble Roiaume de France. (Mercure 1740.) Louange du nom du Roi Francois I. La Louange des femmes. Bonne doctrine pour les filles. Louange et Description de plusieurs bonnes villes et citez du noble Royaume de France. Adages, Proverbes et Dits moraux. Paris (Denys Janot). De la Louange et excellence des bons Facteurs. Paris 1534. Anc. Poésies Bd. VII, S. 1. — Goujet: Bd. X, S. 383. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 286; Bd. V, S. 285. Lebeuf: Mercure (März 1740); Joly, Mercure (Juni 1739); Mercure (Nov. 1740). — *Guill. Telin* aus Cusset (Auvergne): Bref Sommaire des sept Vertus, sept Arts liberaux etc. les Dits et bonnes Sentences des Philosophes. Paris 1533. Recueil d'aucunes Histoires. Paris 1565. — Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 325. La

Croix-Du Verdier Bd. IV, S. 131. — *Jean Du Pré* aus Quercy: Le Palais des nobles Dames, s. l. n. a. (um 1534). — Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 359. — *Charles de Hodic:* L'Adresse du Forvoyé captif, devisant de l'estrif entre Amour et Fortune. Paris (1532). — Goujet Bd. X, S. 367. La Croix-Du Verdier Bd. III, S. 302.

S. 106. Anm. 30) *Alione d'Asti:* Oeuvres françaises p. J. C. Brunet. Paris 1836, p. p. Daelli, Milano 1864. Opera jocunda. Asti 1520.

„ 107. Anm. 31) *Eloy d'Amerval:* Prêtre de Bethune, Livre de la Deablerie. Paris 1508, Paris, s. a. (zweimal). (Crépet: Poètes français Bd. I, S. 556.) — *Jehan de l'Espine Du Pont Alais:* Contredicts de Songe-creux. Paris 1529. Dass nicht Gringore, sondern l'Espine (s. o. Kap. 2, Anm. 16) der Verfasser der Contredictz gewesen, bezeugt eine Quittung aus dem Jahre 1534, die den vollen Namen enthält: à Jehan de l'Espine du Pontalletz, dict. Songecreux (Picot, n. Anc. poés. Bd. XII, S. 170). — *Charles (de) Bourdigné:* La Legende ioyeuse Maistre Pierre Faifeu, s. a. (1526); Angers 1531 (1529); Paris 1723 (mit Gedichten von Molinet). — Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 32. La Croix-Du Verdier: Bd. I, S. 103. — *Roger de Collerye:* Les Oeuvres de Maistre Roger de Collerye. Paris 1536. Oeuvres de R. de C., par Ch. d'Héricault. Paris 1855. (Etude sur la vie et les Oeuvres de R. d. C.) Lettres sur R. de C. par Lebeuf. Mercure d. Fr. 1737 (Dec). 1738 (Juni). Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 373.

4. Kapitel.

S. 110. Anm. 1) *Geoffroy Tory* (le Maître du pot cassé) aus Bourges, imprimeur du roi et libraire juré en l'université de Paris: Champ fleury, contenant l'art et science de la proportion des lettres attiques ou antiques, et vulgairement appellées lettres romaines proportionnées selon le corps et visage humain. Paris 1529. (Die zweite Vorrede enthält die von Rabelais (II, 6. K.) nachgeahmte Stelle gegen die „latinisierenden Sprachverderber". — La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 275; Bd. IV, S. 27. Bayle: Dict. (Basle 1741) Bd. IV, S. 388. Bernard, G. Tory. Paris (2. ed.) 1865.

„ 111. Anm. 2) Wer die alten Sprachen beherrschte, schrieb auch, wo sich Gelegenheit dazu bot, lateinische oder griechische Verse. Von *Rabelais* ist ein kurzes Carmen de Garo Salsamento erhalten (Doleti Carmina S. 75), von *Despériers* anakrostische Disticha (Petrus Robertus Olivetanus) in der Olivetanischen Bibelübersetzung (vgl. Chenevière a. a. O. S. 25). *Mellin de Saint-Gelais* hat im Stile Catull's ge-

dichtet (s. Bourciez, S. 314; Oeuvres ed. Blanchemain Bd. II). Lateinischer Hofpoet neben ***Bourbon*** und ***Mainius*** (s. o. K. 1, Anm. 32) ist ***Salmon Macrin*** (Maigret) aus Loudun, ein Freund und Landsmann von Rabelais (vgl. Rabelais, Marty-Laveaux Bd. III, 374). Seit 1520 königlicher Kammerdiener, erwarb er sich als lateinischer Poet den Namen des französischen Horaz (Carminum l. IV, Paris 1530. Hymnorum l. VI, Paris 1537. Epigrammatum l. II, Poitiers 1548. Naeniarum l. III de Gelonide Bossola — Gillonne de Boursault, seine Gattin — Paris 1550). Niceron: Mém. XXX. — ***Vulteius:*** Epigr. l. III, Lugd. 1537. Hendecasyllab. l. IV, Paris 1538. — ***Dolet:*** s. u. K. 5. Anm. 18). — ***Beza:*** Poemata. 1548 (Lutetiae; Nachdruck: Poemata juvenilia, s. l. n. a.), ***Aneau,*** Professor der Rhetorik am Trinitätskolleg zu Lyon, gab ausser seinen französischen Dichtungen (s. o. K. 2, Anm. 9) griechische und lateinische Poesien (Picta Poesis, Lugd. 1552) heraus.

S. 111. Anm. 3) Uebersetzungen italienischer Dichtungen (vgl. Goujet, Bd. VII u. Bd. VIII, S. 428 flg. — ***Petrarca:*** Trionfi (Triumphes, Paris 1514, 1519; Lyon 1531; par le Baron d'Opede, Paris 1538); 12 Sonette (Jacques Peletier, Oeuvres, Paris 1547); Marot, Oeuvres. — ***Boccaccio:*** Theseide, übersetzt von Jeanne de la Fontaine (nicht veröffentlicht, vgl. La Croix I, 608, Joh. Secundus 15. El. III. B.) und auf Befehl der Königin Claudia, von Anne de Graville (Du Verdier III, S. 81). — ***Boiardo:*** Orlando innamorato (Roland l'amoureux par Jacques Vincent, 1. Ges. Paris 1539, 2., 3. Ges. Paris 1550. — ***Sannazar:*** Arcadia (l'Arcadie, Jehan Martin, Paris 1544). — ***Ariosto:*** Orlando furioso (Roland furieux p. Jehan des Gouttes, Paris 1543). Les Abusez (der Intronati), Comedie, p. Charles Estienne, Lyon 1543, Paris 1549.

„ 113. Anm. 4) Schon 1523 waren in Frankreich französische Uebersetzungen lutherischer Schriften verbreitet; die Worte Briçonnet's, des Bischofs von Meaux, bezeugen dies, wenn er vor Luther und seinen Schriften warnt: Le monde presque entier est rempli de ses livres, et le peuple, amoureux qu'il et des nouveautés et de la licence, et séduit par la vivacité de son style, pourrait se laisser prendre à cette liberté imaginaire et fallacieuse qu'il prêche, et échanger ainsi la lumière, la vérité et la vie, contre les ténèbres, le mensonge et la mort (Briçonnet: Bischöflicher Erlass, Meaux, 15. Oct. 1523, bei Herminjard: Correspondance Bd. I, S. 155).

„ 115. Anm. 5) ***Clément Marot:*** L'adolescence clementine, autrement les œuvres de Clement Marot de Cahors en Quercy, comp. en l'eage de son Adolescence. Paris 1532 (Geofroy Tory); Paris, Nov. 1532, 1532 (1533 n. st.), Paris 1533; Lyon 1534, zweimal,

1535. — La Suitte de l'adolescence Clementine. Paris (1533) 1534; Lyon 1534. L'adolesc. (u. Suitte). Paris 1535, 1536, 1538; Avignon. L'adolesc. et autres œuvres. Anvers 1536, 1539.

Oeuvres de Clement Marot, le tout par luy mesmes, reueu et ordonné. Lyon 1538 (Dolet, Gryphius), 1539, 1542 (Dolet), 1543; Paris s. a.; 1539; Paris s. a. (um 1540), 1541, 1542, 1544. — Les Oeuvres de Clement Marot, Lyon (enthält die 50 Psalmen). Lyon 1544, 1545 (à l'enseigne du Rocher); Paris 1546; Lyon 1546 (Rouille), 1548; Lyon (J. de Tournes) 1549 etc. — Oeuvres reveues, augmentées de plusieurs choses etc., Nyort, par Thomas Portau, 1596 (die vollständigste Ausgabe des Jahrhunderts).

Oeuvres de Clément Marot avec les œuvres de J. et de Michel Marot, accompagnées d'une préface historique (par Lenglet du Fresnoy) à la Haye 1731 (4 vol. 8⁰. 6 vol. 12⁰). — Clément Marot: Oeuvres complètes. Paris 1883 (Jannet), 4. Bde. — Oeuvres, éd. revue sur celle de 1544, notice par B. Pifteau, 4 vol. Paris 1884. — Les œuvres de Clément Marot par George Guiffrey. 2. Bd. Paris 1876, 3. Bd. Paris 1881. (Auf 6 Bde. berechnet.) — Epistre de Maguelonne, s. l. n. a. Le Temple de cupido fait et composé par maistre Clément Marot, facteur de la Royne, s. l. n. a. — Eglogue sur le trespas de Madame Loyse de Savoye. Paris 1531. — Cantiques de la paix. Paris (Priv. 13. Jan. 1539). Epistre à M. Danguyn. Paris 1544. — Epigrammes, à l'imitation de Martial. Poictiers 1547. — Le balladin. Paris, April 1545. Le riche en pauvreté. Paris 1558. — Psalmes de David translatez de plusieurs autheurs, et principallement de Cl. Marot. Anvers 1541. — Cinquante Pseaumes (compris le cantique de Symeon) en françoys, par Clément Marot, s. l. (Paris) 1543. Pseaumes de David par Clément Marot et Theodore de Beze, s. l. n. a. — Cinquante Pseaumes par Clément Marot. Paris 1545; Lyon 1547, 1549; Paris 1550. — Pseaumes de David, par Clément Marot et Theodore de Besze, avec privilege. 1560. — Oeuvres de François Villon par Clément Marot. Paris 1533. — Notices biographiques sur les Trois Marot, par G. Colletet, p. par Guiffrey. Paris 1875. Niceron, Mem. Bd. XVI. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 37. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 156; Bd. III, S. 397. Bayle: Dict. crit. III, 346. Morley: Clément Marot and other studies. London 1871.

S. 116. Anm. 6) Der Besieger Hannibal's und der Zerstörer Karthago's sind eine Person bei Marot. Scipio sagt in einer langen Rede (die bei Lukian aus zwei kurzen Sätzen besteht) III, 136:

Par moy fu pris le poete Terence —

Livius erzählt (XXX, 43, 45), Scipio habe den Römer Terentius Culleo aus karthagischer Gefangenschaft befreit und letzterer sei mit dem pileum dem triumphierenden Sieger gefolgt. Entsprang die Verwechselung des Senators Terenz mit dem Dichter in Marot's Kopfe? Wenigstens muss er dann Livius gelesen haben.

S. 123. Anm. 7) Ueber die zweite Haft Marot's, die 14 Tage dauerte, vgl. Bayle (III. Bd., S. 347): Il paroît par le Registre de la Cour des Aides de Paris, que la lettre de François I[er], touchant l'élargissement de Marot, est datée de Paris le 1 de Nov. 1527. Ce Prince déclare qu'„il a este duement informé de la Cause dudict emprisonnement, qui est pour raison de rescousse de certains prisonniers", et il enjoint „que toutes accusations cessantes", on mette Marot hors des prisons.

„ 124. Anm. 8) Einzelne Psalmen hatte Marot vielleicht schon 1531 in französische Verse gebracht. Diese mögen bekannt geworden sein, und ihm schon damals Ungelegenheiten zugezogen haben. Bei Bulaeus (Hist. Univ., Paris, VI, 234) heisst es: Ex eo die (1531, 17. Dec.) vetitum legere Davidicos Psalmos gallice versos *a Maroto*. Den Namen hat Boulay hinzugesetzt. Seine Angabe stützt sich allein auf die Akten der Deutschen Nation: quum autem certi suppullarent haereseos libri carminibus Davidicos Psalmos complectentes, 17. Kal. Jan. (16. Dec.) apud Mathurinorum aedem habita comitia, ne posthac divenderentur huiusmodi libri. Der Miroir de l'ame pecheresse enthält 1533 bereits einen Psalm Marot's; es steht der Annahme also nichts im Wege, dass der Dichter schon einige Jahre früher einzelne Psalmen bearbeitet hatte. Im Frühjahr 1533, nachdem bei der Abwesenheit Franz' I. mit Erlaubnis des Königs Heinrich von Navarra Gerard Roussel während der Fastenwochen unter ungeheuerem Zulauf gepredigt hatte, entstand darüber eine lebhafte, von Beda geschürte Bewegung gegen die „Lutheraner". Als der Urheber der Unruhen wurde Beda vom Parlament zur Verbannung verurteilt (16. Mai 1533), und in den folgenden Wochen wurde ein lebhafter Kampf für und wider Beda in Zettelanschlägen geführt: Quotidie affiguntur schedulae pro et contra (Siderander an Bédrot, Herminjard, III, 58). Am 27. Mai wird in einem solchen Plakat das Feuer gegen die Ketzer zu Hilfe gerufen:

Au feu, au feu cest heresie
Qui jour et nuyt trop nous greve!
Doibz-tu souffrir qu'elle moleste
Saincte Escripture et ses edictz?
Veulx-tu bannir science parfaicte

Pour soubstenir Luteriens mauldictz?
Crains-tu point Dieu qu'il permette
Toy et les tiens, qui sont floris, faire peril?

Marot (L'adolesc. clem., Lyon 1535; Oeuvres, Jannet II, S. 169) antwortete:

En l'eau, en l'eau, ces folx seditieux
Lesquelz en lieu des divines parolles
Preschent au peuple un tas de monopolles,
Pour esmouvoir debatz contentieux;
Le Roy leur est un peu trop gratieux,
Que n'a il mys à bas ces testes folles?
En l'eau.

Ilz ayment tant les vins delicieux
Qu'on peult nommer cabaretz leurs escolles,
Mais refroydir fauldroit leurs chauldes colles
Par le rebours de ce qu'ilz ayment mieulz
En l'eau.

Als im folgenden Jahre die „Placards" (Okt. 1534) den Sturm aufs neue heraufbeschworen und am 25. Januar 1535 zweiundfünfzig Personen, die sich der Strafe durch die Flucht entzogen hatten, vor das Parlament citiert wurden, war Marot einer der zum Erscheinen Aufgeforderten und bedroht, in contumaciam zum Feuer verurteilt zu werden. (Bull. du Protest. français Bd. XI, S. 253.) Vgl. Herminjard, Correspondance Bd. IV, S. 163; Bd. III, S. 58, 237.

S. 130. Anm. 9) Voizard: De Disputatione inter Marotum et Sagontum. Parisiis 1885. — Le coup d'Essay de François de Sagon, secretaire de l'abbé de Sainc Ebvroul, contenant la response à deux Epistres de Clément Marot, retiré à Ferrare. Avec une epistre — aux trois princes et enfans de France, avec prologue à la royne de Navarre etc. Vela de quoy, 1536 (Marot, Oeuvres, Langlet Dufresnoy, t. IV). — Response par l'ung des amys de l'Imprimeur. — Plusieurs Traictez par aulcuns nouveaulx Poetes, du different de Marot, Sagon et la Hueterie, le Dieu gard dudict Marot. (Paris) 1537. — Enthält: Coup d'essay; Responce; Dieu gard; Le Vallet de Marot (Fripelippes); grande Genealogie de Fripelippes; Responce à Marot dict Fripelippes; Rescript à Sagon et au poete champestre; Le Rabais du Caquet de Fr. et de M.; Remonstrance à M., S. et la Hueterie; Epistre; Apologie du grand abbé des Cornards; Ep. contre Sagon et les siens [Charles Fontaine, Marot, Oeuvres, Jannet, II.]; Les Treves de

Marot et de Sagon; Responce à l'Abbé des Cornards; Le different de M. et de S.; Response d'ung qui ne se nomme point à l'Ep. de celluy qui ne s'est point nommé, adressée à M., à S. et Hueterie; Le Banquet d'honneur, l'Adieu envoyé aux Dames de Court, au moys d'Octobre 1537; Marot à deux Cordeliers, avec la Response. Id. Paris 1539 (enthält ausserdem: Une epistre comp. par Marot de la veue du Roy et de l'Empereur; Epistre à Marot par Fr. de Sagon pour luy monstrer que Fripelippes avoit fait sotte comparaison des quatre raisons dudict Sagon à quatre Oysons; dizain de Jean de Conches). — Les disciples et amys de Marot contre Sagon, la Hueterie et leurs adherentz. Paris, Lyon s. a. (Apol. de Maistre Nicole Glotelet pour Marot; Bonaventure, pour Marot absent [Despériers, Oeuvres I, 177]; Epistre par Ch. de la Fontaine; Epistre à Marot par ung sien amy; La Complaincte et Testament de François Sagouin, dict Sagon, par Ch. de la Fontaine; Epitaphe de Sagon; Fripelippes; Grande Geneal., avecque une Epistre. — Die meisten der oben angeführten Stücke waren zuerst einzeln in Lyon oder Paris als Flugschriften gedruckt worden: La Grande Genealogie de Fripelippes (1537). — Responce à Marot par la Hueterie (1537). — Rescript à Françoys Sagon (1537). — Deffence des escriptz de Sagon. — Le Rabais du Caquet, par Mathieu de Boutigni. — Epistre responsive au Rabais de Sagon. Paris 1537. — Bancquet d'Honneur (1537); De guerre paix. — Estrene de Mathieu de Boutigny (1. Jan. 1538). — Etrenes de Fr. Sagon (1538).

S. 131. Anm. 10) Douen: Clément Marot et le psautier huguenot. Paris 1878/79. (Dufour, Revue crit. XI, 85, 103.) S. o. Anm. 8).

„ 141. Anm. 11) „Diamanten und Perlen“ (le dyamant et la perle . . . par eulx il fault qu'elle me laisse, II, 185) haben schon hier den Sinn des Liebchens verwandelt. Die 4. Elegie schildert den Eindruck, den der kühle Empfang nach der Heimkehr aus dem Feldzug (s. o. S. 141) auf Marot's Herz gemacht. Eine Anzahl Epigramme (III, S. 7, 27, 116), Rondels (II, R. 10, 48, 49, 50, 66) und Lieder (II, 15. Ball., 10, 13, 15, 19, 29) gehören noch zu diesem kleinen Liebesroman. Die Ueberzeugung, dass die Untreue seiner Geliebten auch seine Verhaftung verursacht hat, spricht Marot ferner im „Rondeau parfaict“ aus (II, S. 165):

Car aussi tost que fuz desadvoué
De celle là qui me fut tant humaine,
Bien tost apres à saint Priz fuz voué.

Ein reicherer Freund oder Gatte hatte den Dichter bei der Geliebten verdrängt (III, S. 116: II, S. 185) und sie benutzte das

Rondel 66 gern als Vorwand, um ihn los zu werden. Unmittelbar darauf wird Marot's Herz von neuem verwundet (mon cueur blessé d'une nouvelle playe, Etr. II, S. 199, 7. Ch. II, 179), und von *Isabeau* (66. R., 61. Ep.) wendet er sich zu *Anne* — plus noble et mieulx famée — einer lieblichen Brünette (II, S. 187), die ihm freundlich entgegenkommt, und die er lieben darf „wie ein Bruder seine Schwester" (II, S. 190; vgl. auch II, S. 156, 157). Wenn zuerst die Ansprüche Marot's weiter gingen, scheint er sich doch den oft im Kreise Margaretens ausgesprochenen Anschauungen gefügt und sich mit dem Besitz des Herzens begnügt zu haben (Chans. 7, II, S. 179):

Il est assez maistre du corps
Qui a le cueur à sa commande.

Von diesem Verhältnisse des Dichters geben vornehmlich Epigramme Kunde (III, Ep. 24, 25, 30, 53, 73, 80, 113, 120, 127, 130, 134, 147, 151). Die Annahme, dass Anne die Frau Marot's geworden ist, hat wenig für sich. Später, als er in der Verbannung zu Ferrara weilte, hatte er allerdings Frau und Kinder (Ep. I, S. 220); Michel Marot, der auch als Dichter aufgetreten ist, war sein Sohn. Die beiden von Marot verehrten Frauen, sowohl Isabeau (vgl. II, S. 18, 78) als Anne (III, S. 3, 27) waren von vornehmer Herkunft, die erstere noch recht jung (II, S. 91) und jedenfalls unvermählt (II, S. 32). Wer waren diese Frauen? Die römische Kirche dürfte Isabeau kaum bedeuten. Diese Deutung ist weniger „eine schöne und wichtige Entdeckung" (Douen) als ein Hirngespinnst Morley's, das nur der berücksichtigen darf, der die im Hohen Lied gefeierte Schöne für die Braut Christi hält. Sowohl im 61. Epigramm wie in den Elegien weiss man, worum es sich handelt. Auch hat Isabeau sich von Marot, nicht er von ihr, wie von der römischen Kirche sich abgewandt. Eher wäre an die Schwägerinnen Margaretens und Schwestern Heinrich's von Albret zu denken. Sie hiessen Isabel und Anne, und die letztere war die ältere. Isabel, deren Schönheit Marot im 74. Epigramm feiert, wurde 1535/36 Gattin René's, Vicomte de Rohan, Anne war mit Charles, Grafen von Foix-Candale, verlobt und ist 1532 gestorben. Vorläufig wäre dies auch nur eine Vermutung.

S. 143. Anm. 12) Auch die Etrennes (Neujahrssprüche) sind Epigramme. Diese und die Gedichte verwandter Art haben in Marot's poetischer Hinterlassenschaft das Uebergewicht der Zahl für sich. Sie erreichen nahezu das halbe Tausend (299 Epigramme, 80 Rondels, 54 Etrennes, 52 Epitaphes und Cimetiere). Häufig erscheint

in ihnen der König als der Angesprochene (Ep. 14, 20, 39, 149, 181—184, 282; R. 35; Etr. 54), Margarete von Navarra (5, 114, 83, 104, 108, 129; R. 23), ihr Gatte (E. 121, 140, 141, 143, 186) und andere Mitglieder des Königshauses, Charles d'Orléans (111), Mme d'Allebret (51), Isabeau de Navarre (74), Jeanne de Navarre (116, 128), Renée de France (187), M. d'Anguien (188); ferner: der Grossmeister Montmorency (21, 125), die Herzogin von Estampes (105), die Herzogin von Lothringen (61 R.), der Herzog von Ferrara (156), Diane von Poitiers (72, 64, 100) und eine Schar von Damen und Herren des Hofes, Mme de Laval (142), de Pons (145), de l'Estrange (165), Mlles de la Greliere, de la Fontaine, Heleine und Blanche de Tournon, Mlle de la Roue, de Talard (85, 185), Mr de Juilly, Comte de Lanyvolare, Mr de Belleville etc. Hohe Beamte und Geistliche: Castellanus (159), M. du Val (163) etc. Aerzte: Braillon, Le Coq, L'Amy, Geoffroy Bruslart (35, 37; R. 76). Dichter und Gelehrte: Cretin, Dolet (48), Selve, Heroet (54), Sceve (E. 132), Borbonius (E. 133), Mellin (E. 81), Rabelais (E. 226), Theocrenus (R. 16), V. Brodeau (R. 22), Estienne du Temple (R. 17); der Lautenspieler Albert (119), Jean Serre (Epit.) u. s. w.

S. 144. Anm. 13) Blasons anatomiques du corps feminin. Lyon 1536 u. ö. (Méon: Blasons, poésies anciennes des 15e et 16e siècles. Paris 1807.) — Die heraldische Bedeutung des Ausdruckes „Blason" in dem um 1458 entstandenen Buche des Herolds Sicile des Königs Alphons von Aragonien: „Le Blason des couleurs en armes, livrees et devises", (Paris 1527, zuerst Paris 1495), eine Abhandlung, deren Farbendeutung Rabelais (I, K. 9) schnöde abfertigt, die aber von d'Adonville (um 1520?) in Verse gebracht und unter dem Titel „L'Honneur des Nobles, Blason et Proprieté de leurs armes" (Rec. d'anc. poés. XIII, S. 68) veröffentlicht worden ist. — Die Blasons du corps feminin riefen den Widerspruch von Gilles Corrozet hervor, der in seinen „Blasons domestiques" (Paris 1539) die einzelnen Teile des Hauses und der häuslichen Einrichtung, Keller, Bodenräume, Tisch, Bett bis zur Chambre secrete (Anc. Poés. VI),

Retraict de grande dignité
Ou le cul sied en majesté

beschreibt, wie sie sein sollen und im Nachtrag sich gegen die Blasonneurs des membres wendet, weil hier oft von einem Gegenstand gehandelt würde:

le plus ord et salle
Dont fut parlé jamais en chambre ou salle.

Les noms sont beaulx qu'appropria nature
Aux membres bas de toute creature;
Mais blasonner ces membres veneriques,
Les exaltant ainsi que deifiques,
C'est une erreur et une ydolatrie
De quoy la terre à Dieu vengeance crie.

Marot trifft dieser Tadel nicht, denn er hatte selbst seine Freunde vor den hier getadelten Ausschreitungen gewarnt (I, S. 212). Der Blason blieb lange populär, ja, es gehen unter diesem Namen gereimte Abhandlungen, wie „Le Blason de la Teste de Bois" (?1555, Rec. anc. poés. XIII, 53), der für die vortreffliche Erfindung des Holzkopfes, auf dem die künstlich frisierten Perücken der Frauen ohne Unbequemlichkeit fertiggestellt werden konnten, Reklame macht; „le Blason des Barbes de maintenant" (Rec. II, S. 210) und „le Blason des Basquines et Vertugalles", Lyon 1563 (Rec. I, S. 293), Moralpredigten gegen das Tragen der Bärte und der Vertugadins; oder „le Blason du Gobellet" Lyon 1562 (XIII, 345) und „du Platellet", 1562 (Rec. XIII), Satiren gegen die Transsubstantiation und die mystische Deutung der Abendmahlsgeräte; und noch 1576 Blason du Bonnet Carré (Anc. Poés. I, 265). Vgl. d'Héricault, Coquillart II, 147.

S. 144. Anm. [14]) Eine geschmackvolle Auswahl des Besten aus Marot's Werken: Oeuvres de Cl. Marot, par Charles d'Héricault. Paris 1867.

„ 145. Anm. [15]) Marot hat doch ausser den sechs nach Petrarca übersetzten Sonetten sich einigemale selbständig in dieser poetischen Form versucht (vgl. III, 59, 62, 76; I, 186), nachdem er in Ferrara (1535) hierzu die Anregung erhalten hatte. Hiernach bedarf das oben S. 151 von Mellin Gesagte einer kleinen Einschränkung.

„ 146. Anm. [16]) *Charles Fontaine:* La Victoire et triumphe d'argent [von Papillon], avec la response. Lyon 1537. — La Contr'amye de Court. Paris 1541. — Estreines. Lyon 1546. — La Fontaine d'amours. Paris 1546. — S'en suivent les ruisseaux de Fontaine. Lyon 1555. — Le Quintil. Horatian, sur la defense et illustration de la langue francoise. Lyon 1551. — Odes, enigmes et epigrammes. Lyon 1537. Ode de l'antiquité et excellence de la ville de Lyon. Lyon 1557. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 112. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 107; Bd. III, S. 299. S. Anm. [9]).

„ 148. Anm. [17]) *Hugues Salel*: Les Oeuvres de Hugues Salel. Paris (Priv. v. 23. Juni 1539); Lyon 1573. — Dialogue: auquel sont introduictz les dieux Jupiter et Cupidon (Ep. dedicatoire, Lyon 1538). — Goujet: Bibl. fr. Bd. XII, S. 1. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 382; Bd. IV, S. 242.

S. 149. Anm. 18) ***Mellin de Saint-Gelais:*** Saingelais, Oeuvres de luy, tant en composition que translation ou allusion aux Auteurs grecs et Latins. Lyon 1547. — Oeuvres poétiques. Lyon 1574, 1582; Paris 1719. Advertissement sur les jugemens d'astrologie, à une studieuse damoiselle. Lyon 1556. — Melin de Saint-Gelais: Oeuvres complètes, edition revue, annotée et publiée par ***Pr. Blanchemain.*** Paris 1873. 3 Bde. — J. F. Eusèbe Castaigne: Notice littéraire sur la famille Saint-Gelais. Angoulême 1836. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 456. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 114; Bd. V, S. 52. Niceron Mém. Bd. V, X.

„ 154. Anm. 19) ***François Habert:*** Suitte du Banny de Liesse. Paris 1541. La jeunesse du Banny de Liesse. Paris 1541. (Visions du Banny de Lyesse. Paris 1540. Suitte des Visions. Paris 1542.) — Combat de Cupido et de la Mort, epistres cupidiniques etc. Paris s. a. — Le Philosophe parfaict. Paris 1542. — Songe de Pantagruel, deploration de Du Bourg. Paris (Druckerlaubnis 1542). — Voyage de l'homme riche. Troyes 1543. — Deploration de feu M. Du Prat; exposition moralle de la fable de Venus, Juno et Pallas. Lyon 1545. — La nouvelle Pallas. La nouvelle Venus, par laquelle est entendu pudique Amour. Lyon 1547. — Le Temple de Chasteté, Epistres, Epigrammes etc. Paris 1549. — L'Histoire de Titus et Gisippus. L'Exaltation de vraie et parfaite Noblesse. Les quatre Amours. Le nouveau Cupido. Le Trésor de Vie. Paris 1551. — L'Institution de Liberalité chrestienne. Paris 1551. Epistres Heroides pour servir d'exemple aux Chrestiens. Paris 1550. — Harangue de la deesse Astrée. Paris 1556. Divins oracles de Zoroastre. Paris 1556. Les Metamorphoses de Cupido. Paris 1561. (Nach den Metamorphoses Amoris des Nicolas Buizard aus Attigny.) — La Croix-Du Verdier I, 223; III, 656. Goujet: Bibl. XIII, 8 (IX, 27, 162; X, 349; XI, 116, 406; VI, 25 ff. Niceron, Mém. XXXIII, 183.

„ 157. Anm. 20) ***Michel d'Amboise:*** Complaintes de l'Esclave fortuné. Paris (1529). — Secret d'Amours. Paris 1542. La Penthaire de l'Esclave fortuné. Paris (Priv. 1530). — L'esclave fortuné. Le Babilon. Lyon 1535. — Contrepistres d'Ovide par l'esclave fortuné. Paris 1541. Aglogue ou carme pastoral. Paris (s. a.). — Epistres veneriennes de l'esclave fortuné . . . avec toutes les œuvres par luy reveues et corrigees. Paris (Prolog. 22. Oct. 1532); 1534. — Les cent epigrammes avecques la vision, complainte de vertu, Biblis et Caunus. Paris (Priv. 1532). Deploration de la mort de Françoys de Valloys, s. l. n. a. (Paris 1536). — Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 227. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 117; Bd. V, S. 58.

5. Kapitel.

S. 158. Anm. 1) Von Lyon aus trat man schon seit 1524 mit *Zwingli* in Verbindung. *Antoine Du Blet*, ein angesehener Lyoner, reist in diesem Jahre mit Farel nach Zürich (Le Fèvre an Farel; Papillon aus Lyon an Zwingli; Herminjard Bd. I, S. 215, Anm.; S. 295) und bringt Briefe Zwingli's in seine Vaterstadt. Zwingli wird empfohlen, sein Buch „De vera et falsa religione" der Herzogin Luise zu widmen (Herminjard Bd. I, S. 297). Er widmete es ihrem Sohne und bezog sich in der Vorrede auf die Lyoner Freunde: Promiseram ante annum ferme multis trans alpes, doctis, piisque hominibus, quorum nonnulli multa mecum de plerisque fidei rebus coram contulerant, meam de Relligione sententiam latine scripturum. — *Pavillon* schreibt Anf. Okt. 1524 aus Lyon an Zwingli: in dies credentium numerus augetur (Herminjard Bd. I, S. 296).

„ 160. Anm. 2) *Maurice Sceve* kam 1533 auf der Durchreise nach Avignon und entdeckte hier in der Franziskanerkirche in einem Grabe, das der Familie de Sade gehörte, eine Bleikapsel, welche ein italienisches Sonett auf Pergament und eine Münze enthielt, auf welcher ein Frauenkopf abgebildet war mit den Buchstaben M. L. M. J. Sceve deutete dieselben: Madonna Laura morta iace (vgl. Bourciez, mœurs polies, S. 126; Gaspary a. a. O. S. 405; Bartoli, Stor. Litt. VII, 188; Körting, Petrarca S. 694). — Delie, object de plus haulte vertu. Lyon 1544, Paris 1564. (Délie, p. L. Perrin, mit Biographie Sceve's. 1862.) — Saulsaye, Eglogue de la vie solitaire. Lyon 1547. (Livre de plusieurs pieces, Paris 1548, enth. Saulsaye, Lyon 1548.) — Microcosme. Lyon 1562. (In Alexandrinern.) — Deplorable fin de Flammette (übers.). Lyon 1535. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 442. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 112; Bd. V, S. 50.

„ 162. Anm. 3) *Martial d'Auvergne:* Sensuyvent les cinquante et ung arrest d'amours. Paris, s. a. u. ö. Sensuyvent les cinquante et ung arrestz. Paris 1525. Les arrêts d'amour (par Lenglet du Fresnoy). Amsterdam (Paris) 1731.

„ 164. Anm. 4) *Leo Hebraeus:* Dialogi di amore composti per Leone medico. Vinegia 1541 (zuerst Roma 1535). Philosophie d'amour, par Den. Sauvage. Lyon 1551, 1559, 1577. Leon Hebrieu de l'amour. Lyon (Ponthus de Thyard) 1551. B. Zimmels: Leon Hebraeus, ein jüdischer Philosoph der Renaissance. Breslau 1886. (Steinschneider: Vierteljahrsschr. für Kult. u. Litt. d. Ren. II, 290.)

„ 164. Anm. 5) *Antoine Heroet*: La parfaite amye nouvellement composée par Antoine Heroet dict de la Maison neufue. Lyon 1542

(1543); 1542. Opuscules d'amour, par Heroet, La Borderie et autres divins poetes (Ch. Fontaine, Paul Angier, Papillon). Lyon 1547. (S. o. 1. Kap., Anm. 36). — Goujet: Bibl. fr. Bd. II, S. 141. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 40; Bd. III, S. 123.

S. 165. Anm. 6) ***Gilles Corrozet*** (1504—1568): Regretz et Complainte de Nic. Clereau (1529) (Anc. Poés. I, 109). Hecatomgraphie. Paris 1540. — Triste elegie (Francoys de Valoys, duc de Bretaigne). Paris 1536. (S. o. Kap. 4, Anm. 13). Deploration sur le trespas ... de Mme Magdalaine (1537; Rec. d'anc. poés. V, 234). Blason du mois de may. — Le compte du Rossignol. Paris 1546, Lyon 1547 (Anc. Poés. Bd. VIII, S. 49). — La Tapisserie de l'Eglise chrestienne. Paris 1549. La nativité vie passion etc. de Jesus Christ. Paris 1574. La fleur des sentences. Lyon 1548/49. Divers propos memorables des nobles et illustres hommes. Paris 1556, 1557 u. ö. Les Antiques erections des Gaules. Paris 1531, 1535. La fleur des Antiquitez, singularitez et excellences de Paris. Paris (1532), 1532 u. ö. (S. o. Kap. 1, Anm. 36). — Goujet Bd. X, S. 353; Bd. XIII, S. 98. Niceron: Mém. Bd. XXIV, S. 49. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 286.

„ 167. Anm. 7) ***Claude de Taillemond:*** La Tricarite. Lyon 1556. — Discours des champs faez. Lyon 1553; Paris 1557 (?), 1571, 1585; Lyon 1576. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 453. La Croix-Du Verdier Bd. III, S. 370.

„ 169. Anm. 8) ***Jean Boiceau*** (Borderie): L'Amye de Court. Paris 1544. Eclogue pastorale. Lyon 1539. — Goujet: Bibl. fr. XI, S. 148. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 454; Bd. IV, S. 354. — ***Paul Angier*** (nicht Augier) s. o. Anm. 5) — Goujet Bd. XI, S. 153. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 230; Bd. V, S. 176. — ***Papillon,*** Freund Marot's (I, 267; I, 287 à son amy Papillon, contre le fol amour) s. o. Anm. 5). — La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 338. Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 154. — ***Gilles d'Aurigny:*** Le tuteur d'amour etc. par Gilles d'Aurigny dit le Pamphile. Paris 1546, Lyon 1547, Paris 1553. La genéalogie des dieux poétiques. Hercules de Gaule par l'Innocent egaré. (Vgl. o. K. 1, Anm. 36). — Goujet: Bibl. fr. Bd. X, S. 45; Bd. XI, S. 165. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 283; Bd. IV, S. 48.

„ 171. Anm. 9) ***Battistà Fulgoso:*** Anteros, Contr'amours, ***Battistà Piatti*** (Platina) contre folles amours (von Thom. Sibilet, gedr. 1581). Circe de ***Giambattista Gello*** (10 Dialogues) p. Denys Sauvage. Lyon 1550. ***Leon Hebrieu*** s. o. Anm. 4). ***Castiglione,*** Courtisan par J. Colin. Paris (1537), s. l. n. a., Lyon 1538, Paris 1549. ***Colonna:*** L'Hypnerotomachie, par Jean Martin. Paris 1554. Les Azolains du Seigneur ***Pierre Bembo,*** Jean Martin. Paris 1557.

Sperone Speroni: Dialogues par Claude Gruget. Paris 1551. Dialogues d'honneur de *Jean Possevin* par Cl. Gruget. Paris 1557.

S. 175. Anm. 10) Champs faez, vgl. Du Verdier Bd. III, S. 371.

„ 175. Anm. 11) *Jeanne Gaillarde:* Du Verdier Bd. IV, S. 532, Marot (II, R. 20). — *Jeanne Flore:* Contes amoureux, touchant la punition que fait Venus de ceux qui meprisent le vrai amour. Paris 1532. Du Verdier IV, 532. — *Pernette du Guillet:* Rimes de gentille et vertueuse Dame. Lyon 1545. (Lyon 1856.) La Croix-Du Verdier II, S. 222; V, S. 188. — *Jacqueline Stuard* (Despériers, Rec. des Oeuvres, S. 162). — *Clemence de Bourges:* La Croix-Du Verdier Bd. III, S. 394. — *Scholastica Bettona* (Bectoz), Agostino della Chiesa, Theatro delle Donne illustre (Chenevière, Despériers S. 74). Dichtungen von ihr mitgeteilt von Chenevière (S. 79) [Saingelais, Oeuvres etc. Lyon 1547]. Chenevière nennt noch Jeanne Creste, die Schwestern Perreal, Sibylle Bullioud, Claudine Peronne, Catherine de Vauxelles, Julia Blanche, Marguerite de Bourg (a. a. O. S. 48) „toutes connues par leurs écrits ou par les hommages de leurs contemporains". Ein Ehrendenkmal hat François Billon den hervorragenden Frauen seiner Zeit errichtet in dem sonderbaren Buche: Le fort inexpugnable de l'honneur femenin. Paris 1555 (La Croix Bd. I, S. 209). Die dichtenden Frauen sind eine Erscheinung der Renaissance in Frankreich so gut wie in Italien (vgl. A. Borgognoni: Rimatrici Italiane ne' primi secoli. Nuov. Ant. 1886, Juli).

„ 177. Anm. 12) *Louise Labé:* Euvres de Louize Labe Lionnoize. Lyon 1555, 1556, 1556. Euvres de Loyse Labé lionnoise, du debat de folie et d'amour. Rouen 1556. (Oeuvres, Paris 1762; Euvres, Lyon 1824, 1844; Oeuvres, Paris 1853.) — Goujet: Bibl. fr. Bd. XII, S. 76. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 41; Bd. IV, S. 630. Niceron, Mém. Bd. XXIII, S. 242. — Laur: Louise Labé. Strassburg 1873. Sainte-Beuve: R. d. Deux Mondes. 1845. Documents historiques sur la vie et les mœurs de Louise Labé, p. P. M. G. (Gonon). Lyon 1844.

„ 185. Anm. 13) *Margarete von Navarra* (s. o. K. 1, Anm. 46), K. 2, Anm. 18) La Fable du Faux Cuyder, contenant l'Histoyre des Nymphes de Diane. Paris 1543 (Borderie: Discours du Voyage, 1546. Lyon 1547. Livre de plusieurs pieces. Lyon 1548). Marguerites de la Marguerite des Princesses par *Felix Frank.* Paris 1873. 4 Bde. — Le Malade, l'Inquisiteur zuerst veröffentlicht von Le Roux de Lincy (Heptameron).

„ 185. Anm. 14) *Victor Brodeau:* Les louanges de Jesu Christ, maistre Victor Brodeau. Lyon (1540), 1543. — Marot: Oeuvres Bd. II,

S. 163; Bd. III, S. 21. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 440. La Croix-Du Verdier Bd. II, S. 440; Bd. V, S. 559.

S. 186. Anm. 15) ***Estienne Dolet:*** Le second enfer d'Estienne Dolet. Troyes 1544, Lyon 1544, Lyon 1544 (Second Enfer et autres œuvres p. A. Martin. Paris 1830. 2 Bde.). — Exhortation à la lecture des Sainctes lettres . . . qu'il est licite et necessaire ycelles estre translatees en langue vulgaire. Lyon 1542. — La maniere de bien traduire s. l. n. a. (1540). Lyon 1541 u. ö. — Cato christianus, Stephano Doleto auctore. Lugduni 1538. — Carmina, Stephani Doleti. Lugduni 1538. — Francisci Valesii Fata. Lugduni 1539. (Les Gestes de François, Roy de France. Lyon 1540.) — Genethliacum Claudii Doleti. Lugduni 1539. (L'avant-naissance de Claude Dolet. Lyon 1539.) — Procès. d'Etienne Dolet, 1543—46, A. T. (Taillandier). Paris 1836. — Goujet: Bibl. fr. Bd. VII, S. 72; Bd. XI, S. 193. Niceron: Mém. Bd. XXI, S. 107. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 179; Bd. III, S. 495. (S. o. Kap. 1, Anm. 25).

„ 186. Anm. 16) ***Charles de Saincte Marthe:*** La poesie françoise. Lyon 1540. Oraison funebre de l'incomparable Marguerite, royne de Navarre, comp. en latin par Charles de Saincte Marthe; et traduicte par luy en langue françoise. Paris 1550. Oraison funebre de Françoise d'Alençon. Paris 1530. — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 196; Bd. XIII, S. 64. La Croix-Du Verdier Bd. I, S. 116.

„ 187. Anm. 17) ***Antoine Du Moulin:*** Panegyric des damoyselles de Paris. Lyon 1545. Continuation des erreurs amoureuses. Lyon 1551. (s. o. K. 1, Anm. 36). — Goujet: Bibl. fr. Bd. XI, S. 422. — ***Claude Gruget*** (gest. um 1560) hauptsächlich Uebersetzer, war auch Herausgeber des Heptameron (1559). Niceron XLI. Bd. — ***Denisot***: Tombeau de Marguerite de Valois, royne de Navarre, faict premierement en disticques latin par les trois sœurs (Anne, Marguerite et Jeanne de Seymour) princesses en Angleterre; depuis traduictz en grec, italien en françois etc. avec plusieurs odes, hymnes etc. Paris 1551. (Annae, Margaritae, Joanae Hecatodisticon et aliorum carmina. Paris 1550). — ***Jean de la Haye*** (Symon Sylvius): Comm. sur le banquet de Platon. Poitiers 1546. S. o. S. 163.

6. Kapitel.

S. 191. Anm. 1) ***Merlin***, Paris 1498 (3 vol.); Paris 1505 (3 vol.); eb. s. a. (3 vol.); eb. s. a. (3 vol.) — ***Perceval***, Paris 1530. — ***Lancelot du Lac***, Rouen 1488 (5 Tle., 3. vol.); Paris 1494 (3 vol.); Paris 1520 (3 vol.); Paris s. a. — ***Tristan,*** Rouen 1489 (2 Tle. in 1 Bd.);

Paris s. a.; 1514; 1526; 1533. *Sct. Greaal*, Paris 1516; 1524. *Ysaie le Triste*, Paris s. a. (3). — *Meliadus de Leonnoys*, Paris 1528. — *Meliadus* (Chevalier de la Croix), Lyon 1534; Paris 1535; eb. 1535. — *Petit Artus de Bretagne*, 1493; Lyon 1496; Paris 1502; eb. 1514. — *Gyron le Courtois*, Paris s. d. (um 1501); Paris s. d. (Anf. d. 16. Jahrh.). — *Perceforest*, Paris 1528 (6 Tle. in 3 vol.). Paris 1531—32 (3 vol.) — *Huon de Bordeaux*, Paris 1516; Paris; Lyon s. a., Rouen s. a. — *Galien Rethoré*, Paris 1550; eb. 1521; Lyon 1525; Paris 1527 u. ö. — *Guerin de Montglave*, Paris 1518; eb. s. a.; eb. s. a.

S. 193. Anm. 2) Die ritterlichen Devisen (Motto) beginnen bekanntlich im späteren Mittelalter auch in der Heraldik eine Rolle zu spielen (v. Radowitz: Devisen und Mottos des späteren Mittelalters. Stuttgart 1850). — Oft ist ein Sinnspruch, der mit sinnbildlichen Darstellungen auf Schilden bei Turnierspielen u. dgl. verbunden war, beibehalten worden als Wappenspruch. Der Sinnspruch ohne Bild oder das Bild ohne Spruch (âme sans corps, corps sans âme) ist weniger häufig als Sinnspruch (Devise) und Bild (Emblem): corps et âme (Varennes, Roy d'armes, Paris 1635), z. B. wenn König René von Sizilien nach dem Tode seiner Gattin Isabeau von Lothringen sich als Emblem einen Bogen mit zerrissener Sehne malte und darunter schrieb:

Arco per lentare piaga non sana,

oder Katherina von Medici nach Verlust ihres Gemahls als Sinnbild einen Berg ungelöschten Kalk, auf den es regnet, wählte, mit der Unterschrift:

Ardorem extincta testantur vivere flamma.

Die Humanisten zogen diese ritterliche Erfindung in ihr Gebiet: es entstehen die Emblemata (Ikones), kleine bildliche Darstellungen, im Holzschnitt vervielfältigt, mit lateinischen Epigrammen, Die älteste derartige Sammlung: Alciati Emblemata latina (Mailand 1522); ins Französische übertragen: Alciat, Emblemes latines, par Jean le Fevre, Lyon 1536 (1555); par Barthelemy Aneau, Lyon 1549. Neue Schriften derselben Art zuerst in *Lyon:* G. de la Perriere, La Morosophie. 1553 (Emblemes 1539). Aneau, L'Imagination poetique, 1552 (Picta Poesis). Auch Sceve hat in seiner Délie eine Anzahl Embleme von mythologischer Erfindung. Der humanistische Geschmack verwarf den mittelalterlichen Rebus, das Beginnen der „transporteurs de noms, lesquelz, voulans en leurs devises signifier espoir, font pourtraire une sphere; des pennes d'oiseaux pour peines — — que sont homonymies tant ineptes, tant fades, tant rustiques et barbares, que l'on devroit attacher une queue de

renard au collet — — à un chascun d'iceux qui en voudroient doresnavant user en France, *apres la restitution des bonnes lettres"* (Rab. I, 9). Das Bild sollte Sinn haben, der Spruch ihn auslegen.

Ihren Höhepunkt erreicht die Liebhaberei für Devisen erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts und in dem darauf folgenden Zeitalter; seit 1550 werden die Sammlungen von Emblemen, Devisen und Sentenzen viel zahlreicher (Joh. Sambucus, Paulus Jovius, Adrianus Junius, Theod. von Beza etc.).

Einzelne Devisen und Wahlsprüche aus dem 16. Jahrhundert: Margarete von Navarra: Ringelblume (non inferiora secutus); ihre Nichte Margarete: Olivenzweig von Schlangen umwunden: Rerum sapientia custos; Katharina von Medici: Regenbogen: Lucem fert et serenitatem; Cretin: Mieux que pis; Le Maire: De peu assez; Marot: La Mort n'y mord; Salel: L'honneur me guide; Sceve: Souffrir non souffrir; Corrozet: Plus que moins; Sagon: Velà de quoy; Habert: Fy de soulas.; Du Saix: quoy quil advienne.

S. 199. Anm. 3) La tres joyeuse, plaisante et recreative Hystoire, composée par le loyal serviteur, des faiz, gestes, triumphes et prouesses du bon chevalier sans paour et sans reprouche, le gentil seigneur de Bayart, Paris 1527; ed. Godefroy, Paris 1616; Grenoble [1651]; Petitot, Collection des Mémoires, Bd. XV u. XVI. (1827). Soc. Hist. de Fr. (éd. Roman), Paris 1878.

„ 199. Anm. 4) ***Symphorien Champier***, gest. um 1539 (Goujet: Bibl. fr. X, 206. Nic.: Mém. XXXII, 239), als Arzt und Gelehrter angesehen, gehörte zum Kreise der Lyoner Humanisten und ist als moralischer und wissenschaftlicher Autor (Nef de Dames vertueuses, Lyon 1503; Nef des Princes 1502; Doctrinal du Pere de famille etc.) wiederholt aufgetreten: Les Gestes, ensemble la Vie, du preux chevalier Bayard, avec sa genealogie etc. Paris 1525. (Allut, S. Champier. Lyon 1549.)

„ 200. Anm. 5) Die älteste vorhandene Ausgabe des Originals: Los quatro libros del muy esforçado cauallero Amadis de Gaula. Salamanca 1519. (Bibliot. de autores españ.: Libros de Caballerias p. D. Pascual de Gayangos. Madrid 1857.) Ueber Entstehung des Amadis: Gayangos a. a. O. Braunfels: Versuch über den Roman Amadis von Gallien. Leipzig 1876. Lemcke: Zeitschr. f. Rom. Phil. I, 136 flg. — ***Le premier livre d'Amadis de Gaule***, mis en françois par le seigneur des Essars Nicolas de Herberay, Paris 1540 (1548, 1550), 2. l. Paris 1541 (1550), 3. l. Paris 1542 (1547, 1550), 4. l. Paris 1543 (1555), 5. l. (Esplandian) Paris 1544 (1550), 6. l. (Perion, Lisuart de Grece) Paris 1546 (1557), 7. l. (Amadis de Grece) Paris 1546 (1550), 8. l. (Amadis de Grece) Paris 1548 (1550). — Les livres I—XII d'Amadis, Paris

1540—1556 (12 Tle. in 6 od. 4 Bdn.). (Paris 1548—1560; Paris 1557, Anvers 1561, Lyon 1575 u. ö.)

S. 211. Anm. 6) Le neuvieme Livre d'Amadis (Don Florizel) par Cl. Colet, Paris 1553. Le X. l. par Jaques Gohorry, Paris 1555; le XI. l. Paris 1554, le XII. l. Paris 1556, le XIII. l. Paris 1571, le XIV l. Paris 1571, le XIV. l. Paris 1577 (Chamberry 1576), le XV. l. par Gabr. Chappuys, Lyon 1577, le XVI l. par Nicolas de Montreux, Paris 1577. — Les XVI., XVII., XIX., XX. et XXI. livres par Gabr. Chappuys, Lyon 1578—1582. — Le Tresor des Livres d'Amadis de Gaule (Auszüge vortrefflicher Stellen, als Briefe, Reden, Klagen etc.). Lyon 1550, Anvers 1562, Lyon 1582, 1605. — Roman des Romans. Paris 1626—29. (7 vol.) — ***Gerard d'Euphrate***, Paris 1545, 1549. — Le premier livre du ***Nouveau Tristan*** (Maugin), Paris 1554, Lyon 1577, Paris 1586. — Histoire ***Palladienne***, par Cl. Colet (aus dem Italien.), Paris 1545. — ***Palmerin d'Olive*** (aus dem Italien.) von Maugin, Paris 1546.

„ 213. Anm. 7) Erst ***Rathery*** hat ein zuverlässiges, von den Ranken und Arabesken der Tradition gesäubertes Leben Rabelais' geschrieben, vornehmlich mit Benutzung der Angaben, die Rabelais' eigene Schriften enthalten und der urkundlich feststehenden und in Aufzeichnungen der Zeitgenossen verbürgten Thatsachen. Diese Zeugnisse sind am vollständigsten bei Marty-Laveaux (Rabelais, Oeuvres) III. Bd. Von Rathery sind auch benutzt worden: Antoine Leroy, Floretum philosophicum (Fr. Rabelaesii Gesta), Paris 1649; und: Rabelaesina Elogia (Ms. lat. Bibl. nat. Nr. 8704); Colletet: Histoire des poetes françois.

„ 216. Anm. 8) Rathery (Rab. Oeuvres, 2. Aufl., I, 28) und Marty-Laveaux (Rab. Oeuvres IV, 380) lassen nach alter Ueberlieferung (Clarorum virorum epistolae centum, Amstelod. 1702) diesen Brief an ***Bernard Salignac*** gerichtet sein, obgleich schon Herminjard (Corr. III, 414) ein Bruchstück desselben Schreibens mitgeteilt hat, das nach einer Kopie der Züricher Bibliothek ***Erasmus*** als den Adressaten bezeichnet. Rabelais hat in der That an Erasmus und nicht an Salignac geschrieben. Salignac soll nach Rathery der „fromme und gelehrte Mönch" sein, dont parle Voulté en des vers cités par M. Quicherat (Corresp. littér. III, 415, 1858—59), et dont le nom y est accolé à un Pylade anonyme, lequel pourrait bien être Rabelais lui-même. Dem stimmt Marty-Laveaux bei (c'est évidemment la lettre addressée à Salignac). Rabelais wäre der Pylades eines Mannes, an den er schreibt, ohne ihn je gesehen zu haben (qui me tibi facie ignotum, nomine etiam ignobilem), und dem er dem Namen nach kaum bekannt war? Vielmehr ergibt sich aus dem Inhalt des

Briefes Erasmus als der Empfänger; denn 1) sagt Rabelais, dass er im Auftrag von Georges d'Armagnac, des Bischofs von Rodez, einen Josephus zurückzugeben habe, was er thun werde, sobald sich eine Gelegenheit bieten sollte. Lyon war der geeignete Ort, um eine Sendung von Rodez nach Basel zu befördern. 2) Rabelais nennt Hilarius Bertulphus und sagt, dieser habe ihm eine Mitteilung gemacht über die Absichten desjenigen, an den der Brief gerichtet ist. Da Hilarius Sekretär des Erasmus gewesen war und mit ihm noch in Verbindung stand, wird man zuerst Erasmus als Adressaten des Briefes vermuten. 3) Die Bemerkung im Briefe, dass Scaliger nicht ein Pseudonym für Aleander sei, sondern der Name einer wirklichen Persönlichkeit, die wider den Empfänger des Schreibens geschrieben (adversum te scripsisse) konnte zunächst nur Erasmus angehen; denn in diese Zeit fällt sein Streit mit Scaliger. Die erste Oratio des letzteren, in der Erasmus aufs heftigste angegriffen und geschmäht wurde, erschien im Herbst 1531 (Druckerlaubnis vom 1. Sept. 1531) und Rabelais konnte sich als Unbekannter bei Erasmus nicht besser einführen als dadurch, dass er ihm Sicherheit verschaffte über die Person des Verfassers jener Schmähschrift. Die alte Ueberschrift des Briefes Bernardo Salignaco ist demnach fallen zu lassen und durch die richtige der Züricher Kopie zu ersetzen.

S. 234 Anm. 9) Les grandes et inestimables Cronicques du grant et enorme geant Gargantua, 1532. A. Lyon. Ib. s. d.; Lyon 1533 (vgl. Regis II, LXXXV flg., Marty-Laveaux, Rab. Oeuvres, Bd. IV).

(II. B.) ***Pantagruel:*** Les horribles et espouentables faictz et prouesses du tresrenommé Pantagruel, Roy des Dipsodes; composez par Maistre Alcofribas Nasier. Lyon, Nourry, [1532]. Pantagruel, 1533, Lyon, Fr. Juste (got.). Pantagruel, p. M[e] Alcofribas Nasier, 1533; Paris, s. a.; 1534 (Fr. Juste); Lyon 1542.

(I. B.) ***Gargantua:*** La vie inestimable du grand Gargantua, pere de Pantagruel, iadis composée par l'abtracteur de quinte essence. Lyon, Fr. Juste, 1535. Lyon, Fr. Juste, 1537; Garg. s. l. 1537; Pant., 1537 (Disciple de Pant., 1538).

Gargantua et Pantagruel: Lyon 1542 (Dolet). Grands annales ou cronicques tres veritables des gestes merveilleux du grand Gargantua et Pantagruel, 1542 s. l. Vie tres horrifique du grand Gargantua. Lyon, Fr. Juste, 1542 (ant.); Lyon s. a. [1542].

(III. B.) ***Le tiers livre*** des faictz et dictz heroiques du noble Pantagruel, composez par M. François Rabelais, docteur en medicine et calloier des Isles Hieres. Paris, Wechel, 1546; Tou-

louse 1546, Lyon 1546, Lyon 1547, Lyon 1557. Gargantua und Second livre. Valence 1547; Le tiers livre, eb. 1547; Paris (mit Priv.), corrigé par l'Autheur, 1552.

(IV. B.) ***Le quart livre*** des faictz et dictz heroiques du Noble Pantagruel. Lyon 1548. (Unvollständige Ausgabe des 4. Buches.)

Le quart livre des faicts et dicts Heroiques du bon Pantagruel, composé par M. François Rabelais, docteur en Medicine. Paris (Fezandat) 1552 (Priv. vom 2. Aug. 1550), Paris 1552, Rouen 1552, Lyon 1552, Paris (Fezandat) 1553, s. l. 1553, s. l. 1554.

(V. B.) ***Cinquiesme*** et dernier livre. 1564.

Oeuvres de M. François Rabelais (4 Bücher) mit Prognostication pantagr. s. l. 1553. — Les faictz et dictz, Troyes 1556; Oeuvres (4 Bücher) 1556.

Oeuvres, cinq livres. Lyon (Martin) 1558? (s. u. Anm. [10]); — Oeuvres de maitre Fr. Rabelais (Faits et dits du géant Gargantua et de son filz Pantagruel (Jac. le Duchat). Amsterdam 1711 (6 Tle. in 5 Bdn.); Amsterdam (Rouen) 1725; Paris 1732, Paris 1741. — Oeuvres, éd. Variorum, Esmangart et Eloi Johanneau. Paris 1823—26, 9. vol. — Oeuvres, collationnées sur les éditions originales, accompagnées d'un commentaire par Burgaud des Marets et Rathery, sec. éd. Paris 1882 (eklektischer Text). 2 Bde. — Oeuvres par Marty-Laveaux, Paris (1. B. 1542, 2. B. 1542, 3. B. 1552, 4. B. 1552, 5. B. 1564). 1868 f. — Oeuvres par Louis Moland. Paris.

Regis: Meister Franz Rabelais, Gargantua und Pantagruel. Leipzig (1. Teil, Text 1832; 2. Teil, 1. Abt., Anmerkungen, 1839 2. Abt., Anmerkungen, 1841).

Arnstädt: François Rabelais und sein Traité d'éducation. Leipzig 1872.

Epistres de Rabelais. Paris 1651. (Marty-Laveaux III. Bd.) Pantagrueline Prognostication pour l'an mil DXXXIII par Maistre Alcofribas architriclin du dit Pantagruel. Lyon.

S. 257. Anm. [10]) Das 5. Buch in kürzerer Form zuerst als Isle sonnante par maistre François Rabelais. (Lyon) 1562. Le cinquiesme et derniere livre des faictz et dictz heroiques du bon Pantagruel. (Lyon) 1564, 1565. — Zu den inneren Gründen gegen Rabelais' Autorschaft kommt noch das Zeugnis Antoine Du Verdier's, der, 1544 geboren, später dem Kardinal François Du Bellay nach Rom gefolgt ist und gut unterrichtet sein konnte. Er sagt (Prosopographie, Lyon 1609, III, 2452; vgl. Marty-Laveaux IV, 309 f.): Son (Rabelais) malheur est que chacun s'est voulu mesler de Pantagrueliser, et sont sortis plusieurs livres soubs son nom adioustez à ses œuvres, qui ***ne sont pas de luy***, comme ***l'Ile son-***

nante faicte par un Escholier de Valence, et autres. Und das Zeugnis von Louis Gujon (Diverses Leçons, Lyon 1604, S. 386): Quant au livre dernier qu'on met entre ses œuvres, qui est intitulé l'isle sonnante, qui semble à bon escient blasmer et se mocquer des gens et officiers de l'Eglise catholique, ie proteste qu'il ne l'a pas composé, car il se fit long temps apres son decez, i'estoy à Paris lors qu'il fut fait, et sçay bien qui en fut l'autheur qui n'estoit Medecin.

Ferner Anspielungen (im Prolog auf Margareten's Heptameron — 1558 —, im 18. K. auf Scaliger's Exercitationes contra Cardanum — 1557 —, die Nachahmung zweier Schwänke Despériers' — 1558 —, s. o. S. 281) lassen es gewiss erscheinen, dass das 5. Buch erst nach Rabelais' Tode entstanden ist. Die vorhandene Handschrift (Bibl. Nat.) rührt nachweislich nicht von ihm her.

Zwingender ergibt sich die Unechtheit des 5. Buches aus den Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs (z. B. das häufige „nauf" in se retira en sa nauf, retirasmes en nostre nauf IV, 42, 47 u. ö. fehlt im 5. Buch, wo ebenso oft von dem Schiffe gesprochen wird; auch das „wir" des Erzählers, durchgängig im 5. Buch, ist höchst selten in den echten Büchern), des Satzbaues (z. B. 5. B. 1. K. ist die Koordination der Sätze — et nous fut dit — et entendismes — et nous sembloit — durchaus abweichend von Rabelais' Gebrauch), des ganzen Stiles und Tones überhaupt.

S. 275. Anm. 11) Ausserdem werden genannt und angeführt: Livius, Cato, Varro, Servius, Caesar, Verrius Flaccus, Trogus Pompeius, Opilius Macrinus, Vopiscus, Macrobius, Ammian, Valerius Maximus, Valerius Flaccus, Quintilian, Lucrez, Ovid, Catull, Juvenal, Auson — Philostrat, Apollodor, Aelian, Plotin, Artemidor, Aelian, Dioskorides, Apollonius von Tyana, Arrian, Pausanias, Strabo, Pollux, Nikandros, Theophrast, Diogenes Laertius, Anthologie, Pindar, Kallimachus, Theokrit, Sophokles, Aesop u. a. m.

„ 278. Anm. 12) Dass Rabelais diese Manier nicht aufgebracht hat, sondern nur den spielenden Witz der „Rhetoriker" sich in solchen Partien (s. o. S. 259) zum Muster nahm, zeigen die oben S. 75 gegebenen Beispiele; wie volkstümlich diese Scherze waren, beweist Songecreux (s. o. S. 71) und eine Anzahl anderer populärer Gedichte gleichen Stiles (Anciennes Poésies, Bd. I, S. 13, 269, Bd. XIII, S. 119.).

Ausser solchen zusammenhängenden Witzbelustigungen (vgl. auch Rab. III, 38) und fortgesetzten Coq à l'asne (Rab. II, 11—13) sind durch das ganze Buch Wortspiele und Klangwitze verstreut, die gleichsam unter dem Zeichen der auf der Isle des Alliances

(IV, 9) herrschenden Gewohnheiten stehen. Beispiele (Wortspiele): divin — du vin (I, 27); a quoi vaut elle — vaut toile (I, 52); diamant faulx — di amant faulx (II, 24); pers vert — pervers (II, 31); au cul passions — occupations (Prol. III); en vain — en vin (ib.); aspre au potz — à propos (III, 7); non Maunettes — mais Monettes (III, 16); prouchatz — prou sacz (III, 42); jeu n'est-ce — jeunesse (VI, 15); Perseus — perce jus (IV, 53). In demselben Geiste sagt der Rhetoriker Bouchet: l'amoureux vieillart — sent trop le viel lart.

Klangspiele: Portant hotte, cachant crotte, ployant rotte ou cassant motte (3. Prol.), gross gras, grand, gris livre (I, 1); grand gras gros gris pourceau (IV, 41); Les uns mouroient sans parler, les autres parloient sans mourir, les uns se mouroient en parlant, les autres parloient en mourant (I, 27); beuvoit composant, beuvant composoit (Prol. III), au son de ma musette, mesureray la musarderie des musards (Prol. III); estre mort par estre mords (IV, 17).

Aehnlich die Vorrede zu den Metam. von Clém. Marot (s. o. K. 3, Anm. 11) oder Despériers (zu Margarete): Ils cuyderont que faulte deloyale se soit trouvée en moy, ce que *n'est pas*, et Dieu me doint plustost le mien *trespas!* or que de toy je sois loing et *remot*, je ne croy point que ce *contraire mot*, ce mot jamais ayt prins en toy *naissance*, veu ton vouloir, dont j'ay bien *cognoissance*.

S. 279. Anm. 13) Nur der „beauté de rhetorique" zu Gefallen wird ein gleichbedeutendes Fremdwort neben einander gestellt „*lacteanes* ou autrement *gallaceanes*" sagt Gringore (s. o. S. 81) „*receptacle* ou *gazophilace*" Jean Marot (Vorr.), oder mit Umschreibung sagt Bouchet zweimal dasselbe: „sa grande robbe estoit *inconsutille*, et *sans consture* à façon tres subtille (Ep. fam. XI). So verfährt Rabelais nicht, er braucht das Fremdwort, weil es ihm zuerst einfällt, ohne sich die Mühe zu nehmen, den entsprechenden französischen Ausdruck aufzusuchen, wie: mut (III, 19), vulgue imperit (III, 37), jubes (Mähne III, 36), vitrices, noverces (III, 44), malivole (II, 3), moleste (I, 30), corrode, nosocome, muliebre, eximé (II, 14), ulle (IV, 8), copie (Fülle, II, 8), angustie (II. 19), lucisque orgose (λυκὶς ὀργῶσα, II, 22), auriflue energie (auriflua ἐνέργεια, IV, 53) u. s. w.

„ 281. Anm. 14) I, 31; I, 50; II, 8; III, 31; IV, 3. 5. Ohne Zweifel ist hier die Absicht vorhanden einer künstlerischen Behandlung der französischen Prosa nach dem Muster der lateinischen Periode mit ihren Einschachtelungen, Zwischenschiebungen und Vorausstellungen. So beginnt Gallet seine Rede:

Plus juste cause de douleur naistre ne peut entre les humains que si, du lieu dont par droiture esperoient grace et benevolence, ilz reçoivent ennuy et dommage. Et non sans cause (combien que sans raison) plusieurs venus en tel accident, ont ceste indignité moins estimé tolerable que leur vie propre; et en cas que par force ny autre engin l'ont peu corriger, se sont eux mesmes privés de ceste lumiere. Donc merveille n'est si le roy Grandgousier est, à ta furieuse hostile venue, saisy de grand desplaisir, et perturbé en son entendement.

Etwa: Justior causa doloris nasci non potest inter mortales quam si ex quo loco iure sperabant gratiam et benevolentiam, molestiam ac damnum accipiunt. Nec sina causa, quamquam sine ratione, complures quibus talia acciderant, hanc ignominiam minus tolerabilem propria vita aestimavere, atque si eam nec vi nec ingenio corrigere potuerant, se ipsos hac luce privaverunt.

Wie viel weniger beeinträchiigt ist der leichte Gang der französischen Prosa in der Erzählung und im Gespräche in I, 25, 32; II, 17; III, 37!

S. 282. Anm. 15) Voyage et navigation que fist Panurge, disciple de Pantagruel aux isles incongneues, s. l. 1538 (Paris s. a.). — *Navigation de Panurge.* Lyon 1543. — Navigation du compagnon à la Bouteille 1545 (Held der Geschichte ist Bringuenarille, Rab. IV, 11) u. ö. — La Mithistoire barragouyne de Fanfreluche et Gaudichon, Guillaume des Autelz. Paris 1574 (Rouen 1578). — Songes drolatiques de Pantagruel. Paris 1565.

„ 282. Anm. 16) Nicolas de Troyes: Grand Parangon de nouvelles Nouvelles, p. p. Mabille. Paris 1869.

„ 282. Anm. 17) Comptes du Monde adventureux, p. A. D. S. D. Paris 1555; dass. par Felix Frank. Paris 1878. 2 Bde.

„ 283. Anm. 18) ***Despériers***: Chenevière: Bonaventure Des Periers, sa vie, ses Poésies. Paris 1585. — Recueil des Oeuvres de feu Bonaventure des Periers, Vallet de chambre de Treschrestienne Princesse Marguerite de France, Royne de Navarre. Lyon 1544. — Apologie de Marot contre Sagon (Disciples 1537). Prognostication des Prognostications. Paris 1537. (Anc. Poés. V, 224.) — Premiere comedie de Terence, traité de quatre vertus. Lyon 1555. — Cymbalum Mundi en françoys, contenant quatre dialogues, poetiques fort antiques ioyeux et facetieux. Paris 1537. Dass. Lyon 1538. — Cymbalum Mundi, par ***Felix Frank.*** Paris 1874. — „Cymbalum Mundi“ stammt aus der Vorrede der Hist. natur. des älteren Plinius: Apion quidem grammaticus, hic quem Tiberius Caesar ***cymbalum mundi*** vocabat, quum propriae famae tympanum potius videri posset (vgl. Oeuvres, ed. Lacour I,

313). — Les nouvelles Recreations et joyeux devis. Lyon 1558, eb. 1561, Paris 1564, eb. 1565, eb. 1568 (32 Novellen hinzugefügt), eb. s. a., Lyon s. a., Lyon 1571, Paris 1572. — Des Periers: Oeuvres françoises par Louis Lacour. Paris 1856. (2 Bde.)

S. 285. Anm. 19) ***Marguerite de Navarre:*** Histoires des Amans fortunez, dediées à tres illustre Princesse Marguerite de Bourbon, duchesse de Nivernois. Paris 1558. (Pierre Buaistuau, unvollst., 67 Nov.) — L'Heptameron des Nouvelles de tres illustre et tres excellente Princesse Marguerite de Valois, Royne de Navarre, par Claude Gruget. Paris 1559, Paris 1560, s. l. n. a., Lyon 1561, Paris 1567, Lyon 1572, 1578, 1581, Paris 1574, Paris 1581, Rouen 1598. — L'Heptaméron des Nouvelles de — — Marguerite d'Angoulême, reine de Navarre (par Le Roux de Lincy). Paris 1853. 3 Bde. — L'Heptaméron de la Reine Marguerite de Navarre, par ***Felix Frank.*** Paris 1870. 3 Bde.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

F. X. BEER, Kgl. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Weinstrasse No 18/II.

F. X. BEER, Kgl. Hofbuchbinder
→ MÜNCHEN ←
Weinstrasse No. 18/II.

F. X. BEER, Kgl. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Weinstrasse Nr. 18/II.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Birch-Hirschfeld, Adolf,

Geschichte der französischen Litteratur seit Anfang des 16. Jahrhunderts

Bd.: 1

Stuttgart 1889

H.lit.p. 61 ge-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11167359-7